


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

DER GENIALE MENSCH.

DER
GENIALE MENSCH

VON

CESARE LOMBROSO
PROFESSOR DER PSYCHIATRIE AN DER UNIVERSITÄT TURIN.

AUTORISIRTE ÜBERSETZUNG

VON

DR. M. O. FRAENKEL.

HAMBURG.
VERLAGSANSTALT UND DRUCKEREI ACTIEN-GESELLSCHAFT
(VORMALS J. F. RICHTER).
1890.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Inhaltsverzeichniss.

Vierter Theil.

Die Entartungs-Psychose des Genies.

Einleitung.

Niemals bin ich bisher in die Lage gekommen, wie es hier der Fall ist, die früheren Auflagen eines meiner Bücher nicht mehr gelten zu lassen. Niemals aber auch hat die ursprüngliche, bei ihrem Auftauchen unvollkommene Idee solche Wandlungen erfahren, dass sie den Verfasser in die Nothwendigkeit versetzt, seinem Ziele Schritt vor Schritt nahe zu rücken, ohne es vielleicht ganz zu erreichen.

Die Idee, dass das Genie auf einer Psychose beruhen könne, hatte mir zwar öfter vorgeschwebt, ich hatte sie aber immer von mir abgewehrt. Blosse Ideen, ohne sichere experimentelle Grundlage, gelten ja übrigens heutzutage nicht mehr; sie sind wie todtgeborene Kinder, die sich zeigen, um gleich darauf zu verschwinden.

Es war mir früher vergönnt gewesen, mehrere Degenerationsmerkmale beim Genie zu entdecken, die als Basis und Kennzeichnung für fast alle erblichen Geistesstörungen dienen, — aber die übertriebene Ausdehnung, die man damals der Degenerationstheorie gab, und noch mehr der zu unbestimmte Charakter, den die ganze Auffassung erhielt, liess mich

davon abstehen, so dass ich mir wohl die Thatsachen merkte, aber die Folgerungen zu ziehen unterliess.

Wie soll man auch nicht vor dem Gedanken schaudern — die erhabensten Aeusserungen des menschlichen Geistes auf eine Linie mit dem Wesen von Idioten und Verbrechern gestellt zu sehen!

Die neueren teratologischen Forschungen, namentlich die von GEGENBAUER, haben jedoch ergeben, dass die rudimentären Bildungen nicht immer für einen wirklich niedrigen Grad sprechen, sondern dass sie häufig als Ersatz für eine beträchtlichere Entwickelung, für einen nach anderer Richtung hingeschehenen Fortschritt dienen.

Die Reptilien haben mehr Rippen als wir, die Affen und Vierfüssler besitzen eine grössere Zahl Muskeln als wir und ein ganzes Organ, das uns fehlt (Schwanz). Aber nur infolge des Verlustes jener Theile haben wir unser geistiges Uebergewicht gewonnen.

Steht das fest, so schwindet jede Scheu vor der Theorie der Degeneration. Wie die Riesen für ihre Höhe mit Unfruchtbarkeit und mit verhältnissmässiger Verstandes- und Muskelschwäche büssen, so haben auch die Geistesriesen mit Entartung und Geisteskrankheit für ihre übermässige Geisteskraft zu büssen. Aus diesem Grunde begegnet man der Degeneration auch häufiger bei ihnen als bei den Irren.

Andererseits hat diese Theorie gegenwärtig einen so sicheren Weg eingeschlagen, dazu stimmt sie so ganz zu meinen Forschungen über das Genie, dass ich sie unmöglich zurückweisen könnte und in ihr nicht eine indirekte Bestätigung meiner Ideen erblicken sollte.

Darin besteht aber auch nur das Neue in dieser letzten Ausgabe meines Werkes, dem ich darum einen anderen Namen gegeben habe, aus dem man das Näherrücken zum Ziele, d. i. zur Lösung der Frage über das Wesen des Geistes erkennen möge.

In dieser Hoffnung bestärken mich die neuerdings entdeckten Merkmale der Degeneration[1] und noch mehr die Unsicherheit der Ansichten, die man der in Aussicht stehenden Lösung der Frage über das Genie gleich entgegenhielt. So behauptet JOLY in etwas sehr bequemer Haltung: „Es ist eigentlich überflüssig, die Hypothese vom Irrsinn des Genies zurückzuweisen, da Kraft nicht zugleich Schwäche, Gesundheit nicht Krankheit ist? Ueberdies sind die zu gunsten der Hypothese angeführten Fälle nur vereinzelte."

Weiss denn der Arzt nicht, dass bei Fiebernden, Delirirenden und Epileptischen die Kraft gerade ein Zeichen von Krankheit ist? — Der zweite Einwurf ist hinfällig, sobald die Fälle so zahlreich auftreten, dass sie nicht mehr als Ausnahmen gelten können.

Es ist ja sicher, dass es Genies gab, bei denen die Verstandeskräfte vollständig im Gleichgewicht blieben, aber sie zeigten dann Mängel im Fühlen, im Gemüth, — die von Niemand bemerkt oder vielmehr angemerkt worden sind.

Bis in die letzten Jahre haben die Geschichtschreiber, die mehr Chronisten als Psychologen waren, sehr sorgfältig alle auf Fürsten, Völker und Kriege bezüglichen Begebenheiten überliefert, die in den Augen der Menge von grosser Wichtigkeit sind, alles andere aber, was das Gedankenleben angeht, haben sie unbeachtet gelassen; sie haben uns nie, oder fast nie, über Krankheiten und Zeichen von Entartung etwas mitgetheilt von denen die Familie der grossen Männer oder diese selbst heimgesucht worden sind, — ferner hat die ausserordentliche Eitelkeit der Letzteren, diesen, mit Ausnahme sehr weniger (Cardano, Rousseau, Stuart Mill, Renan), nicht gestattet, derartige Enthüllungen uns zu hinterlassen. — Wenn ein Freund nicht zufällig einmal Richelieu bei einem epileptischen Anfalle überrascht hätte, wer hätte je so etwas sich träumen lassen?

---

[1] J. MAGNAN, *Annales Médico-pschychologiques*, 1887. — SAURY, *Études cliniques sur la folie héréditaire*, 1886.

Wer würde glauben, dass Cavour zweimal Selbstmordversuche gemacht hat, wenn es nicht Berti und Mayor in ihren Memoiren brächten. — Wäre Taine nicht einer der Wenigen, die einsehen, wie nützlich die Psychiatrie für das Studium der Geschichte sein kann, so hätte er nicht die Züge herausgefunden, die den Beweis für Napoleons moralischen Irrsinn liefern. Carlyles Frau schrieb kurz vor ihrem Tode den Bericht über die Qualen nieder, die sie von ihm erduldet hatte. Wenige Frauen thun das und, die Wahrheit zu sagen, wenige Gatten werden derartige Memoiren veröffentlichen. — Wie viele erblicken noch in dem berühmten Maler Aiwasowski ein engelgleiches Wesen, in ihm, der Hunderte von Armen unterstützt und seine Frau und Kinder verhungern lässt?

Dazu kommt, dass moralischer Irrsinn, der am häufigsten beim Genie vorkommt, diejenige Form von Geistesstörung ist, die sich am schwersten kontrolliren lässt, so dass sie von den Meisten während des Lebens geleugnet wird, wo der Irrenarzt sie schon deutlich erkennt.

Giebt es nicht noch sehr einflussreiche Männer, die den Wahnsinn des Königs Ludwig von Bayern in Zweifel ziehen und offen leugnen?

Uebrigens giebt es in der Natur keine individuellen Fälle; alle besonderen Fälle sind der Ausdruck und die Folge eines Gesetzes und, wie man es in der Sprache der Statistik nennt, der Punkt einer Reihe. Die Thatsache, dass gewisse grosse Geister irr gewesen sind, gestattet uns vorauszusetzen, dass, allerdings in minderem Grade, bei den anderen Genies eine Psychose vorhanden sei.

Joly wirft ferner ein, dass zwar viele Genies sehr früh sich gezeigt haben — Rafael mit 14, Mozart mit 4 Jahren —, dass es jedoch auch spätreife gab wie Alfieri. — Allerdings ist die Frühreife ein Merkmal des Genies, aber eben um deswillen, weil es eine Neurose ist, kann ein Trauma, eine Intoxikation dasselbe auch noch später entwickeln, und kann es,

wie jede von Reizung der Hirnrinde abhängige Neurose, je nach dem Angriffspunkt ein verschiedenes Gesicht zeigen, obgleich ihr Wesen sich gleich bleibt.

In der That behalten die sehr seltenen frühreifen Genies den ihnen eigenthümlichen Charakter bei.

Hailes sagt in seinem Buche über Kunstgenie, das Genie sei nur eine Weiterbildung der gewöhnlichen Lebensverhältnisse; demnach besässen wir Alle, prosaisch wie wir sind, etwas vom Genie. Wie kommt es aber doch, entgegnet ihm Brunetière mit Recht, dass nur einer ein grosser Maler oder Dichter wird und keiner von uns Andern? Und wie können so viele Philosophen behaupten, worin sie recht haben, dass das Genie in der übermässigen Entwickelung einer Geistesfähigkeit auf Kosten der anderen besteht?

Es ist ein Monstrum, sagen die Gegner. — Wohl! aber auch die Monstra unterliegen bestimmten Gesetzen für die Missgeburten.

Nach Brunetière (s. *Revue des Deux Mondes* 1886) „bestehen für das Genie keine Gesetze, weil es die höchste Entfaltung des Menschenthumes ist und weil es sich um eine Individualität handele; über die letztere habe aber die Wissenschaft keine Gewalt; für Genie und Heiligkeit gebe es kein Gesetz, weil sie besondere Fälle seien. Heiligkeit sei Tugend plus eines Etwas, das dem Tugendhaften fehlt".

Abgesehen davon, dass man mit dieser Definition nichts weiter sagt, als dass Heiligkeit Heiligkeit sei, zeigt sich gerade an dieser Stelle der Irrthum des Verfassers. Heiligkeit und Tugend nämlich sind es gerade, die öfter im Uebermaass betrieben werden auf Grund von Geisteskrankheit. Uebrigens giebt es überhaupt kein Geschehen, das nicht einem Gesetz unterworfen wäre, am wenigsten im vorliegenden Falle, wo uns die Theorie der Degeneration ein Gesetz an die Hand giebt, wonach in den Fällen, in denen Neurosen bei dem Genie selbst nicht auftreten, die Lücken durch seine Vorfahren ausgefüllt werden.

Brunetière sagt ferner: „Das Einzige, was für das Genie charakteristisch, ist die Besonderheit seiner Fähigkeiten, die es von allen Denen unterscheidet und trennt, welche dieselben Eigenschaften zu besitzen scheinen. An dieser Art von Individualität müssen alle Theorien über das Genie scheitern."

Er bedenkt jedoch nicht, dass man dasselbe von den Wahnsinnigen und Verrückten sagen kann.

Endlich sagt er: „Es giebt talentvolle Menschen, wie Addison und Pope, denen das Genie abgeht, und geniale Menschen ohne Talent, wie Sterne." — Diese beiden Dinge widersprechen sich indes nicht. Mangel an Talent, oder besser: an gewöhnlichem Verstand, ist gerade eine Eigenschaft des Genies, die für Neurose und Psychose spricht, und ein Zeichen dafür, dass Hypertrophie gewisser Seelencentra durch theilweise Atrophie anderer Centra ausgeglichen wird.

Die erste Behauptung stösst unsere Schlüsse nicht um, sondern bestätigt sie vielmehr. Freilich ist Talent nicht Genie, ebensowenig wie Laster Verbrechen ist: Es giebt aber Uebergänge von dem einem zum anderen, zufolge des ununterbrochenen Stufenganges in allen Naturerscheinungen — Natura non facit saltus.

Ich muss allerdings gestehen, dass ich in diesem Buche öfter freiwillig und unfreiwillig Genie und Talent zusammengeworfen habe, nicht weil das eine von dem anderen überhaupt nicht verschieden sei, sondern weil die Trennungslinie oft ebenso schwer herzustellen ist, wie die zwischen Laster und Verbrechen. Ein Genie in der Wissenschaft, welchem die Hülfsmittel und die passende Erziehung fehlen, z. B. ein Gorini, wird weit weniger leisten, als ein von Geburt an und durch eine gute Schule begünstigtes Talent.

Uebrigens — und das ist ein Punkt, der für uns wesentlich in Betracht kommt — sind die geistesstörenden Folgen und Aehnlichkeiten für das Eine wie für das Andere dieselben, weil der Talentvolle, auch ohne Genie, wirkliche, wenn auch

geringe Anomalien jeder Art sehen lässt; ein selbst mittelmässiges Talent kann sich bis zu dem Grade abmühen und erschöpfen, dass es die pathologischen Hirnsymptome des Genies ebenfalls zeigt und Spuren davon bei seinen Nachkommen hinterlässt. Auch der übrigens seltene Fall kann vorkommen, dass der Talentvolle, ähnlich dem Genialen, von Neurotischen und Irren abstammt. Die Erklärung dafür ist leicht. Wenn das Genie Folge von zeitweiliger mächtiger Reizung eines starken Gehirnes ist, so ist das Talent ebenfalls von einer Hirnrindenreizung, aber von einer solchen geringeren Grades und von einem minder grossen Hirn abhängig.

Der richtige Normalmensch ist weder wissenschaftlich gebildet noch gelehrt; er ist der Mensch, der arbeitet und isst, fruges consumere natus.

Unsere Natur, so pflegt man aber zu sagen, sträubt sich gegen eine Auffassung, die darauf ausgeht, die höchste Entfaltung des Menschengeistes auf die schmählichste und traurigst entartete Stufe des Daseins, auf die des Blödsinnes und Wahnsinnes herabzuziehen. Es ist das traurig, ich leugne es nicht. Lässt denn aber nicht die Natur aus einem ähnlichen Keim und auf einem und demselben Erdkloss die Nessel und den Jasmin, den Sturmhut und die Rose wachsen?

Kann man den Botaniker für solche Zufälle tadeln? Vielleicht macht man ihm gar noch ein Verbrechen daraus, dass er sie, wenn sie einmal bestehen, so wie sie sind, aufnimmt und nicht lieber verleugnet?

Uebrigens ist der Widerwille eine Gemüthsäusserung, aber kein vernünftiger Grund, und diese Art von Empfindung wird durch die Grösse des Zieles und durch die Verbindung mit einer grossen Reihe von Naturerscheinungen gemildert. Auch finden wir, das jener Widerwille beim Volke nicht gar so gross ist, denn es stimmt in seinen Weissthümern damit überein — wie in so vielen andern Dingen, vor denen die akademisch gebildete Welt muthwillig die Augen schliesst.

Dafür spricht z. B. in den ältesten Sprachen Sanskrit und Hebräisch die Gleichbedeutung der Wörter Prophet und Irrsinniger (Nigrata und Nevi); ebenso die Sprichwörter: Matti edi fanciulli indovinano, Kinder und Narren sprechen die Wahrheit; Un fol avise bien un sage; Saepe etiam est morio valde opportune locutus u. a. m.

Noch beweisender ist die Thatsache, dass der Geisteskranke bei allen rohen Völkern gefürchtet und verehrt wird von den Massen, die ihm oft die oberste Gewalt übertragen.

Die Ueberzeugung davon hat sich bis in die Neuzeit erhalten, allerdings unter einer Form und in einer Weise, die dem Genie zum Nachtheil gereicht, indem man ihm in der Welt eine Rolle zu spielen versagt. — Es ist ja eine bekannte Sache, die keiner Beläge bedarf, dass man genialen Menschen, so lange sie leben, nicht bloss ihren Ruhm abstreitet und ihnen wohl gar (die Freiheit und) die Subsistenzmittel entzieht. Nach ihrem Tode wird das durch Denkmäler, Klagelieder und rhetorische Floskeln ausgeglichen!

Weshalb das geschieht? Nicht die Eifersucht von Nebenbuhlern, nicht der stets das Genie befehdende und von ihm besiegte Neid der Mittelmässigen ist daran ausschliesslich schuld. Nein, es ist das, was dem Genie fast immer abgeht — einige grosse Politiker ausgenommen, unter denen ausserdem hervorragende Beispiele (wie Bismarck) vorkommen —, es ist der Takt, die richtige Mitte, der praktische Sinn, die bei den Massen als die einzigen wirklichen Tugenden gelten und die im Gesellschaftsleben allein von Nutzen sind.

Le bon sens vaut mieux, que le génie, Gerader Verstand ist mehr werth als Genie, sagt ein altes französisches Sprichwort. „Der gerade Verstand," sagt Mirabeau, „ist das Fernhalten jeder zu lebhaften Leidenschaft; umgekehrt, nur die Menschen mit grossen Leidenschaften können gross sein." Der Verstand schlägt ausgetretene Wege ein, das Genie thut das nie.

Darin liegt es denn nun, dass der gemeine Mann die grossen Männer so leicht, und zwar nicht ohne Grund, wie Narren behandelt, während der Gelehrtenhaufe ein Geschrei erhebt, wenn man die allgemeine Meinung zu einer Theorie erhebt, wie es hier geschieht.

Hören wir dagegen, was CHARLES RICHET sagt:

„Es hat seine Schwierigkeit, den Begriff Genie zu definiren. Niemand wird eine genaue Grenzlinie zwischen dem Geistreichen und dem Talentvollen und zwischen dem Talentvollen und dem Menschen von gewöhnlicher Beanlagung ziehen können. Ist das aber nicht mit jeder Klassifikation der Fall? Wir wollen indes nicht in die alte Sophisterei der Griechen verfallen, mit der sie behaupteten, es gäbe keinen Kahlkopf, weil man die Zahl der Haare, von der aus die Kahlköpfigkeit beginne, nicht genau angeben könne. — Lassen wir also die Grenzlinie beiseit und halten uns an dem Beispiel derjenigen Männer, deren Genie unbestritten ist, als Dante, Pascal, Shakespeare, Newton, Goethe, Victor Hugo, Leonardo da Vinci, Rafael, Napoleon I.

Was diese grossen Männer kennzeichnet, ist, so scheint es mir, dass sie von dem, was sie umgiebt, sich unterscheiden. Sie förderten Gedanken zu Tage, welche die mit ihnen Lebenden nicht hatten und nicht haben konnten. Sie sind grundlegend, originell. Mir scheint die Originalität das einzige Wahrzeichen für die Geistreichen zu sein. Sie sehen mehr, besser und vor allem anders als der gewöhnliche Menschenschlag.

Diese Eigenschaft der Originalität ist unerlässlich für das Genie. Es ist das so einleuchtend, dass es fast kindlich erscheint, es noch zu betonen. Nehmen wir einen Maler, der sehr exakt, sorgsam arbeitet, übrigens eine sehr geschickte Hand besitzt. Thut der nun nichts anderes, als dass er malt, wie man vor ihm gemalt hat, und bringt er kein neues Verfahren auf in Kolorit, Wahl der Gegenstände, Gruppirung der Personen, in der Vertheilung der Lichter auf seinen Bildern,

so kann man wohl von einem Talent, aber nicht von einem Genie sprechen.

Dazu muss er erfinden, Neues schaffen; denn ohne Neuerung kein Genie. Um aber Neues zu geben, muss derselbe Mann aufs schärfste von den anderen Malern sich unterscheiden. Seit Leonardo da Vinci gab es vielleicht fünfundzwanzig geniale Maler auf dem ganzen Erdenrund, aber auch mindestens eine Million mittelmässiger. Um aus dieser Menge hervorzuragen, um sein Genie zu beweisen, muss ein Maler besser oder, um nicht vorzugreifen, anders beschaffen sein, als die Million der unbekannten Maler.

Auf diesem Anderssein als die übrigen Menschen scheint denn nun das Genie zu beruhen.

Die Folgerung aus diesem einfachen Satze, dass das Genie von den übrigen Menschen sich unterscheidet, ist leicht zu finden. Das Genie ist abnorm, zum mindesten dadurch, dass es sieht, was Andere nicht sehen.

Laplace sagt: „Die Entdeckungen bestehen in der Verknüpfung derjenigen Ideen, welche zu einander passen und bis dahin vereinzelt standen.“ Der geniale Mensch weiss die Fäden zu dieser Verknüpfung herauszufinden, die dem gewöhnlichen Sterblichen entgehen — und darin besteht das Seltene, das Abnorme.

Dasselbe ist bei den Irren der Fall. Sie haben originelle Gedankenverbindungen im Ueberfluss, die plötzlich hervorschiessen und bisweilen in lächerlichen Sprüngen sich kundthun, wo aber stets unvorhergesehene und öfters ingeniöse Gedankenreihen sich enthüllen.

Was folgt daraus? Es folgt, dass diese geistreichen Menschen, die sich über die sie umgebende Mittelmasse erheben, nicht die gewöhnliche Geistesgesundheit besitzen.

An ihnen haften zugleich leibliche wie geistige Flecken. Sie haben Verfolgungs- oder Grössen- oder religiöse Wahnvorstellungen. Sie gehören Familien an, in denen Degenerirte

und Irre zahlreich sind; die meisten unter ihnen sterben kinderlos, oder die hinterlassenen Kinder haben nicht das normale geistige und leibliche Ebenmaass. Der Mann von Geist ist also der Mensch, der mehr, Besseres und Anderes thut, als die anderen seiner Zeitgenossen. Er ist mithin abnorm, d. h. eine Ausnahme.

Aber die Natur liebt keine Ausnahmen, sie lässt sie verschwinden, sie sorgt vor allem für die Gleichmässigkeit der Rasse. Sie ist wesentlich demokratischen, gleichmacherischen Wesens. Die geistige Aristokratie der genialen Häupter liebt sie nicht. Sie duldet sie nur unwillig und ist bemüht, diese Hochstreber wieder in Reih und Glied treten zu lassen.

Im Alter von 11 Jahren erfindet Pascal die Geometrie, mit 18 Jahren belebt er die Physik. Ist das nicht eine befremdende, fast erschreckende Anomalie, dass ein Kind in einem Alter, wo man noch Ball spielt, grossartigere und tiefere Gedanken hat, als die Lehrer von zwanzig Jahrhunderten? Um ein Pascal zu werden, muss man krank sein, krank im wahren Sinne des Wortes, d. h. anomal. Ich weiss nicht, ob man sich des Wortes degenerirt (entartet) bedienen darf, wie Herr Lombroso es thut, denn es erscheint mir fast wie eine Entweihung. Ich würde lieber progenerirt sagen (sit venia verbo).[1]

Degeneration oder Fortschritt — der Mann von Geist ist ein fremdartiges, ein anomales Wesen, dem keine Dauer vergönnt ist.

Es sei erlaubt, ein Beispiel anzuführen, das man vielleicht etwas respektwidrig finden wird. Stellen wir uns vor, wir hätten eine Handvoll Samenkörner von anscheinend ganz gleichem Aussehen. Die streut man aus und sie entwickeln sich gleichmässig, so dass sie schliesslich mit wenig Unterschied fast gleich hoch geschossen sind. Dennoch wird es unter

[1] Anm. des Uebers. — Degenerirt und anomal bedeutet dasselbe, — aus der Art geschlagen.

ihnen abweichende Typen geben, die einen werden sämtlich klein bleiben, die andern sehr gross werden und über das mittlere Maass hinausgehen. Nun denn, die einen wie die andern, die grossen wie die kleinen, werden für ungehörig, für krank gelten. Es thut nicht viel zur Sache, ob die Entwickelung zu stark oder zu schwach vor sich ging, weil in beiden Fällen (Entwickelungshemmung oder Uebermaass) die Entfernung von dem gemeinen Mittelzustand eine zu grosse war.

A priori kann man demnach sehr wohl begreifen, dass die geistreichen Leute, als solche, die dem Mittelschlag der Menschen unähnlich sind, mit eben dem Recht wie die Irren eine anders beschaffene Intelligenz besitzen als die gewöhnlichen Sterblichen.

A posteriori findet man den Belag für die angedeutete Aehnlichkeit in sehr häufigen und merkwürdigen Beispielen. Wenn man das Leben einer grossen Zahl hervorragender Personen ein wenig näher beschaut, so findet man in ihrem geistigen Habitus und Gebahren etwas Mangelhaftes, Krankes, Pathologisches, wodurch sie den Geistesgestörten näher rücken. Man entfernt sich eben nicht ungestraft von dem gemeinen Dasein der gewöhnlichen Menschen. Die grossen Männer haben fixe Ideen, Vorurtheile, Suchten und Angewöhnungen, moralische Verkehrtheiten, Konstitutionsfehler, Lücken im Denken, mitunter Hallucinationen und Wahnideen. Stolz, Empfindlichkeit, reizbares Temperament (genus irritabile vatum), Furcht sind Seelenzustände, die bei ihnen bisweilen einen hochgradig krankhaften Anstrich bekommen. Das sind die psychischen Flecken an ihnen, die, wenn es ihnen auch gelingt, sie zu verstecken, doch bei ihren Nachkommen stärker zum Vorschein kommen. Nie würde ich einer Frau dazu rathen, den Sohn eines berühmten Mannes zu heirathen. Sie thäte besser, sich den Sohn eines tüchtigen, unwissenden Bauern zu nehmen. Für ihre etwaigen Kinder wäre dann, was die Gesundheit betrifft, besser gesorgt.

Die Art und Weise, wie die Geistreichen arbeiten, bietet Gelegenheit zu noch interessanteren Vergleichungen. Bei dem Abfassen eines grossen Werkes tritt entschieden etwas Unvermitteltes, Spontanes hervor, was die gewöhnliche Denkweise verdutzt, entweder durch die Kühnheit und Kraft oder durch die Ueberraschung, mit der es auftritt. Man erwirbt den Geist nicht etwa mit grosser Anstrengung. Bisweilen kostet ein tiefer, plötzlicher Gedanke keinerlei Mühe. Buffons berühmtes Wort: „Genie est une longue patience“ („Geist ist Geduld“) scheint nicht ganz richtig zu sein. Niemals hat Geduld etwas anderes als ein ehrenwerthes, maassvolles Werk geschaffen. Das Genie ist maasslos, unmessbar, mag es sich um ein Gemälde, ein Theaterstück, eine mechanische Aufgabe oder um eine Schlacht handeln.

Thomas Corneille hat vielleicht ebensoviel Geduld gehabt, wie sein berühmter Bruder, und doch hat er nichts zu geben vermocht, was an den „Cid“ heranreicht. Nimmt man die halbe Million elfjähriger Schüler, die in dieser Stunde an den Anfangsgründen der Grammatik ihres Landes und an dem Dezimalsystem kauen, ihre sämtliche Geduld wird nicht zu stande bringen, was Pascal in ihrem Alter spielend that.

Es giebt also im Denken des genialen Menschen etwas Maassloses, Ausserordentliches, folglich Fremdartiges. Derselbe Charakter des Fremdartigen wohnt auch im Denken des Irren Die bizarren Gedankenverbindungen sind es, ebenso wie die Träume des Haschischrauchers und die Gedankensprünge des Maniakalischen, die uns ausser Fassung bringen.

Man höre nur, was Lombroso weiterhin von einem Irren erzählt, der sich den Bart streicht und dabei sagt: „Das ist das Letzte für die Helminthen!“ In raschem Fluge sieht er sich fast gleichzeitig hingerichtet, begraben und von Würmern verzehrt.

Bei den Dichtern vor allem ist die Schnelligkeit bizarrer Gedankenverbindungen oft erstaunlich. Die Irren gebrauchen

bekanntlich allerlei Calembours und Allitterationen, wie Chat — Chapeau — l'eau — Manchon — fanchon. Dieses Verfahren steht dem der Poesie sehr nahe. Ich spreche nicht etwa von der schlechten Reimerei, sondern von der hohen, wahrhaften Poesie der Meister, z. B. Victor Hugos. Unzweifelhaft ist bei Victor Hugo das Wort das Anregende für die nachfolgende Idee. Bei einem mittelmässigen Dichter stellt sich erst eine Idee und dann das Wort ein, um sie auszudrücken. Bei einem grossen Dichter geht die Inspiration der Idee voraus, d. h. das Wort entsteht sozusagen unwillkürlich. Das weitere geschieht fast ohne es zu wollen, erzwungen durch die Aufeinanderfolge der Worte und Reime. Die geistige Arbeit ist dabei fast unbewusst. Bei Victor Hugo folgt ununterbrochen eine funkensprühende Reihe von Worten, jedes Wort ist ein neues Bild, eine neue Idee. Die Bilder fordern einander heraus, Reim folgt auf Reim, und neue Ideen sprudeln unablässig hervor, stets von den Ideen, d. h. von den vorangegangenen Reimen, hervorgerufen.

Auch bei den grossen Erfindern ist die Idee, wie bei den grossen Dichtern, fast unwillkürlich. Sie ist bisweilen barock und verwunderlich. Wie oft hört man von wunderbaren Erfindungen in Irrenhäusern! Oft hat nicht viel gefehlt, dass derartige Thorheiten zu genialen Entdeckungen gestempelt wurden. Dieser Analogie fehlt nichts, nicht einmal die Feindseligkeit der Verständigen, welche die grossen Entdeckungen mit Wahnsinn verwechseln. Verachtung und den Spott der Zeitgenossen haben selbst die grössten Erfinder erdulden müssen. Napoleon hat Fulton wie einen Narren behandelt, die Pariser Akademie der Wissenschaften hat sogar, wenn auch nur tagelang, an der Möglichkeit der Telephonie gezweifelt. Die grossen Entdeckungen haben eben das mit den Träumereien der Irren gemein, dass sie über die uns geläufigen Vorstellungen hinausgehen.

Was dürfen wir aber daraus für einen Schluss ziehen?

Etwa den, dass die grossen Dichter und die grossen Erfinder geisteskrank sind? Bewahre! Wie LOMBROSO, so protestire auch ich dagegen, wenn man uns eine solche Meinung unterschieben wollte.

Denn wenn auch das Genie hie und da etwas dem Irren Aehnliches zeigt, so unterscheidet es sich doch von letzterem durch eine wesentliche Eigenschaft. Die schnelle und bizarre Auffassung hat es allerdings gleich dem Irren, aber es hat noch etwas mehr, etwas, das seine Auffassung fruchtbar macht und nicht zu fruchtloser Abgeschmacktheit verkommen lässt, das ist die Klarheit und Weite der Anschauung.

Die meisten Menschen leben in einem Zustande halben Träumens; sie sind unfähig die Beziehungen der sie umgebenden Gegenstände zu erfassen, ohne sich jeden Augenblick der Wahrheit der Aussendinge zu vergewissern, ohne etwas tiefer zu ergründen, da sie nur die Oberfläche der Dinge erkennen und nur ein Ohr für ihre Träume haben, denen sie getreulich Folge leisten; sie reagiren nicht, lassen sich von den Ereignissen mit fortreissen und ermangeln vollständig des kritischen Vermögens, mit Hülfe dessen die Verirrungen des abschweifenden Geistes zufolge der steten Erkenntniss der konkreten Wirklichkeit kontrollirt und gezügelt werden.

Die Irren leiden mehr als die normalen Menschen an der Verstandesschwäche, die nicht sieht, was um sie her vorgeht. Sie träumen ganz und gar.

„Das Irresein,“ sagt GÉRARD DE NERVAL (der sich leider nur zu gut darauf verstand), „ist das Ueberschäumen des Traumes in das wirkliche Leben.“

Bei den Irren giebt es keinen Zügel gegen das Durchgehen, kein Machtgebot, die Wahrheit der Dinge hat keinen Einfluss.

Die geistvollen Menschen haben dagegen, neben ihrer feurigen und allezeit sprungfertigen Einbildungskraft, grosse kritische Einsicht, welche bei ihnen unmittelbar und fast gleich-

zeitig mit der schöpferischen Ideenbildung thätig ist. Diese Mischung von kritischem und Erfindungsgeist macht ihre Stärke aus.

Im Grunde genommen ist dieser kritische Geist vielleicht lediglich ein erweitertes Gebiet der Intelligenz, so dass schliesslich die geistvollen Menschen nur darin von den Irren sich unterscheiden, dass sie nicht eine vereinzelte, sondern eine ganze, fast unendliche Reihe von Gedankenverbindungen besitzen, die sich in grosser Anzahl auf dem breiten Raume ihrer Intelligenz niederlassen; die Weite ihres Denkens befähigt sie, den Uebermuth ihrer Einbildungskraft zu zügeln.

Man darf demnach bei jeder genialen Leistung zwei Elemente unterscheiden, einerseits das originelle und anomale Schaffen, andererseits den Geist des Ueberblicks und der Kritik. Der Irre besitzt den Sinn des originellen Schaffens, ist aber nicht im stande, ihn durch eine strenge Kritik zu mässigen. Der gewöhnliche Mensch besitzt vielleicht etwas kritischen Geist, aber es fehlt ihm das originelle Schaffen; so ist auch er, wenn auch aus anderen Gründen als der Irre, unfähig, etwas Grosses zu leisten.

Man wird hier den Einwurf machen, wo man die Menschen unterbringen soll, die zwar kein Genie, aber doch Talent und Verdienst besitzen, — wenn es wahr ist, dass es von den verschiedenen Formen der Intelligenz, von der des grössten Genius bis zur Mittelmässigkeit, bis zum Dümmsten, keinen Uebergang giebt.

Lombroso spricht nicht allein von mächtigen Geistern, sondern auch, und das ziemlich oft, von Leuten mit zum Theil recht geringen Verdiensten; viele derselben sind sogar den Gelehrten unbekannt geblieben. Streng genommen darf man zugeben, dass die Geistreichen abnorm sind. Dehnt man aber diesen Satz auch auf die Talentvollen aus, so führt das zu weit.

Freilich ist es schwierig, ja fast unmöglich, die Grenzen zwischen Genie und Talent, Talent und Verdienst, Verdienst

und Unbedeutendheit zu ziehen. Aber es lässt sich doch erkennen, dass bei Menschen von grossem Talent ein gewisses Maass von Erfindungs- und Schöpfungskraft vorhanden und dass dieses die Seite ist, von der aus der Talentvolle dem Genialen sich nähert.

„Verbrechen hat, wie Tugend, seine Grade," sagt ein Dichter. So ist es auch mit der Erfindung. Mancher Dichter, der ganz Ehren- und Anerkennenswerthes geleistet hat, kann in Augenblicken der Begeisterung eine erhabene Dichtung schaffen. Leider ist das jedoch nur ein Aufblitzen. Er kommt nicht wieder dazu; es war nur eine Stunde genialen Schaffens und nichts weiter. Da hätte also sein Geist mit den dem Irren eigenthümlichen Geistesmitteln gearbeitet, d. h. mit wunderlichen und überraschenden Gedankenverbindungen, welche anderen Menschen nicht zu Gebote stehen. Die Befähigung zu solchen Verbindungen deutet, und wenn sie nur eine Stunde währt, auf eine gewisse Originalität, mag letztere auch weniger tief und dauernd sein als bei höher Begabten, welche den dazu Befähigten immerhin der Reihe der gewöhnlichen Sterblichen enthebt.

Warum soll man nun nicht zugestehen, dass jeder mit Geistesarbeit Beschäftigte zwei verschiedene psychische Kräfte besitzt, einerseits die Schöpferkraft, die in dem Vermögen besteht, kühne, unvorhergesehene Gedanken aneinanderzureihen, andererseits das kritische Vermögen, welches jene fremdartigen Gedankenreihen durch ihnen widersprechende zügelt und zurechtsetzt.

Drücken wir es in der dem Physiologen geläufigen Sprache aus, so heisst das: es giebt zweierlei Erscheinungen, Bewegungsdrang und Bewegungshemmung. Das Mittel aus diesen beiden sich widerstrebenden Kräften ist die definitiv ausgeführte Bewegung.

Die Irren haben zwar den Impuls, den Bewegungsdrang, aber es fehlt ihnen das Hemmungsvermögen. Die Hemmung

bedeutet hier so viel wie tiefes Nachdenken, reifes Urtheil, Erwägung des Geschehenen, Verbindung des Vergangenen mit der Gegenwart und der Zukunft, Erkenntniss des Möglichen und des Wirklichen. Nichts von alledem hält bei dem Irren den Bewegungsdrang auf, und da die Bewegung ungeordnet und maasslos ist, so verfehlt sie das Ziel. Gewöhnliche Menschen besitzen einen entwickelten kritischen Verstand; sie sind aber ausser stande, die originelle Regung, die zu grossen Thaten befähigt, zu empfinden und bleiben deshalb mittelmässig, verständig aber mittelmässig, d. h. sie gehen nicht über die hergebrachten Gedanken ihres Kreises hinaus. Der Geniale dagegen vereinigt jene beiden Geistesvermögen in sich. Er besitzt den mächtigen Reiz zum Schaffen und er berichtigt, infolge seines klaren Blickes und seines weiten geistigen Gesichtskreises seine unbedachte Begeisterung vermöge eines richtigen und strengen Urtheils.

Eigentlich sind diese beiden psychischen Vorgänge nicht voneinander zu trennen; wir nehmen die künstliche Scheidung nur behufs wissenschaftlicher Prüfung vor, sonst sind bei jeder Geistesoperation diese beiden Arten von Gedankenbildung gemeinsam in Thätigkeit.

Welches Geisteswerk man auch prüfen mag, man wird die beiden sich widersprechenden Richtungen entdecken, aus welchen diese oder jene geistige Schöpfung hervorgeht.

Es ist von diesem Gesichtspunkt aus nicht uninteressant, die Werke grosser Meister zu betrachten. Sowohl in der Malerei, als auch in der Poesie, in den Wissenschaften und in der Industrie wird man die beiden Richtungen in ihren verschieden auftretenden Verhältnissen herausfinden.

Findet man z. B. nicht, dass in Poës Werk Phantasie, Erfindung, originelles Schaffen, aussergewöhnliche Gedankenverknüpfung das kritische Element vollständig überwuchern? Poë war übrigens ein wenig Dipsomane und sogar Alkoholiker. Wenn seine Werke wirklich genial sind — bedeutend sind sie

auf jeden Fall —, so ähneln sie doch zum Sprechen den Verirrungen eines Verrückten.

Die tiefe, feinsinnige, unerbittliche psychologische Zergliederung, wie sie bisweilen Irrsinnige, die an folie raisonnante leiden, ausüben, findet man in unvergleichlich kräftigem Maasse in Dostojewskis Verbrechen und Strafe, und dieser gewaltige Schriftsteller hatte nicht weniger als Poë seine Verstandeslücken. Einige bizarre Reden, die er seine Personen halten lässt, sehen ganz wie die eines Irren aus. Gleichwohl ist in diesem Buche ein Scharfsinn unverkennbar, der weit über den Scharfsinn der gewöhnlichen Menschen hinausragt. Wenn das nicht Genie ist, so steht es dem Genie doch sehr nahe.

Bei anderen Schriftstellern herrscht die kritische Seite vor. Dennoch sind sie nicht ohne eine gewisse schöpferische, erfinderische und originelle Begabung. Voltaire, der die guten und die schlechten Seiten des französischen Geistes vertritt, besass den kritischen Sinn und sozusagen die geistige Hemmungskraft im höchsten Grade. Sein klarer und weiter Blick wusste sofort die schwache Seite der Dinge aufzufinden. Mehr als irgend Jemand war er für das Wirkliche empfänglich und liess sich durch Träumerei nicht irren. Uebrigens war seine dichterische Erfindungsgabe verhältnissmässig schwach, und trotzdessen, welche Einbildungskraft, welche Einfälle! Ist das nicht auch Erfindung? Man lese seinen Briefwechsel, die Briefe, die er ohne alle Mühe schrieb, und man wird über die Fülle von Ideen erstaunt sein. Sie strömen sozusagen über, wie sie aus seiner Feder fliessen. Es ist eine immerwährende Inspiration. Beissender Spott! überraschende Wendungen, geistvolle Worte! das ist doch alles auch eine Form von Erfindung und nicht zu verachtender Art. Wenn Voltaire nichts als seinen geraden Verstand besessen hätte, so würde er nicht der König Voltaire, der Meister und geistige Führer des 18. Jahrhunderts, von dem wir geradeswegs stammen, geworden sein.

Was wir über schönwissenschaftliche Arbeiten sagen, gilt auch für die Fachwissenschaften. „Ohne Begeisterung,“ sagt NOVALIS, „giebt es keinen Mathematiker.“ Hohe Mathematik, ohne Einbildungskraft betrieben, ist so viel, wie zu trauriger Mittelmässigkeit verurtheilt sein. Physik, Chemie, Medizin, Naturgeschichte verlangen nicht allein Kenntniss, Geduld, Fleiss und kritischen Sinn, sondern auch Einbildungskraft. Ohne eine gewisse Originalität, ohne etwas Wunderliches in der Auffassung kann ein ganzes Gelehrtenleben farblos und träg in den Fusstapfen oder vielmehr im Geleise seiner Vordermänner sich hinschleppen.

Auch in den Wissenschaften giebt es grosse und kleine Erfindungen. Mancher Gelehrte hat einen Blitz des Genius empfunden, den er später, sein ganzes Leben lang nicht wieder hervorzubringen vermag. (Schwann, der grosse Erfinder der Zellentheorie, ist ein glänzendes Beispiel dafür.) Zwischen dem Geistesblitz des Genies und dem Leuchten des Talentes findet man aber zahlreiche Uebergänge.

In den Wissenschaften und Künsten ist es indes mit der Erfindung allein nicht abgethan. Es bedarf da auch einer langen Geduld, eines klaren, weiten Blickes und vor allem einer hartnäckigen Ausdauer, ja Zähigkeit. Die Irren besitzen Erfindungsgabe und Originalität. Aber auf ihre fixe Idee beschränkt, in Träumen verloren, gleichgültig gegen die wirkliche Welt, die sie von allen Seiten umgiebt, und in der sie ein Berichtigungsmittel für ihre Phantasien finden würden, erblicken sie nichts als ihre Idee, d. h. einen fast unmerklichen Punkt; alles übrige ist ihnen verschlossen. So bleiben sie unbeweglich bei ihrer Auffassung stehen, wodurch ein Fortschritt sich von selbst verbietet und enorme, unverbesserliche Irrthümer entstehen. Wenn eine Idee nicht bestritten und umgemodelt wird durch naheliegende Ideen, so geräth sie in Gefahr zu verderben; das richtige, gesunde, in Sachen der Wissenschaft erforderliche Urtheil hängt vielleicht von der Weite unseres geistigen Gesichtsfeldes ab.

Ich wiederhole jedoch, auch die Weite genügt nicht allein, es bedarf zugleich der Erfindungsgabe. Für sich allein sind beide nicht ausreichend. Die beiden Eigenschaften müssen beisammen sein, wenn es gilt ein grosses Werk zu schaffen. Studirt man das Werk eines der grössten Gelehrten, dessen unser Land sich rühmen kann, Lavoisiers, so erstaunt man, wie die beiden geistigen Fähigkeiten so glücklich darin gemischt sind. Erfindungsgabe! Niemand hat sie in gleichem Grade besessen. Er findet jeden Augenblick neue Methoden. Er entdeckt sehr einfache Dinge, die vor ihm Tausende von Beobachtern unbeachtet gelassen haben. Er denkt an alles; er analysirt das Wasser, den Staub, den Alkohol, er entdeckt die Gährung, er weist den Mechanismus der Wärmeerzeugung durch lebende Wesen nach, er bestimmt diese Wärme, er schafft eine chemische Nomenklatur, die Thermochemie, er ahnt die „Erhaltung der Kraft“ und beschäftigt sich ausserdem mit Wirthschaftspolitik, Statistik und Industrie. In allem steht er obenan. Ueberall, wohin er seinen Adlerblick wendet, bringt er eine neue Gabe. Was Andern entgeht, ihm entgeht es nicht. Mit wunderbarem Scharfblick hat er die Umgestaltung der ganzen Chemie vorausgesehen, so, dass unsere heutige Chemie mit ihren bewundernswerthen Entdeckungen in grossen Umrissen schon Lavoisiers gewaltigem Geiste vorschwebte.

Aber auch dieser umfassende und scharfsinnige Geist wäre unvollkommen geblieben, wenn der tiefe kritische Sinn ihn nicht gezügelt hätte.

Eine Hypothese aufstellen ist ganz hübsch. Man muss aber das Experiment nach der Hypothese machen und zusehen, worin sie etwa mangelhaft ist. Sich durch seine Idee nicht blenden lassen, im Besitz der Erkenntniss der Wirklichkeit sein, die Beziehungen fern voneinander liegender Thatsachen ermitteln und wissen, worin man sich täuscht — das ist das Eigenthümliche des Genies.

Vor kurzem hat Pasteur, der anerkanntermaassen eins

der grössten Genies unserer Zeit ist, in einem Vortrage geäussert, die Kritik sei die Bedingung zu fruchtbarer wissenschaftlicher Arbeit. Ich möchte den klugen Worten meines berühmten Lehrers nicht widersprechen, gleichwohl scheint es mir, dass der kritische Geist an sich nichts vermag, wenn er nicht von der Erfindungsgabe befruchtet wird. Pasteur ist selbst eines der glänzendsten Beispiele für die Vereinigung des findigen und des kritischen Geistes. Wenn er, bevor er seine schönen Versuche über Generatio aequivoca, Panspermie, Abschwächung der Gifte anstellte, die Dinge nicht schon geahnt hätte, so wäre er zwar ein ausgezeichneter Chemiker und scharfsinniger Naturforscher, aber nicht das geworden, was er ist. Die gefährliche Hirnerkrankung, an der er vor 20 Jahren gelitten, hat seine Intelligenz nicht vermindert, sondern sicherlich erhöht. Man darf annehmen, dass unter ihrer Einwirkung nicht sein kritischer Sinn, sondern seine Erfindungsgabe und Einbildungskraft gewachsen seien. Denn ich meine, man könne leicht eben so wackere Kritiker finden, wie es Pasteur ist, aber wer besitzt wie er die Gabe der Findigkeit und der schöpferischen Kraft!

Ein Gelehrter hat das Recht, eine fast delirirende Einbildungskraft zu besitzen, nur muss er es verstehen, sie in Schranken zu halten vermittelst ausgedehnter Kenntnisse und durch den Scharfsinn eines strengen und unbeugsamen kritischen Geistes.

Zum Schlusse der sehr langen Vorrede werde ich mir erlauben zur Erhärtung meiner Ansicht ein Beispiel anzuführen, das einem genialen Werke, einem der hervorragendsten Erzeugnisse des menschlichen Geistes entnommen ist, dem Don Quixote von Cervantes.

Don Quixote hat grossartige und fruchtbare Ideen. Er ist ein grosser Neuerer, mit einer Seele, die für Recht und Gerechtigkeit glüht. Er besitzt von allem erstaunliche Kenntnisse und Ansichten, wunderlich und erhaben über die landläufigen

Meinungen seiner Zeitgenossen und Landsleute. Er begreift schnell, er findet und verbindet die seltensten Ideen. Er hat die auf den ersten Wurf gewinnende Findigkeit der Neuerer, der Entdecker und der geistreichen Menschen. Etwas mehr praktischen Verstand, und er würde die Menschheit reformiren. Leider aber ist er toll, wirklich toll. Denn es fehlt ihm jede Spur kritischen Geistes; er giebt sich über die wirklichen Dinge keine Rechenschaft, er schwebt in den Wolken, er hält seine Wahngebilde für wahre Dinge, er sieht alles wie im Traum und schreitet durch das Leben wie ein Nachtwandler, unfähig, das, was ist, von dem, was nicht ist, zu unterscheiden. So erreicht er denn auch seinen Zweck nicht und hat das Unglück, alle seine Unternehmungen elendiglich scheitern zu sehen. Trotz seiner Mühen, trotz seines Muthes und seiner kühnen Pläne ist es sein Geschick, in einem Irrenhause zu enden. Denn er ist ein ausgemachter Narr, ein Narr, reif für die Tolljacke.

Ihm zur Seite wandelt auf seinem Esel sein ehrlicher Schildknappe Sancho Pansa. Sancho hat keinen Erfindergeist. Er theilt den Aberglauben und die Vorurtheile mit dem gemeinen Volke. Er wiederholt naiv alles, was seine Freunde wissen. Er denkt, spricht und handelt wie alle Welt; er ist immer auf der Erde und unfähig, sich über das, was seine Väter gedacht haben, aufzuschwingen, er folgt der Landstrasse und ist in seinem Dorfe wegen seines praktischen Verstandes berühmt. Alle Phantasien seines Herrn beantwortet er mit guten, verständigen Gründen; er ist immer bei der Wahrheit und er ist immer im Recht gegen Don Quixote.

Nun denn; in jedem Manne von Geist muss die Seele des Don Quixote und die Seele Sanchos sich beisammen finden. Don Quixotes Seele, um vorwärts zu gehen, die betretenen Wege zu verlassen, um Anderes und Besseres als die gewöhnlichen Menschen zu leisten; Sanchos Seele, weil die Originalität zu nichts führt, wenn sie nicht durch gesunden

Sinn, richtiges Urtheil und Erkenntniss des Wirklichen erleuchtet wird.

Darum, weil sie nicht Don Quixotes Kühnheit und Phantasie besassen, sind so viele bedeutende Gelehrte an grossen Entdeckungen und Werken vorübergegangen, ohne sie auszuführen. Aber viele arme Thoren haben an Chimären ihr Sinnen verschwendet ohne Nutzen für sich und die Menschheit, weil ihnen Sancho Pansas hausbackene Weisheit gefehlt hat."

So weit Richet. Dem Vorwurf, den man (Tarde) mir macht, dass ich Theorien auf Ausnahmen aufbaue, könnte ich entgegenhalten, dass die Ausnahme selbst immer einem Gesetz untersteht, oder gerade heraus gesagt, dass es in der Natur keine wirkliche Ausnahme giebt.

Von Denjenigen, die zu viel geraden Verstand besitzen und nicht merken, dass dieser der Lösung jeder grossen Aufgabe zuwider ist, weil man der Wahrheit eher auf Umwegen, als auf den ebenen Landstrassen begegnet, kann man das Umgekehrte wie Tarde sagen.

Aber diese Gaben und Mängel, die ihr in grosser Zahl findet und aus denen ihr ein besonderes Wesen machen wollet, besitzen Alle, auch die ohne Genie. Das ist sehr wahr. Ihr abnormes Wesen beruht jedoch auf der Quantität und Qualität, es zeigt sich vor allem in dem Widerspruch mit der Gesamtheit der übrigen Eigenschaften, die ihre Persönlichkeit ausmachen. Grosse Eitelkeit ist auch bei den Köchinnen zu finden, aber nur in dem, was ihren Stand angeht —, eine Eitelkeit, die so weit geht, dass sie sich für Gott halten, haben die Köchinnen nicht.

An Zerstreutheit leiden wir ja auch wohl sämtlich, doch nicht so stark, dass wir unsern eigenen Namen vergessen und nicht zugleich mit einem ungeheuern Gedächtniss für die eigenen Entdeckungen.

Wie viele Menschen sind bigott und selbstsüchtig, aber sie sagen doch nicht, was Michelangelo von den Frati und von der Kirche gesagt hat, und halten es hinterher auch nicht für zweckmässig, die Klöster zu bereichern.

Beim Genie findet sich doppelte und sich widersprechende Persönlichkeit, die seine Anomalie bestimmt, in Einem beisammen.

Man wirft mir endlich auch vor, dass diese Forschungen wenig Nutzen bringen. Darauf könnte ich mit Taine erwidern, es ist nicht immer nötig, dass die Wahrheit nützlich sei.

Gleichwohl lassen sich zahlreiche Nutzanwendungen aus ihnen ziehen, theils behufs der Erklärung jener sonderbaren Wahnzustände, die den Kern grosser geschichtlicher Ereignisse ausmachen, — theils bezüglich der neuen Quellen für Analyse und Kritik, welche aus der Vergleichung der Erzeugnisse von Geisteskranken mit der Arbeit des Genies in Kunst und Wissenschaft hervorgehen, — vor allem aber bezüglich der Unterstützung, die wir aus jenen Mittheilungen für die Beurtheilung von Fragen des Strafrechtes gewinnen; denn sie zerstreuen mit einem Schlage das alte Vorurtheil, nur Diejenigen für irr und mithin für unzurechnungsfähig zu halten, die total verwirrt sind, jenes Vorurtheil, das Tausende von unzurechnungsfähigen Kranken dem Henker überliefert hat. Sie zeigen uns schliesslich, dass der litterarische Wahnsinn nicht bloss eine kuriose Eigenthümlichkeit, sondern eine eigene Irrsinnsform ist, die unter dem Schein der Unschuld desto gefährlichere Impulse verbirgt, je weniger sie anfangs sich entdecken lassen, — eine Wahnsinnsform, die, wie der religiöse Wahnsinn, sich in ein geschichtliches Ereigniss umzubilden vermag.

Lombroso.

Erster Theil.

Physiologie und Pathologie des Geistes.

Erstes Kapitel.

Geschichtliches.

Es giebt keine traurigere Aufgabe als die, mit der Schere der Kritik die zarten, farbigen Gewebe zerschneiden und zerstücken zu müssen, mit denen der Mensch seine dünkelhafte Zwerggestalt zu umhüllen und zu verschönern sucht, — als Ersatz für die zerstörten Idole aber nichts bieten zu können, als das eisige Lächeln des Cynikers. Das ist das Traurige, das über die Erkenntniss der Wahrheit verhängt ist! — So schrickt der Physiologe nicht davor zurück, die Liebe auf das Spiel zwischen Staubfäden und Stempel, und das Denken auf eine dürre Bewegung von Molekülen zurückzuführen.

Sogar dem Genius, der einzigen irdischen Macht, vor der man ohne Erröthen das Knie beugen darf, war es vorbehalten, neben dem Verbrechen, zwischen verthierten Formen des Denkens und zwischen Abarten des Irrsinns, einen Platz angewiesen zu erhalten.

Diese pietätlose Entwürdigung ist aber nicht etwa das alleinige Werk der Aerzte, noch auch die Frucht des Skepticismus unserer Zeit.

Schon Aristoteles,[1] der Vater der Philosophie und noch heute der Freund ihrer Jünger, macht die Bemerkung: „Es giebt Menschen, die unter dem Einfluss einer Hirnkongestion zu Dichtern, Propheten und Sibyllen werden. Markus von Syrakus war ein vorzüglicher Dichter, so lange er an Manie

---

[1] *De pronost.* 1 p. 7.

litt, und konnte keinen Vers mehr machen, da er wieder gesund ward." Und an einer anderen Stelle:[1] „Die berühmten Dichter, Künstler und Staatsmänner leiden oft an Melancholie oder Wahnsinn, wie es mit Ajax der Fall war; oder an Menschenhass, wie Bellerophon. Aber auch in der Neuzeit finden wir eine solche Anlage bei Sokrates, Empedokles, Plato und vielen Anderen, namentlich unter den Dichtern."

Im *Phädrus* sagt PLATO: „Das Delirium ist kein Uebel, sondern im Gegentheil eine grosse Wohlthat von oben; denn im Delirium war es, wo die Prophetinnen Delphis und Dodonas ihren Mitbürgern unzählige Dienste leisteten ...[2] So ereignete es sich auch oft genug, dass in Zeiten, wo die Götter das Menschengeschlecht mit unheilvollen Seuchen heimsuchten, ein heiliger Wahnsinn sich eines einzelnen Sterblichen bemächtigte und ihm ein Heilmittel gegen solche Plage eingab."

„Ein anderer Wahnsinn, der der Erziehung kommender Geschlechter dient, indem er eine reine und erhabene Seele dazu entflammt, die Thaten der Helden mit dem holden Gewande der Poesie zu umkleiden, ist der, welchen die Musen einflössen."

Noch unzweideutiger drückt sich DEMOKRITUS aus, der den Wahnsinn geradezu zur Hauptbedingung echter Dichtung erhebt, wenn es von ihm heisst:

„Excludit sanos Helicone poetas Democritus."[3]

Offenbar sind durch falschgedeutete und für das Volk zum Aberglauben gewordene Beobachtungen die Alten dahin gekommen, in den Wahnsinnigen von oben erleuchtete Wesen zu erblicken. Das beweisen, abgesehen von der Geschichte, sowohl die hebräischen Worte navi und mesugan, als auch das sanskritische nigrata, in denen die Begriffe für Wahnsinn und Prophetenthum völlig in eins verschmolzen sind.

FELIX PLATER erzählt von Leuten, die in gewissen Fächern Hervorragendes leisteten, gleichwohl aber verrückt waren. Sie

---

[1] *Problemata* Sect. XXX.
[2] *Phaedrus* 243—245 a—d, Edit. Didot-Paris.
[3] HORAT., *Ars poet.*

verriethen ihre schwache Seite sowohl durch ihre auffällige Sucht, Lob zu ernten, als auch durch ihr unziemliches und sonderbares Benehmen. Am Hofe kannte er z. B. einen Baumeister, einen Bildhauer und einen Musiker, die ebenso berühmt wie verrückt waren.[1]

„Ich vermuthe," schreibt DIDEROT, „diese verschlossenen und schwermüthigen Männer verdankten den aussergewöhnlichen, ja fast göttlichen Scharfblick, welchen man zeitweise an ihnen bemerkte, und der sie bald auf tolle, bald auf erhabene Gedanken brachte, einzig einer zeitweiligen Störung ihrer Maschine. Sie hielten sich dann wohl für Erleuchtete und waren doch nur Narren. Ihren Anfällen pflegte eine Art von Stumpfsinn voraufzugehen, in welchem sie die verderbte Natur des Menschen erblickten. War diese Erstarrung durch die ihnen innewohnenden wildtobenden Kräfte gebrochen, so bildeten sie sich wohl ein, die Gottheit stiege herab, suche sie auf und wirke in ihnen. Wie nahe doch berühren sich Genius und Wahnsinn! Die, welchen der Himmel sein Siegel im Guten oder Bösen aufgedrückt hat, sind diesen Symptomen mehr oder weniger unterworfen, nur dass dieselben bei dem Einen mehr oder weniger häufig, bei dem Anderen mehr oder weniger heftig sind. Den Einen sperrt man ein und legt ihn in Ketten, dem Anderen errichtet man Bildsäulen."[2]

„Der Künstler ist, meiner Ansicht nach, etwas Ungeheuerliches, Unnatürliches. Alles Ungemach nämlich, womit die Vorsehung ihn überschüttet, rührt von seiner Verstocktheit her, und wie hartnäckig er auch diese unleugbare Thatsache bestreiten mag, er selbst leidet unter ihren Folgen und Andere durch ihn." (FLAUBERT, Briefwechsel, 1889.)

HÉCART bestätigt durch sein Buch: *Stultitiana* oder *Petite bibliographie des fous de Valenciennes par un homme en démence* (1823), d. i. die Geschichte seiner, ebenso wie er selbst, tollen und gelehrten Anstaltsgenossen, die Richtigkeit dieses Satzes. Das Gleiche gilt bezüglich der merkwürdigen *Histoire littéraire*

[1] *Observationes in hom. affect.* 1641, 1. 10 p. 305.

[2] DIDEROT, *Dictionnaire Encylopédique.*

des fous (1860) von DELEPIERRE, einem leidenschaftlichen Bibliophilen. Führen wir noch FORGUES, in der *Revue de Paris* (1826), und den ungenannten Verfasser der *Sketches of Bedlam* (London 1873) an.

Andererseits zeigten LELUT im *Démon de Socrate* (1836) und dem *Amulette de Pascal* (1846), VERGA in *Lipemania del Tasso* (1850), und LOMBROSO in der *Follia di Cardano* (1856), dass es geistvolle Leute gab, welche lange Zeit hindurch an Sinnestäuschungen und Wahnsinn litten.

Noch weit werthvollere, weil unparteiische Zeugnisse erbrachte RÉVEILLÉ-PARISE in seiner *Physiologie et hygiène des hommes livrés aux travaux de l'esprit* (1856).

MOREAU, der es verstand, die Wahrheit unter den verfänglichsten Formen zu suchen und festzuhalten, und ebenso SCHILLING mühen sich ab, — Ersterer in seiner Monographie: *La Psychologie morbide* (1859), Letzterer in seinem Buche: Psychiatrische Briefe (1863) — durch zwar sehr reichhaltige, aber nicht immer streng sachliche Forschungen den Nachweis zu führen, dass der Genius stets eine Nervenkrankheit und oft wirklicher Wahnsinn sei.

Dasselbe versucht zum Theil HAGEN in seiner Abhandlung: „Ueber die Verwandtschaft des Genies mit dem Irresein“ (Berlin 1877) zu beweisen; ein Gleiches ergiebt sich aus JÜRGEN-MAYERS Monographie: „Genie und Talent.“

Beide haben versucht, die Lebensgesetze des Genius zu erklären, und sie sind merkwürdigerweise zu den gleichen Schlüssen gelangt, wie — freilich mehr durch unmittelbare Erkenntniss, als durch strenge Beobachtung — ein, heutzutage gänzlich vergessener, italienischer Jesuit BETTINELLI, der Verfasser von „*Entusiasmo nelle belle arti*“ (Milano 1769).

Auch RADESTOCKS Buch: Genie und Wahnsinn (Breslau 1884), hat das Räthsel nicht gelöst, denn der Verfasser führt den Inhalt der angeführten Werke zum grossen Theil an, ohne viel Nutzen daraus zu ziehen,

Unter den neueren Veröffentlichungen erwähne ich 1. TARNOWSKIS und TCHUKINOVAS russische Uebersetzung meines

Buches,[1] welches die Uebersetzerinnen durch neue, der russischen Litteratur entlehnte Mittheilungen bereichert haben; 2. MAXIME DU CAMPS merkwürdige *Souvenirs littéraires* (1887, 2. édit.), aus denen hervorgeht, wie viele zeitgenössische Schriftsteller den verborgenen Keim des Wahnsinns in sich trugen; 3. RAMOS MEJIA, der in seinem Buche: *Nevrosis de los hombres celebres de la historia argentina* (Buenos-Ayres 1885) zeigt, wie fast alle hervorragenden Männer der südamerikanischen Republiken Nervenkranke oder Irre waren; 4. A. TEBALDIS *Ragione e Pazzia* (Mailand 1884) enthält neue Urkunden über die Litteratur der Geisteskranken und endlich 5. PISANI-DOSSI,[2] ein feiner Denker und talentvoller Schriftsteller, liefert in einer bemerkenswerthen Studie über die verrückten Künstler eine wirkliche Monographie über den Wahnsinn in der Kunst. Ich selbst habe versucht, in den *Tre Tribuni* ein Bild vom Wahn- und Blödsinn in ihrer Beziehung zur Politik zu entwerfen.

Zweites Kapitel.

Das Genie und die Degenerationszeichen.

Wie grausam und schmerzlich auch die Auffassung ist, wonach Genie und Neurose für gleichen Wesens erachtet werden, so fehlt doch die Begründung dafür nicht, sogar auch da nicht, wo die neuesten Beobachter sie nicht gefunden haben.

Zufolge einer seit einigen Jahren in der Psychiatrie herrschenden Anschauung beruht ein grosser Theil der Geisteskrankheiten auf Degeneration, d. h. auf erblicher Uebertragung seitens der Eltern, die dem Trunke ergeben oder an Syphilis, Wahnsinn, Phthisis oder durch eine äussere Zufälligkeit, wie Merkurgebrauch und Kopfverletzung, gelitten haben. Diese Dinge verursachen eine schwere Störung der

[1] St. Petersburg 1885.

[2] *I mattoidi e il monumento a Vittorio Emanuele,* 1885.

Gewebe und pflanzen die Neurosen oder andere Krankheiten bei dem Kranken fort, ja, was noch trauriger ist, sie verschlimmern sie bei ihren Nachkommen, so dass das Fortschreiten der immer unheilvoller werdenden Entartung nur durch das Uebermaass gehemmt wird und in vollständigem Blödsinn und in Unfruchtbarkeit ein Ende findet.

Die Irrenärzte haben einige Kennzeichen festgehalten, die, wenn auch nicht beständig, doch sehr häufig diese unselige Entartung begleiten.

In Beziehung auf seelische Zustände bezeichnet man als solche Eigenschaften: Apathie, Mangel an moralischem Sinn, häufige impulsive Aeusserungen, Zweifelsucht, ungleiche Beanlagung bei ungewöhnlicher Ausbildung gewisser Fähigkeiten (Gedächtniss, ästhetisches Gefühl) und Abwesenheit anderer (z. B. des Zahlensinnes), übertriebene Geschwätzigkeit oder Schweigsamkeit, thörichte Eitelkeit, excentrisches, selbstsüchtiges Wesen, mystische Deutung der einfachsten Thatsachen, missbräuchliche Anwendung von Symbolen und besonderen Ausdrücken, wobei oft jede andere Ausdrucksweise unterdrückt wird.

Als physische Kennzeichen nehmen wir an: Henkelohren, Bartlosigkeit, unregelmässige Zahnbildung, übermässige Asymmetrie des Gesichtes und Schädels, der oft von enormer Grösse oder sehr klein ist, frühzeitige Geschlechtsreife, Kleinheit und Missverhältniss im Körperbau, Linksseitigkeit, Stottern, Rhachitis, Phthisis, ungemessene Fruchtbarkeit, durch Abortus wieder wettgemacht, oder völlige Unfruchtbarkeit, welcher stetig wachsende Anomalien bei den Eltern vorangehen.[1]

Zweifellos sind manche Irrenärzte darin zu weit gegangen, solche insbesondere, die auf eines jener Zeichen hin einen Schluss auf Degeneration gezogen haben.

Im ganzen genommen ist jedoch die Theorie unabweislich, da jeder Tag eine neue Bestätigung dafür bringt. Sie zeigt aber auch eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung mit den neueren Forschungen bezüglich des Genies.

---

[1] Magnan, *Anal. méd.-psych.*, 1887. — Dejerine, *L'hérédité dans les maladies mentales*, 1886. — Ireland, *The blot at the Brain*, 1885.

Wuchs. — Die Degenerationszeichen kommen in der That bei genialen Menschen häufig vor, nur dass sie bei denselben durch edle Gesichtszüge oft verdeckt oder auch durch das hohe Ansehen des Betreffenden übersehen werden und infolgedessen als Dinge von geringfügiger Bedeutung unbeachtet bleiben.

Das einfachste dieser Kennzeichen, das schon von alters her aufgefallen und sogar sprichwörtlich geworden, ist die Kleinheit des Körpers.

Nicht bloss wegen ihres Geistes gefeiert, sondern auch durch ihren Wuchs waren bekannt: Horaz (den Augustus lepidissimum homunculum nannte), Philopoemen, Narses, Alexander d. Gr. (Alexander Magnus purvus corpore erat), Aristoteles, Plato, Epikur, Chrysipp, Archimedes, Diogenes Laërtius u. von Sinope, Attila, Epictet, der von sich sagt: „Was bin ich? Ein kleiner Mensch.“ Aus späteren Zeiten: Erasmus Roterodamus, Socin mit dem Beinamen „Männchen“, Linné, Lipsius, Gibbon, Spinoza, Hay, Montaigne, der von sich schreibt: „Ich bin unter mittlerem Wuchse“, Mézeray, Lalande, Beccaria, Balzac, Thiers, Louis Blanc, van Doës, der Tambour, weil er nicht viel grösser als ein solcher war, Peter van Laar, der „Knirps“ genannt. — Lulli, Pomponazzi, Cujas, Baldini waren sehr klein, desgleichen Nicol. Piccini, der Philosoph Dati und Peter Baldo, der auf Bartholos Scherzwort: „Minuit praesentia fama“ entgegnete: „Augebit cetera virtus“, endlich Marsilius Ficinus, von dem es hiess: „Vix ad lumbos viri stabat“. Albertus Magnus war so klein, dass der Papst, der ihn zum Fusskuss zuliess, meinte, er läge auf den Knien, und ihn aufstehen hiess.

Von grossen, hochwüchsigen Männern sind mir nur folgende bekannt: Volta, Petrarca, d'Azeglio, Helmholtz, Foscolo, Bismarck, Monti, Mirabeau, Dumas d. Aelt., Schopenhauer, Lamartine, Voltaire, Peter d. Gr., Washington, Panizza, Flaubert, Turgenieff, Krapotkin.[1]

Rhachitis. — Gesichtsblässe. — Agesilaus (hinkte), Tyrtaeus (war lahm), Giotto, Coiteux, Aesop (bucklig),, Pope,

---

[1] Anm. des Uebers.: Karl d. Gr., Goethe, Schiller, Moltke.

Brunelleschi, Magliabecchi, Parini, Leopardi, Scarron (bucklig) Talleyrand, Walter Scott (lahm), Owen, Byron (lahm), Dati, Baldini, Aristomenes, Crates, Galba (gelenkkrank), Mendelssohn (bucklig), Goldsmith (war rhachitisch).

Man hat die Gesichtsblässe die Farbe der grossen Männer genannt. „Pulchrum sublimium visorum florem," sagt S. Gregor in den *Orationes* XIV. Marro hat nachgewiesen, dass sie ein Kennzeichen der Degeneration ist, welches man bei Moral insanity am häufigsten findet.

Magerkeit und Schlankheit. — Das Gesetz der Ausgleichung von Kraft und Stoff, welches in verschiedenem Grade alles Leben beherrscht, erklärt uns noch andere und häufigere Anomalien, die bei Irren wie bei grossen Denkern vorkommen; es sind: frühzeitiges Ergrauen und Kahlköpfigkeit, Magerkeit, Schwäche der Geschlechtsfunktion und der Muskeln.[1]

Lécamus sagt,[2] die grössten Geister sind schwach an Körper. Cäsar fürchtete das blasse Gesicht des Cassius. — Demosthenes, Cicero, W. Scott, Erasmus Salmasius, Kepler, d'Alembert, Fenélon, Boileau, Milton, Pascal, Aristoteles, der Apostel Paulus, Napoleon, Giotto waren in ihrer Jugend erschreckend mager.

Wieder Andere waren als Kinder schwächlich und kränklich, z. B. Baco, Descartes, Newton, Locke, Adam Smith, Boyle, Pope, Flaxman, Nelson, Haller, Körner, Kléber, Pascal, Wren, Alfieri, Demosthenes, Caesar Balbo, Renan.

Von Voltaires Magerkeit schreibt Ségur, sie erinnere an seine Anstrengungen, wie denn auch sein dünner und gekrümmter Körper nur ein ausserordentlich leichter und fast durchsichtiger Schleier sei, durch dessen Gewebe hindurch man seine Seele und seinen Genius zu bemerken glaube.

---

[1] Nach Dr. Ottolenghis neuern Forschungen kommt das Ergrauen unverhältnissmässig häufiger vor bei Gewerbetreibenden (44 %) als bei Handarbeitern (29 %) desselben Alters. Auch das Verhältniss der Kahlköpfigkeit ist grösser (= 12 : 10). — *Archiv. di Psichiatr.* Vol. X.

[2] Lécamus, *Méd. de l'esprit* II.

Lamennais „war ein fast verschwindend kleines Männchen, oder besser gesagt, eine Flamme, welche der Windhauch ihrer eigenen Ruhelosigkeit von einem Ende des Zimmers zum andern trieb“.[1]

Gesichtsausdruck. — Minds, eines berühmten Katzenmalers, Gesichtszüge waren die eines Blödsinnigen. Dasselbe war der Fall bei Sokrates, Skoda, Dostojewsky, Magliabecchi, Darwin, und ist es noch bei dem grossen italienischen Mathematiker Schiaparelli.

Schädel und Gehirn. — Kopf- und Schädelverletzungen sind bei begabten Menschen sehr häufig. Der berühmte australische Romanschriftsteller Clark[2] erlitt als Kind durch den Hufschlag eines Pferdes einen Schädelbruch. Dasselbe erzählt man von Vico, Gratry, Papst Clemens VI., Malebranche und Cornelius (Jesuit, gest. 1637), der davon den Beinamen „a Lapide“ erhielt. Die Begabung dieser drei Letzteren, die vorher Dummköpfe waren, soll von diesem Unfalle herrühren.

Hierher gehören der Scheitelbeinbruch Fusinieris,[3] die Schädelasymmetrie bei Perikles, der davon den Beinamen „Meerzwiebelkopf“ (σχινοκέφαλος)[4] erhielt, bei Romagnosi, Bichat, Kant,[5] Chenevix,[6] das abnorm entwickelte linke Scheitelbein und zwei Osteome am Stirnbein bei Dante, die Plagiokephalie bei Brunacci, Macchiavelli, die stark hervorspringenden Kiefer (68°) bei Foscolo,[7] sein schwacher Kephalo-Spinal- und Kephalo-Orbital-Index, die Dolichokephalie bei Fusinieri (Ind. 74), während die Leute von Venedig ultra-brachykephal sind (Ind. 82-84),[8] die Neanderthal-ähnlichen Schädel von R. Bruce,[9] von Kay Lye,[10] von San Marsuy (Ind. 69) und die Ultra-Dolichokephalie von O'Connor (Ind. 73), die bei den

---

[1] Lamartine, *Cours de littérature* II.

[2] *Revue Britannique*, 1884.

[3] S. Taf. I. — Canestrini, *Il cranio di Fusinieri*, 1875.

[4] Plutarch, Perikles Leben, III.

[5] Kupfer, Der Schädel Kants, 1881. Taf. I.

[6] Welcker, Schillers Schädel, 1883. Taf. I.

[7] Mantegazza, *Il cranio di Foscolo*, Firenze 1880.

[8] Canestrini, l. c., vergl. Taf. I.

[9] Turner, *Quarterly journal of science*, 1864.

[10] Quatrefages, *Crania ethnica*, 1. Lief., S. 30.

sonst mesokephalen Irren ungewöhnlich ist. Skarpas Schädel zeigte eine mittlere Hinterhauptsgrube,[1] Kants Schädel eine Sutura transversa (dextra)[2] und eine persistirende Stirnnaht (s. Taf. I. II). Letzterer ist überdies ultra-brachykephal (Ind. 88,5), platykephal (HBJ. 71,1) und die obere Hälfte der Hinterhauptsmuschel stärker entwickelt als die untere (Kleinhirn-) Hälfte; desgleichen ist das Stirnbein weit kleiner als die Scheitelbeine.

Bei Volta[3] fand ich gewisse Kennzeichen, welche die Anthropologen für ganz besondere Eigenthümlichkeiten der niederen Rassen ansehen, nämlich die Länge des Process. styloid, die einfach gezähnte Kranznaht, Spuren von persistirender Stirnnaht, einen stumpfen Gesichtswinkel von 73°, vor allem aber beträchtliche Schädelsklerose, die stellenweise 16 mm erreichte und die Ursache zu der bedeutenden Schwere des Schädels (753 g) abgab. (Richelieu, Weber und Beethoven.)

Aus den Untersuchungen anderer Beobachter geht hervor, dass bei Manzoni, Petrarca, Fusinieri die Stirn zurückfliehend, die Schädelnäthe bei Byron, Pascal, Massacra (32 Jahre alt), Humboldt, Meckel,[4] Foscolo, Ximenes, Donizetti verschmolzen waren. Rasori, Descartes, Foscolo, Tissot, Guido Reni, Hoffmann, Schumann waren sub-mikrokephal; Sklerose machte sich bei Donizetti und Tiedemann bemerkbar; bei letzterem zudem eine Knochenleiste zwischen dem Keilbein und Basilarfortsatz. Bei Milton, Linné, Cuvier, Gibbon u. A. m. fand man Hydrokephalus.

Das Schädelvolumen und die Kapazität geht bei den grossen Geistern meist über das gewöhnliche Maass hinaus, sie stehen indes den bei Irren vorkommenden Maassen näher, als denen der Durchschnittsmenge. Quatrefages bemerkt mit Recht, dass der höchste Grad von Makrokephalie bei einem Blödsinnigen und unmittelbar darnach bei einem Mann von Geist vorkam. Auch findet man zahlreiche Ausnahmen, die unter das gewöhnliche Mittel hinabgehen.

---

[1] Zoja, Der Kopf Scarpas, 1880.

[2] Kupffer, Der Schädel Kants (Arch. f. Anthrop. 1881).

[3] Lombroso, *Sul cranio di Volta,* Torino 1879.

[4] Welcker, Schillers Schädel, 1883.

In Italien fand man eine sehr grosse Schädelkapazität bei: Volta (1860 ccm), St. Ambrosius (1792 ccm), Brunacci (1701 ccm), Bordoni (1681 ccm), Fusinieri (1604 ccm) und Petrarca (1602 ccm); noch grösser war der Schädelinnenraum bei Turgenieff (2012 ccm), Cuvier (1830 ccm), Kant (1740 ccm), Thackeray (1660 ccm).

Le Bon[1] fand als mittleres Maass von 26 Schädeln grosser französischer Geister (darunter Descartes, Boileau, Jourdan) 1732 ccm, während die alte Bevölkerung von Paris nur 1559 ccm zeigt.

Unter den heutigen Parisern finden sich kaum 12 %, welche über 1700 ccm hinausreichen, während von den berühmten Männern 73 % dieses Maass noch übersteigen.

Man findet gleichwohl auch Submikrokephale unter den Genialen.

Wagner und Bischoff[2] fanden unter 12 Gehirnen berühmter Deutscher 8 mit hohem, 4 mit niederem Hirngewicht.

---

[1] *Revue scientifique* 1882.

[2] R. Wagner (Das Hirngewicht, 1877) theilt folgende Hirngewichte von Göttinger Gelehrten mit:

	Alter	g
Dirichlet, Mathematiker	54	1520
Fuchs, Professor der Medizin	52	1499
Gauss, Mathematiker	78	1492
Haussmann, Mineralog	77	1266
Hermann, Philolog	51	1358

v. Bischoff (Hirngewichte bei Münchener Gelehrten):

	Alter	g
Hermann, Geometer	60	1590
Pfeufer, Arzt	60	1488
Bischoff, Arzt	79	1452
Melchior Meyer, Dichter	—	1415
Arnoldi, Orientalist	85	1730
Thackeray, Dichter	52	1660
Abercrombie, Arzt	64	1780
Cuvier, Naturforscher	63	1830
Doël, Archäologe	85	1650
Schiller, Dichter	46	1580
Huber, Philosoph	47	1499
Fallmerayer, Geschichtsforscher	74	1349
Liebig, Chemiker	70	1352
Tiedemann, Physiolog	79	1254
Döllinger, Physiolog	71	1207
Harless, Chemiker	40	1238

Gleichwohl ist zu beachten, dass trotz niedrigeren Gewichtes ein Gehirn vermöge seiner grösseren Oberfläche bevorzugt sein kann. So betrug die Hirnoberfläche bei Fuchs 22,1005 qcm, bei Gauss 21,9588 und trotz gleichen Gewichtes bei einer unbekannten Frau 20,4115, bei einem Arbeiter aber nur 18,7672 qcm.

Die Letzteren waren J. v. Liebig (1352), Döllinger (1207), Haussmann (1268), Harless (1238). Man hat für die drei Ersteren den Grund dafür in ihrem vorgerückten Alter (70 bis 77 Jahre) gesucht, bei dem 40 Jahre alten Harless fällt dieser Grund weg; ebenso bei Guido Reni, Gambetta, Foscolo (1426), Dante (1483), Hermann (1358), Lasker (1300).

Auf Grund dieser Thatsachen wird man die Folgerung nicht für zu dreist halten, dass der Genius für den Ausfall gewisser psychischer Funktionen zu dulden hat, im Bau desjenigen Organes, das seinen Ruhm begründet, auch ungesunden Verhältnissen unterworfen ist.

Man darf nur an den Hydrops ventriculorum bei Rousseau, an die Meningitis bei Grossi, Donizetti, Schumann, an das Hirnödem bei Liebig und Tiedemann erinnern. Bei Letzerem fand Bischoff ausser einer beträchtlichen Schädelverdickung, namentlich des Stirnbeines, Verwachsung der harten, Verdickung der Spinnwebenhirnhaut und am Gehirn selbst Atrophie. Wagner sah bei Fuchs, dem Göttinger Kliniker, eine unregelmässige oberflächliche Windung über der Fissura Rolandi hinweggehen, ein Vorkommen, welches Giacomini nur einmal unter 356 und Heschel[1] gleichfalls nur einmal unter 632 Fällen antrafen.

Bei Pascal fand man schwere Läsionen an den Grosshirn-Hemisphären, bei Gauss und Bichat[2] war die linke Hemisphäre stärker als die rechte entwickelt.

Man hat vor kurzem entdeckt, dass Cuviers so voluminoses Gehirn hydropisch gewesen; bei Lasker hat man Erweichung der Corpora striata gefunden, ferner Pachymeningitis hämorrhag. in der Gegend des Stirn- und Scheitelbeines und Endoarteritis deformans in der Fossa sylvii.[3]

Bischoff und Rüdinger haben an 18 Gehirnen deutscher Gelehrter bedeutende, angeborene Anomalien der Hirn-, namentlich der Scheitelwindungen beobachtet.

Die Parietalfurche verläuft bei ihnen stark nach aussen

---

[1] Heschel, Die tiefen Windungen des Menschenhirnes.
[2] Bichat, vgl. Sappey, *Traité d'Anatomie* descript III. 50.
[3] Lasker. — Vgl. Mendel, Centralbl. 1884 Nr. 4.

gegen die Mitte der Hemisphären-Oberfläche zu, bisweilen darüber hinaus und schlägt eine ganz sagittale Richtung ein. In Liebigs Gehirn ist sie schief nach hinten und aussen gerichtet.

Der Hauptgrund für diese Ablenkung beruht auf der ersten Entwickelung der ersten Uebergangsfalte (pli de passage), deren Umfang wahrhafte Mäanderlinien beschreibt, unter denen Abzweigungen der senkrechten Fissur weggehen.[1] Die Fissura occipitalis externa ist schwer zu erkennen. Von der Interparietalfurche gehen Querzweige ab, die durch ihre Länge und Krümmung auffallen. Die Parietalwindungen sind nach allen Richtungen stärker, besonders aber in der Breite, ihr Längedurchmesser bisweilen kleiner, als in niedriger stehenden Hirnen, dann ist aber die Oberfläche breiter, während sie im Hirn von Dolichokephalen mit schmalen und langen Hirnlappen verhältnissmässig beschränkt ist.

Die sehr lang und gewundene Fissura Post-Rolandica schickt Zweige aus, welche nach verschiedenen Richtungen hin in die benachbarten Windungen eindringen."[2] In den Hirnen von Wulfert und Huber war die dritte linke Stirnwindung sehr reich an Krümmungen und besonders an der Basis (Fuss fr.) entwickelt. Bei Gambetta zeigte dieselbe eine vollständige Verdoppelung; der rechte Lobulus quadratus ist durch eine Furche, die von der Fiss. occipitalis ausgeht, in zwei Theile gespalten, der untere der letzteren ist noch einmal in zahlreiche, sternartig gestellte Läppchen getheilt; der Occipitallappen ist kleiner, besonders rechterseits.[3]

Das vergleichende Studium dieser Hirne, sagt Hervé,[4] zeigt, dass die individuellen Verschiedenheiten der Hirnwindungen im ganzen genommen häufiger und in grösserem Maasse vorkommen bei geistreichen Leuten, als bei solchen,

---

[1] Vgl. auf Taf. I. die Gehirne von Gauss, Dirichlet, Hermann; auch bei Rüdinger die Gehirne von Lasaulx, Döllinger, Liebig u. s. w.

[2] Ein Beitrag zur Anatomie der Affenspalte und der Interparietalfurche beim Menschen nach Rasse, Geschlecht und Individualität, 1883.

[3] *Bulletin de la Société d'Anthropologie* 1886, p. 135.

[4] *La circonvolution de Broca*, Paris 1888.

die es nicht sind. Es ist dies besonders für die dritte Stirnwindung der Fall, deren Morphologie nicht nur mannigfaltigeren Aenderungen bei den Individuen ersterer Art unterliegt, sondern auch weniger einfach ist. Diese Windung ist bei ihnen, besonders auf einer Seite, entwickelter, während sie bei den minder Begabten gewöhnlich einfache Formen, rechts wie links, zeigt.

Allerdings kann man auch bei Gehirnen der gewöhnlichen Leute dieselbe individuelle Anordnung finden, wie bei den an Geist hervorragenden, aber doch nur höchst ausnahmsweise. Die Brocasche Windung ist im allgemeinen dort nur schwach entwickelt, bei den Anderen dagegen zeigt sie zahlreichere Knickungen und Einbuchtungen zweiten und dritten Grades.

Bei den Geistreichen ist die linke Windung oft stärker entwickelt als die rechte, bei wenig Begabten ist die Symmetrie, wenn auch nicht in Beziehung auf die Gestalt, doch aber in ihren Grössenverhältnissen auf beiden Seiten die Regel und Asymmetrie nur Ausnahme.

Wir verweisen auf die Rüdingersche Schrift und ihre schönen Tafeln, wenn man sich einen Begriff von der Entwickelung einiger dieser Gehirne und namentlich der Brocaschen Windung in der Münchener Sammlung machen will. Vor allem wird die enorme Grösse und die reiche Faltung des Fusses der linken dritten Windung an dem Gehirn des durch seine Rednergabe und sonst ausgezeichneten Juristen Wulfert auffallen.

Dieselbe Windung ist zwar etwas kleiner bei dem Philosophen Huber, einem Manne von reichem Wissen, der besonders für die Geschichte der Philosophie Hervorragendes als Schriftsteller und Dialektiker geleistet hat und in den Naturwissenschaften bewandert war. Sie ist links schärfer gezeichnet, auch komplizirter, insbesondere der Fuss der Windung, als rechts. Vgl. auch Dirichlet und Hermann.

Dagegen ist der Fuss der Windung ausserordentlich klein und die Windung selbst sehr einfach auf der linken Seite am Gehirn des Professors der pathologischen Anatomie Buhl,

dessen Sprache klar und gewandt, der aber linkshändig oder wenigstens Ambidexter gewesen ist. Die rechte Windung war indes in jeder Beziehung gut entwickelt.

RÜDINGER macht noch bei folgenden Personen auf die starke Entwickelung des Fusses der Brocaschen Windung aufmerksam. Bischoff d. Ae., die Physiologen Döllinger, Harless, Tiedemann, der Jurist Harter, der Geschichtsforscher Fallmerayer. An 15 Gehirnen ausgezeichneter Männer fand er den vorderen Zweig der Fossa Sylvii in 7 Fällen doppelt, in 8 Fällen dreifach auf der linken Seite.

Wir könnten noch einige andere von verschiedenen Seiten veröffentlichte Fälle hinzufügen, in denen das komplizirte Verhalten der Brocaschen Windung am Hirn hervorragender Männer aufgetreten ist. So bei den von RUDOLF WAGNER[1] beschriebenen und abgebildeten Fällen mehrerer Gelehrten, unter denen vor allem der berühmte Mathematiker Gauss sich befindet.

Mit Gauss' Gehirn verglichen, zeigt das eines Arbeiters Namens Krebs weit weniger komplizirte Windungen und ist, im Profil gesehen, weit schmäler als das von Gauss. Die Stirnwindungen waren auch, trotz des grossen Umfanges der vorderen Lappen, viel weniger als bei Letzterem bei einem gleichfalls berühmten Mathematiker, Professor Morgan, entwickelt, dessen Hirn im Besitz des Professor BASTIAN sich befindet.

Stottern. Unter den geistreichen Menschen findet man häufig Stotternde, z. B. Alkibiades, Demosthenes, Aesop, Cato von Utica, Virgil, Erasmus von Rotterdam, Karl V., Cardanus, Turenne, Malherbe, Manzoni, Romiti, Tartaglia, Charles Darwin.

Linkshänder waren: Tiberius, Michel-Angelo, Sebastian del Piombo, Raphael de Montelupo, Flechia, Nigra, Bertillon, Buhl. Leonardo da Vinci zeichnete rasch mit der linken Hand die Bilder, die ihm lebhaft auffielen, und benutzte die rechte Hand nur dann, wenn seine Arbeit reif-

---

[1] Vorstudien u. s. w.

lichere Ueberlegung erforderte. Seine Freunde waren daher überzeugt, dass er nur mit der linken Hand schrieb. — Es ist nunmehr festgestellt, dass die Linkhändigkeit ein atavistisches und Degenerationszeichen ist.[1]

Unfruchtbarkeit. Viele grosse Männer blieben unverheirathet oder hatten keine Kinder.

„Die grössten und edelsten Schöpfungen," sagt Baco, „verdankt man kinderlosen Männern; sie haben die Gebilde ihres Geistes zu erzeugen gesucht, da ihnen die des Körpers versagt waren. Auf diese Weise haben Diejenigen für die Nachkommen Sorge getragen, die sonst keine hatten."

La Bruyère: „Diese Männer haben weder Ahnen, noch Nachkommen; sie sind beides sich selbst."

Crooker bemerkt in Johnsons Leben, dass alle grossen und sogar mittelmässigen englischen Dichter keine Nachkommen hatten. So Shakespeare, Ben Jonson, Milton, Otway, Dryden, Rowe, Addison, Pope, Swift, Gay, Johnson, Goldsmith, Cowper, Camden, Hobbes und viele Andere haben der Ehe entsagt, um ganz ihren Studien sich widmen zu können.

Michel-Angelo sagte: „Ich habe von der Kunst genug, um einer Frau entrathen zu können."

Unter den Ledigen findet man: Kant, Newton, Pitt, Fox, Fontenelle, Beethoven, Gassendi, Galilei, Descartes, Locke, Spinoza, Bayle, Leibniz, Dalton, Hume, Gibbon, Macaulay, Bentham, Leonardo da Vinci, Reynolds, Händel, Mendelssohn, Meyerbeer, Camoëns, Voltaire, Flaubert, Alfieri, Cavour, Pellico, Mazzini. Von Frauen: Florence Nightingale, Catherine Stanley, die Mathematikerin Gaïtana Agnesi, Louise Laura Bassi.

Der Apostel Paulus rühmte seine Enthaltsamkeit. Cavendish fehlte der Geschlechtstrieb gänzlich und er hatte eine krankhafte Abneigung gegen die Frauen.

Flaubert[2] schrieb an George Sand: „Wie störrig auch

---

[1] Lombroso, *Sur le mancinisme moteur et sensoriel chez les individus sains et aliénés*, 1884.

[2] Flaubert, *Lettres à G. Sand,* Paris 1885.

die Muse ist, so macht sie doch weniger zu schaffen, als ein Weib. Das eine verträgt sich nicht mit dem anderen. Man muss zwischen beiden wählen."

Adam Smith sagt von sich, er sei nur in seinen Schriften galant. Der menschenfeindliche Chamfort sagt, wenn der Mensch seiner Vernunft Gehör gäbe, so würde sich Niemand verheirathen. „Ich werde nichts dazu thun, aus Furcht einen Sohn zu bekommen, der mir ähnlich wäre."

Der französische Dichter Destouches (*Philos. mariés*) sagt: „Grosse Geister, sonst sehr schätzenswerth, vermögen Ihresgleichen nicht zu schaffen."

Unähnlichkeit. — Fast alle Männer von Geist ähneln weder Vater, noch Mutter (Foscolo, Michel-Angelo, Giotto, Haydn). Das ist eines der Zeichen von Degeneration. Aus demselben Grunde erkennt man physische Aehnlichkeit zwischen geistvollen Menschen aus verschiedenen Zeiten und Rassen, wie Julius Caesar, Napoleon und Jean des Bandes-Noires, Casti, Sterne und Voltaire. Sie weichen vielmehr von ihrem Volkstypus ab, und bei ihnen gelten für edel und fast göttlich die Züge, die bei Kretins, Verbrechern und oft sogar bei Geistesgestörten gemeinhin vorkommen (hohe Stirn, stark entwickelte Nase und Kopf, Lebhaftigkeit des Blickes). Die Gesichtsbildung bei Humboldt, Virchow, Bismarck, Helmholtz, Holtzendorff ist nicht deutsch. Byron[1] hatte weder die Physiognomie, noch den Charakter der Engländer, Manin nichts vom venetianischen Typus, Alfieri und Azeglio weder das Gesicht, noch den Charakter der Piemontesen, Carducci sah überhaupt nicht wie ein Italiener aus. — Indes stösst man doch häufig auf sehr erhebliche Ausnahmen. Michel-Angelo, Raphael, Leonardo da Vinci, B. Cellini zeigen den Typus der Italiener.

Frühzeitige Entwickelung. — Eine andere, dem Genie und dem Wahnsinn, insbesondere dem moralischen Wahnsinn gemeinsame Erscheinung ist die frühzeitige Entwickelung der sogenannten Wunderkinder (vergl. Anhang).

---

[1] Anm. d. Uebers. Byron ist ein Schotte von Geburt.

Dante verfasste mit 9 Jahren ein Sonett auf Beatrice, Tasso mit 10 Jahren schon Verse. Comte und Pascal waren im Alter von 13 Jahren schon grosse Denker, Fournier mit 15, Niebuhr mit 7, Gionata Edwards mit 12, Michel-Angelo mit 19 Jahren, Gassendi, der kleine Doktor, hielt Reden, wie BEARD angiebt, mit 4 Jahren, Bossuet mit 12 und Voltaire mit 13 Jahren. Pic de la Mirandola verstand schon als Knabe Latein, Griechisch, Hebräisch, Chaldäisch, Arabisch; Goethe schrieb, kaum 10 Jahre alt, eine Novelle in 7 Sprachen (s. PALLESKE, Schiller S. 7). Wieland verstand Latein in seinem 7. Jahre, entwarf ein Epos im 13. und veröffentlichte sein Gedicht „Die vollkommenste Welt" im 16. Jahre; Lopez de la Vega machte seine ersten Verse im 12., Calderon schrieb seinen „Himmelswagen" im 13. Jahre, Kotzebue versuchte sich schon als 7jähriger Knabe an Schauspielen und liess im Alter von 18 Jahren sein erstes Trauerspiel aufführen.[1]

Victor Hugo verfasste „Irtamene" mit 15 Jahren und hatte im Alter von 20 Jahren schon „Han von Island", „Bug-Jargal" und den ersten Band seiner Balladen und Oden veröffentlicht; Lamennais schrieb, 16 Jahre alt, seine „Paroles d'un croyant". Pope schrieb im Alter von 12 Jahren die „Ode on solitude" und mit 16 Jahren die „Pastorals". Byron machte Verse, als er 12 Jahre alt war, und veröffentlichte die „Hours of idleness" (Stunden der Musse) im Alter von 18 Jahren. Moore übersetzte, 13 Jahre alt, den Anakreon. Meyerbeer spielte als 5jähriges Kind schon vorzüglich Klavier, Claude Jos. Vernet zeichnete als Vierjähriger schon sehr gut und war im Alter von 20 Jahren ein berühmter Maler. Wren erfand in seinem 13. Jahre ein astronomisches Instrument, das er seinem Vater mit einer lateinisch geschriebenen Widmung überreichte. Der 15 Jahre alte Ascoli veröffentlichte ein Buch über das Verhältniss des Dialektes der Wallachei zu dem von Friaul. Metastasio improvisirte im Alter von

---

[1] Anm. d. Uebers. Schiller war 19 Jahre alt, als seine epochemachenden Räuber erschienen.

10 Jahren. Ennius Quirinus Visconti erregte im Alter von 16 Monaten die Bewunderung aller Leute und hielt Reden, als er 6 Jahre alt war. Fénelon hielt mit 15 Jahren einen Vortrag vor einem erlesenen Publikum. Wilhelm Wetton konnte im Alter von 5 Jahren Lateinisch, Griechisch und Hebräisch lesen und übersetzen, verstand, 10 Jahre alt, Chaldäisch, Syrisch und Arabisch. Mirabeau hielt Reden im Alter von 3 Jahren und veröffentlichte Bücher im Alter von 10 Jahren. Händel komponirte eine Messe mit 13 und seine Werke Florinde und Nero mit 17 Jahren. Im 19. Jahre war er schon Musikdirektor am Hamburger Stadttheater. Raphael war im Alter von 14 Jahren schon berühmt. Rétif de la Bretonne hatte schon im Alter von 4 Jahren vieles gelesen, mit 11 Jahren schon junge Mädchen verführt und im 14. Jahre ein Gedicht über seine zwölf ersten Geliebten verfasst. Gebrüder Eichhorn, Mozart, v. Eybler gaben im Alter von 6 Jahren Konzerte. Beethoven komponirte im 13. Jahre drei Sonaten, Weber war 14 Jahre alt, als er seine erste Oper, Das „Waldmädchen“, aufführen liess. Cherubini schrieb im Alter von 13 Jahren eine Messe, die seine Mitbürger begeisterte. Baco hatte mit 15 Jahren sein Novum Organum entworfen. Karl XII. von Schweden enthüllte seine grossartigen Entwürfe im Alter von 18 Jahren. Diese frühzeitige Entwickelung ist etwas Krankhaftes und atavistisch; man findet sie bei allen Wilden.[1]

Das Sprichwort „Mit 5 Jahren ein Genie, mit 15 ein Narr“ sieht man in Irrenhäusern oft wahr geworden.[2] Savage kannte eine irre Dame, deren Kinder vor dem 6. Lebensjahre klassische Musikstücke spielten, und andere Kinder, die schon im zartesten Alter Neigungen wie Erwachsene zeigten. Bei den nicht selten frühreifen Kindern von Irren treten oft gewisse Fertigkeiten und Neigungen, namentlich für Musik, Künste und Mathematik auf, die bei Anderen sich nicht äussern.

---

[1] Beard, *Névrosisme américain* 1887. — Cancellieri, *Intorno uomini dotati di gran memoria,* 1715. — Klefeker, *Biblioth. eruditorum procacium,* Hamburg 1717. — Baillet, *De praecocibus eruditis,* 1715.

[2] Savage, *Moral Insanity,* New-York 1886.

Späte Entwickelung. — Das Vorkommen später Entwickelung bei geistvollen Menschen lässt sich, wie Beard richtig bemerkt, aus dem Mangel an Gelegenheit zu ihrer Förderung erklären, auch aus der Kurzsichtigkeit der Lehrer und Eltern, welche Stumpf-, ja sogar Blödsinn sehen, wo nur die Zerstreutheit und das Sichvergessen des Genies vorliegt.

Viele Kinder, aus denen nachher grosse Männer geworden sind, hat man in der Schule für schlecht, ungezogen oder dumm gehalten; ihre Intelligenz brach sich aber Bahn, sobald die Gelegenheit dazu sich bot, oder wenigstens, sobald sie den ihrem Geiste entsprechenden Weg fanden. So war es mit Thiers, Pestalozzi, Wellington, Du Guesclin, Clarck, Burns, Balzac, Fresnel, Dumas d. Ä., Humboldt, Sheridan, Boccaccio, Pierre Thouars, Linné, Volta, Alfieri. Auch Newton vergass sehr oft die Ausführung von Aufträgen, die ihm seine Mutter gab, über der Lösung eines Keplerschen Problems, und während er der Letzte auf den Schulbänken war, beschäftigte er sich mit Anfertigung von mechanischen Spielwerken. Walter Scott, der in der Klasse eine sehr traurige Figur spielte, überraschte durch sein Geschick im Erzählen von Geschichten.

Der berühmte Orientalist Klaproth wurde während seiner Studienzeit in Berlin für ein sehr zurückgebliebenes Subjekt gehalten. Bei einem Examen fuhr ihn ein Professor an: „Aber Herr, Sie wissen ja auch gar nichts!" worauf er antwortete: „Doch, ich verstehe Chinesisch!" Erkundigungen danach ergaben, dass er wirklich diese schwierige Sprache allein und fast heimlich erlernt hatte.

Gustav Flaubert war das Gegentheil von einem Wunderkinde. Er lernte nur mit grosser Mühe das Lesen. Sein Geist arbeitete aber unterdessen, denn er verfasste schon Schauspiele, die er nicht aufschreiben konnte, die er aber ganz allein aufführte, wobei er die verschiedenen Personen auftreten liess und lange Gespräche hielt.

Domenichino, den seine Mitschüler den „grossen Ochsen" nannten, erwiderte, da man ihm zum Vorwurf machte, dass er langsam denke und nicht so leicht begreife wie die anderen Zöglinge: „Ich arbeite innerlich."

Häufig machen Kinder nur Fortschritte, wenn man sie sich selbst überlässt. — Cabanis galt zwar für intelligent, aber auch für eigensinnig und faul und wurde aus der Schule verwiesen. Sein Vater entschloss sich, mit ihm ein Experiment zu machen. Er erlaubte dem Vierzehnjährigen, nach seinem Belieben zu studiren, und es gelang vollkommen.

Scheu vor Neuerungen. — Menschen, die doch eine neue Weltordnung schaffen, sind, wie das Volk insgemein und wie die Kinder, Feinde aller Neuerungen. Sie geben sich erstaunliche Mühe, die Entdeckungen Anderer zu verwerfen, sei es, weil ihr Gehirn so voll ist, dass es nichts anderes mehr aufnehmen kann, sei es, weil sie ein specifisches Feingefühl für ihre eigenen Ideen besitzen, das vor Anderer Gedanken zurückschreckt.

So hat Schopenhauer, der in der Philosophie ein grosser Empörer war, nur Worte des Mitleids und der Verachtung für die Revolutionäre in der Politik. Er vererbte daher sein Vermögen auf Leute, welche zur Unterdrückung der edelsten Bestrebungen im Jahre 1848 mit den Waffen beigetragen hatten.

Friedrich d. Gr., der eine deutsche Politik betrieb und eine nationale Kunst und Litteratur zu fördern bestrebt war, hatte nicht einmal eine Ahnung von dem Werth eines Klopstock, Lessing, Herder und Goethe. Es widerstand ihm so sehr, seine Kleider zu wechseln, dass er während seines ganzen Lebens nur zwei oder drei Anzüge besass. — Dasselbe war bei Napoleon mit dem Hut der Fall. — Rossini vermochte nicht mit der Eisenbahn zu reisen.[1] — Napoleon wollte vom Dampfschiff nichts wissen, und Richelieu schickte den ersten Erfinder, Salomon de Caus, nach Bicêtre.[2] Baco spottete über Gilbert und Copernicus; er hielt nichts von der Anwendung

---

[1] Bei dem Versuch, ihn dazu zu vermögen, sah ein Freund Rossinis ihn ohnmächtig werden. „Wenn ich nicht so angelegt wäre,“ äusserte Rossini später, „so hätte ich den „Barbier“ nicht geschrieben.“ Diese Worte dürften Denen zu denken geben, die über den Grundgedanken dieses Buches lächeln.

[2] Radestock, l. c.

der Instrumente und sogar der Mathematik in den exakten Wissenschaften.[1] — Baudclaire und Nodier verabscheuten die freien Denker.[2] — Laplâce leugnete das Niederfallen der Meteore aus einem Grunde, der ganz nach dem Geschmacke der Akademiker war, nämlich, es könnten nicht Steine vom Himmel fallen, da es dort solche nicht gäbe. Biot verwarf die Undulationstheorie; Darwin[3] glaubte weder an ein Steinzeitalter, noch an Hypnotismus, Voltaire hielt nichts von den Fossilien. — Robin machte sich über die Darwinsche Theorie lustig.

Flaubert und Ch. Gautier theilten die Vorliebe für den Orient und den Widerwillen gegen neue Gegenstände; der Anblick einer Maschine brachte sie ausser sich. Sie benutzten zwar die Eisenbahn, um, wie sie meinten, Zeit zu ersparen, aber sie hörten auf dem ganzen Wege nicht auf, darüber zu murren. Das waren die Spötter, welche angesichts der neuen Sitten und Künste für Alt-Frankreich schwärmten. (Zola.)

Unstätes Leben ist bei den Männern von Geist häufig zu finden. Wir erwähnen nur Heine, Alfieri, Byron, Giordano Bruno, Maxime du Camp, Leopardi, Tasso, Goldsmith, Sterne, Gautier, Musset, Lenau. — „Mein Vater hat mir als Erbtheil seinen unstäten Geist hinterlassen,“ schrieb Foscolo.

Hölderlin irrte vierzig Jahre lang umher, ohne irgendwo Ruhe zu finden, nachdem seine Geliebte ins Kloster gegangen war.

Alciakof reiste fortwährend umher und meinte zu seiner Rechtfertigung, auch die Sonne kreise umher, um überall ihr Licht zu spenden.

Allbekannt sind die unaufhörlichen Reisen Paisiellos,[4] Orlandos, Lavoisiers, Petrarcas, Cellinis, Cervantes' in einer Zeit, wo das Reisen ebenso beschwerlich wie gefährlich war.

Meyerbeer reiste dreissig Jahre lang; unterwegs auf der Eisenbahn verfasste er seine Hauptwerke. Wagner ging zu

[1] Draper, III. 230.
[2] *Revue bleue*, 1887, p. 17.
[3] *Life*, 1887.
[4] Fiorentino, *La musica*, 1889.

Fuss von Riga nach Paris. — Bekanntlich haben auch bisweilen berühmte Universitätsprofessoren die Sucht ihre Stellen zu wechseln und vergessen dabei ihr persönliches Interesse.

Unbewusstheit. — Plötzliche Einfälle. — Das Zusammentreffen von Geist und Wahnsinn macht das Unbewusste, Plötzliche und die Zusammenhangslosigkeit seiner Schöpfungen zum Theil erklärlich. Daher auch die grosse Aehnlichkeit mit dem epileptischen Anfall, daher die Verschiedenheit von Genie und Talent.

Das Talent, sagt Jürgen Meyer,[1] kennt sich selbst, es weiss, wie und warum es auf eine gegebene Theorie eingeht; anders bei dem Genie, das weiss nicht davon, wie und warum es dazu gekommen ist. — Es giebt nichts Unwillkürlicheres als die Arbeit des Genies.

Eins der Kennzeichen des Genies ist, nach Hagen, der unwiderstehliche Impuls. Wie der Instinkt das Thier zu gewissen Verrichtungen, selbt auf Gefahr seiner Existenz, treibt, so ist das Genie, wenn es von einer Idee beherrscht wird, zu jedem anderen Gedanken unfähig. Napoleon, Alexander machen Eroberungen, nicht etwa aus Ruhmsucht, sondern unter der Herrschaft eines allmächtigen Instinktes. Ebenso findet der wissenschaftliche Geist keine Ruhe; seine Thätigkeit erscheint vielleicht als Ausfluss eines freien Willens, ist es aber in Wirklichkeit nicht. Das Genie schafft nicht, weil es will, sondern weil es muss.

Der Mann von Geist gleicht — nach Jean Paul — in vieler Hinsicht einem Traumwandler. Er sieht in seinem Traume weiter als im Wachen und er erklimmt die höchsten Gipfel der Wahrheit. Man nehme ihm seine phantastische Welt, und er stürzt plötzlich in die Wirklichkeit.[2]

Haydn glaubte einer geheimnissvollen, von oben ihm gewordenen Gnade seine „Schöpfung“ verdanken zu müssen. „Wenn meine Arbeit nicht gelingen wollte, begab ich mich in mein Betgemach mit meinem Rosenkranz, sprach ein Ave, und sofort kamen mir die Gedanken zurück.“

---

[1] Genie und Talent, 1875.

[2] Kuno Fischer, Das Bewusstsein, Leipz. 1874.

Wenn unsere Milli, fast ohne es zu wollen, ihre wunderbaren Poesien sich entschlüpfen lässt, so zittert sie, kreischt, singt, läuft hin und her und verfällt beinahe in einen epileptischen Anfall.

Mehrere geistvolle Menschen, die sich selbst beobachteten und von ihrer Begeisterung sprachen, beschreiben die letztere wie ein angenehmes, hinreissendes Fieber, während dessen der Gedanke plötzlich und unwillkürlich befruchtet wird und wie der Funke an einer angezündeten Fackel hervorbricht.

Das ist der Gedanke, welchen Dante in folgenden drei Versen zeichnet:

> Mein Ich ist so, wenn Liebe mich beseelt,
> Ich merk' es an, und je was sie mir eingiebt,
> Das geb' ich wieder.

Das Schicksal der Schlachten ist das Ergebniss eines Augenblickes, eines verborgenen Gedankens; der entscheidende Augenblick erscheint, der Funke bricht hervor und der Sieg ist da. (Napoleon.)

Kuhs schönste Dichtungen gingen, nach Bauer, aus einem Zwischenzustande von Wahnsinn und Vernunft bei dem Dichter hervor; während er seine erhabensten Zeilen diktirte, war er unfähig, das Geringste zu überlegen.

Rossini komponirte eine grosse Messe in 36 Stunden, Donizetti in drei den 4. Akt der Favorita.

Foscolo erzählt in seinem *Epistolario*, dem besten Denkmal seiner edlen Seele: „Das Schreiben hängt von einem gewissen angenehmen Fieber ab, welches sich Niemand willkürlich geben kann. Ich schreibe Briefe, nicht um des Vaterlandes willen oder um Ruhm zu erwerben, sondern um des inneren Vergnügens willen, welches aus der Uebung unserer Fähigkeiten hervorgeht. Sie bedürfen der Bewegung wie unsere Füsse des Gehens."

Mozart bekennt, die musikalischen Erfindungen entständen in ihm wie Träume, sogar gegen seinen Willen. — Hoffmann äusserte wiederholt gegen seine Freunde: „Wenn ich kompo-

niren will, setze ich mich ans Klavier, schliesse die Augen und spiele, was mir von aussen vorgesagt wird."[1]

„Nicht ich bin es, der denkt," sagt Lamartine, „es sind meine Gedanken, die für mich denken."[2]

Alfieri, der sich einem Barometer verglich wegen des beständigen Wechsels seines poetischen Könnens infolge des Wechsels der Jahreszeiten, hatte nicht die Kraft, einem weiteren oder vielmehr während mehrerer Tage des Septembers sich wiederholenden Impuls zu widerstehen, er musste sich für besiegt erklären und sechs Schauspiele schreiben. (Alfieris Leben.) Teza, der seine Handschriften durchstöberte, findet in einem seiner Sonette: „Ein Greis in Weiss" als eigenhändige Notiz: „Im Spazierengehen. Wider Willen verfasst."

Montesquieu entwarf seinen *Esprit des lois* in einer Postkutsche. Bei Alfieri, Goethe, Ariost entstanden die Schöpfungen urplötzlich, oft beim Erwachen.[3]

Diese Beherrschung des Genies durch das Unbewusste ist eine längstbekannte Erscheinung.

Sokrates sagt, die Poeten schaffen nicht auf Grund von wissentlicher Ueberlegung, sondern infolge eines gewissen Naturtriebes. „So verkünden die Wahrsager sehr schöne Wahrheiten, ohne Bewusstsein von dem, was sie sagen."[4]

„Alle Aeusserungen des Genius," schreibt Voltaire an Diderot, „sind Wirkungen des Instinktes. Alle Philosophen der Welt zusammengenommen wären nicht im stande gewesen, Quinaults „Armida" zu schaffen, oder die pestkranken Thiere La Fontaines, der selbst nicht wusste, was er dabei that; Corneille schuf die „Horazier", wie ein Vogel sein Nest macht."

Die tiefsten Gedanken der Denker sind daher sozusagen durch frühere Eindrücke vorbereitet, springen infolge einer ausserordentlichen Empfindlichkeit des Organismus plötzlich hervor und entwickeln sich vermöge unbewusster Hirnthätigkeit. — Das ist es, was die tiefe Ueberzeugung der Propheten,

---

[1] Schilling, Psychiatr. Briefe, 1886, S. 486.

[2] Ball, *Leçons des maladies mentales,* 1881.

[3] Radestock, l. c. S. 42.

[4] *Apologia.*

Heiligen und Zauberer erklärlich macht, aber auch die unserer heutigen Irren.

Dämmerzustände. — Bellini schreibt: „Man darf das Dichten beinahe einen Traum nennen, der in Gegenwart der Vernunft sich abspielt, die mit offenen Augen über ihm schwebt.“ Diese Erklärung ist sehr passend, um so mehr, da viele Dichter ihre Verse im Traum oder Halbtraum verfasst haben.

Nach Goethes Ansicht bedürfen die Dichter einer gewissen Hirnreizung. Viele seiner Gedichte sind in der That in einem dem Somnambulismus ähnlichen Zustande verfasst. Klopstock giebt an, er habe mehrfach die Begeisterung zu seinem Dichtwerk im Traume gefunden.

Voltaire hat einen Gesang der Henriade während des Schlafes verfasst, Sardini eine Theorie über das Flageolet, v. Seckendorf das schöne Lied an die Phantasie, welches in seinem Wohlklang seinen Ursprung wiederspiegelt.[1]

Newton und Cardanus lösten im Traume schwierige mathematische Aufgaben.

Nodier schuf seine Lydia mit einer vollständigen Theorie über die Zukunft infolge von Träumen aus dem Jahre 1828, die, wie er schreibt, „so unaufhaltsam, Nacht für Nacht sich wiederholten, dass die Vorstellung zur Ueberzeugung ward“.

Muratori improvisirte im Traume, nachdem er schon jahrelang keine Verse mehr gemacht, einen lateinischen Pentameter. Man erzählt, La Fontaine habe im Traume die Erzählung von den „Zwei Tauben“ verfasst und Condillac während des Schlafes eine am vorigen Tage unvollendete Vorlesung fertig gemacht.[2]

Den *Kabla Khan* verfasste Coleridge im Traum, nur konnte er sich auf 54 Verse nicht wieder besinnen.

---

[1] Holde, süsse Phantasie!
Immer wirksam, immer wach,
Dank sei deinen Zauberbildern,
Die mein hartes Schicksal mildern, (auf dem Hohenasperg. Uebers.)
Dank dir u. s. w.

[2] Verga, *Lazzaretti* 1880.

Das Genie in Begeisterung. — Es ist übrigens wahr, dass Niemand einem Irrsinnigen während des Anfalls ähnlicher sieht, als ein Mann von Geist, wenn er über seinen Schöpfungen brütet.[1] Wir finden, nach RÉVEILLÉ-PARISES Angabe, bei ihm einen kleinen, harten Puls, die Haut bleich und kalt, den Kopf heiss, die Augen glänzend, injizirt, verstört. Nach beendeter Arbeit kommt es nicht selten vor, dass der Verfasser selbst nicht versteht, was er kurz zuvor geschrieben. Marini empfand, während er Adone schrieb, eine tiefe Brandwunde am Fusse nicht.

Tasso glich, während er dichtete, einem Besessenen,[2] Lagrange fühlte seinen Puls unregelmäſsig werden, wenn er schrieb. Alfieri konnte nicht recht sehen. Es giebt auch solche, die sich beim Arbeiten in einen Zustand von Hirnkongestion künstlich versetzen. Schiller kühlte die Füsse mit Eis.[3] Pitt und Fox bereiteten sich auf ihre zu haltenden Reden durch unmässiges Trinken von Porter vor. Paisiello hüllte sich beim Komponiren in eine Wolke von Decken. Milton und Descartes drückten ihren Kopf in die Kissen des Kanapees. Bonnet begab sich, den Kopf mit heissen Tüchern umwickelt, in einen kalten Raum. Cujas lag beim Arbeiten mit dem Bauch auf dem Teppich.

Von Leibnitz sagt man, dass er „horizontal überlegte“; dieser Art Lage bedurfte er, um sich der Denkarbeit zu widmen. Milton[4] arbeitete mit auf den Stuhl zurückgebogenem Kopfe, Thomas und Rossini im Bett, Rousseau[5] im blossen Kopfe bei Mittagssonne.

Das alles sind instinktive Hülfsmittel, welche die Cirkulation im Gehirn momentan auf Kosten des Gesamtblutlaufes befördern.

Man weiss, dass die grossen Entwürfe der Denker am häufigsten sich entwickelten, oder wenigstens ihren ersten An-

---

[1] Aut insanit homo, aut versus facit.

[2] BETTINELLI, l. c.

[3] Schiller konnte nicht schreiben, wenn er nicht faule Aepfel zur Hand hatte. (Uebers.)

[4] RÉVEILLÉ-PARISE S. 245.

[5] ARAGO, *Oeuvres*, III.

lauf nahmen infolge einer besonderen Anregung, die auf die Intelligenz eine ähnliche Wirkung äusserte, wie ein Tropfen Salzwasser auf eine Voltasche Säule. Es ist Thatsache, dass alle grossen Entdeckungen, nach MOLESCHOTTS[1] Bemerkung, durch eine einfache Wahrnehmung veranlasst worden sind. Ein paar Frösche, die zu einer Krankensuppe für Galvanis Gattin dienen sollten, gaben Veranlassung zur Entdeckung des Galvanismus, die isochrone Bewegung einer Lampe, der Fall eines Apfels zu den grossen Systemen Newtons und Galileis. Alfieri entwarf seine Tragödien, während er Musik hörte, oder doch einige Stunden später. Mozart fand eine herühmte Arie zum Don Juan, während er eine Apfelsine sah, die in ihm die Erinnerung an ein neapolitanisches Volkslied erweckte, das er fünf Jahre zuvor gehört hatte.[2]

Der Anblick eines Lastträgers erweckte bei Leonardo da Vinci das Bild zum Judas, die Bewegungen seines Modells bei Thorwaldsen die Stellung des sitzenden Engels. Salvator Rosa verdankte seine ersten grossartigen Entwürfe den Scenen des Pausilippo. Hogart erhielt den ersten Eindruck für seine grotesken Bilder in einer Kneipe von Highgate, wo ihm von einem Betrunkenen im Streite das Nasenbein zerschlagen worden war. Milton, Baco, Leonardo da Vinci mussten vor der Arbeit ein wenig Musik hören. Bourdaloue kratzte erst auf der Violine herum, bevor er seine unsterblichen Predigten niederschrieb. Der Vortrag einer SPENCERschen Ode entschied in Cowley den dichterischen Beruf. Der Anblick eines Landkrebses erweckte in Watt die Idee zu einer für die Industrie sehr nützlichen Maschine.[3]

Sensationen sind es auch, die zu Ausgangspunkten für entsetzliche Ausbrüche der Mania impulsiva werden.

Humboldts Amme gestand, dass der Anblick des frischen zarten Fleisches ihres Pfleglings sie unwiderstehlich zum Hineinbeissen gereizt habe.

---

[1] Kreislauf des Lebens. Brief XVIII.
[2] Genie und Talent, 1879.
[3] ARAGO.

Andere wurden durch das Erblicken eines Beiles, eines Feuers oder Leichnams zu Mord, Brandstiftung oder Leichenschändung gereizt.

Die Begeisterung geht oft in eine wahre Hallucination über. Der Betreffende nimmt dann — wie BETTINELLI sagt — wirklich die Gegenstände seiner Einbildung wahr. — Dickens, Kleist waren um das Schicksal ihrer Helden ernstlich bekümmert. Kleist äusserte nach Vollendung einer seiner Tragödien gegen seinen Freund unter Thränen: „Sie ist todt.“ Es galt der Penthesilea. — Schiller war von dem, was mit den Personen seiner Erfindung geschah, so bewegt, dass er es für wirklich Geschehenes hielt.[1]

T. Grossi erzählte Verga, dass er beim Niederschreiben der Erscheinung „Prinas“ die letztere wirklich vor sich erscheinen gesehen und Licht angezündet habe, um das Phantom zu vertreiben.[2] BALL sagt von Reynolds, er habe bis zu 300 Porträts jährlich gemalt und jede Person nur eine halbe Stunde lang fixirt, dann aber sie in einer Hallucination wieder erblickt, ganz so, als ob sie lebte.[3] BRIERRE DE BOISMONT erzählt von dem Maler Martina, er habe die Bilder seiner Erfindung wirklich vor sich gesehen. Einmal habe sich Jemand zwischen ihn und den Ausgangspunkt der Hallucination gesetzt und er habe ihn gebeten, sich zu entfernen, weil es ihm unmöglich gewesen, an seinem Bilde weiter zu arbeiten.[4]

Luther hörte die Einwürfe des Teufels, die er am Tage vorher nicht zu widerlegen vermocht hatte.

Cromwell sah einstmals ein riesiges Bild vor sich auftauchen, das ihm zurief, er werde der grösste Mann Englands werden.

Widersprüche. — Abspannung. — Doppeltes Bewusstsein. — Nach Ablauf der Begeisterung verwandelt sich der Mann von Geist in einen gewöhnlichen Menschen, wenn nicht in noch Geringeres. Dann bezeichnet die anders geartete

---

[1] DILTHEY, Ueber Einbildungskraft der Dichter, 1887.
[2] LAZZARETTI, l. c., 1880.
[3] *Leçons des maladies mentales*, p. 76.
[4] *Des hallucinations*, 23, p. 6.

Persönlichkeit, oder, wie es in der jetzigen Kunstsprache lautet, das doppelte, oft sogar das gegentheilige Bewusstsein seinen Zustand. „Unsere grössten Dichter," sagt DISRAELI, „Shakespeare und Dryden, sind gerade diejenigen, welche die abscheulichsten Verse geliefert haben." Von Tintoretto sagte man, er habe bisweilen Carraccio übertroffen, bisweilen aber auch den Tintoretto selbst nicht erreicht.

Man weiss, dass die grössten Tragöden in der Gesellschaft heiterster Laune und bei sich zu Hause unleidlich melancholisch sind. Mit den wahren Komikern ist es umgekehrt.

„Die lustige Geschichte John Gilpins" wurde von COWPER in der Zeit zwischen zwei Anfällen von Melancholie geschrieben. Die heitere Stimmung war bei ihm die Reaktion gegen die traurige. „Sonderbar," sagt er, „meine launigsten Verse habe ich während der trübsten Stimmung und hätte sie vielleicht ohne dieselbe nie geschrieben."

Zu Abernethy kam eines Tages ein anständiger Mann, der ihn um Rath fragte. Nach gründlicher Untersuchung rieth ihm der berühmte Praktiker: „Sie bedürfen ein wenig Erheiterung. Gehen Sie und hören Sie Grimaldi, Sie werden herzlich lachen, und das ist Ihnen besser, als alle Arzneien." „Aber ich bin ja selbst Grimaldi," rief der Kranke.[1]

Débureau befragte sich wegen seiner Traurigkeit bei einem Irrenarzt, der ihm rieth zu — Débureau zu gehen.

Corneille schildert sich bei Gelegenheit der Zusendung seines Bildnisses an Pelisson in folgenden Versen:

> En matière d'amour je suis fort inégal,
> J'en écris assez bien et le fais assez mal,
> J'ai la plume féconde et la bouche stérile,
> Bon galant au théâtre et fort mauvais en ville;
> Et l'on peut rarement m'écouter sans ennui
> Que quand je me produis par la bouche d'autrui.

Man könnte die Frage stellen, sagt ZOLA, wie der Geist des Menschen seinen eigenen Ueberzeugungen entgegen sein könne. Wie dem auch sei, so hat doch Balzac sich für einen

[1] SMILES, *Vita e lavoro*, 1886.

richtigen Politiker gehalten. Die Spuren davon finden sich oft genug in seinen Briefen.

Die Widersprüche in Tassos Stil lassen sich, nach Ovidios[1] Ansicht, sehr wohl aus des Dichters eigenem Bekenntniss erklären. Sobald der Rausch der Begeisterung verflogen war, wurden ihm seine eigenen Schöpfungen fremd, er vermochte ihre Schönheit nicht zu schätzen, er kannte sich selbst nicht mehr.

Auch von Klopstock erzählt man, er habe, über den Sinn einiger Stellen im Messias befragt, geantwortet: „Vordem waren wir zwei, die sie verstanden, Gott und ich, jetzt ist es nur noch Gott möglich.“

„Gut oder übel und trotz gewissenhaftester Bemühung um das Gegentheil, war ich dazu ersehen, das zu sein, was ich bin, ein romantischer Protestant gegen den Romanismus, ein Utopist, der in der Politik das „Erde der Erde“ predigt, ein Idealist, der sich umsonst bemüht als Philister zu erscheinen, ein Gewebe von Widersprüchen, das an die Chimäre der Scholastik mit den zwei Naturen erinnert. Eine meiner Hälften müsste eigentlich die andere vernichten, wie das Fabelthier bei Ktesias, das seine eigenen Pfoten frisst, ohne eine Ahnung davon zu haben,“ sagt Renan von sich.[2] „Wenn zwei so verschiedenartige Menschen in dir stecken,“ sagte A. de Mussets Geliebte, „wie kannst du denn nur den guten vergessen, wenn der böse in dir aufsteigt?“ Musset gesteht selbst, er habe sich zu brutalen Zornesausbrüchen und verächtlicher, mit Liebeswuth abwechselnder Behandlung gegen sie hinreissen lassen. „In übermässiger Aufregung habe ich sie wie eine Gottheit verehrt. — Ich hatte sie misshandelt, zehn Minuten darnach lag ich vor ihr auf den Knien; hörte ich mit Beschuldigungen auf, so bat ich um Verzeihung, verspottete ich sie nicht, so weinte ich.“ [3]

Giordano Bruno, der über sich äussert: „In hilaritate tristis, in tristitia hilaris“ wurde Mönch und wendet sich gegen

[1] *Studi critici*, Napoli 1880, p. 15.
[2] Renan, *Souvenirs*, 1883, p. 73.
[3] *Confessions d'un enfant du siècle*, p. 218, 251.

die Bilder der Heiligen, erklärt Päpste und Priester für Hanswürste und legt ihr Kleid an.

Leopardi besingt das Landleben und flieht noch an demselben Tage zur Stadt, da er es antreten soll. Er preist den Tod und liebt das Leben so leidenschaftlich, dass er die Aerzte um seine Erhaltung quält.

Albernheiten und Schnitzer. — Das doppelte Bewusstsein, die Vergesslichkeit und der Widerwille gegen Neues, die den Gelehrten so häufig eigen sind, geben uns Aufschluss über wirkliche Albernheiten, die sich in ihre Schriften einschleichen, worauf schon Horaz mit den Worten anspielt: „Quandoque bonus dormitat Homerus."

Flaubert hat eine ganze Sammlung davon angelegt, die er Aktenstücke in Sachen menschlicher Thorheit (*Dossier de la sottise humaine*) nennt. Es folgen hier einige Beispiele daraus:

„Ich würde es schlimm finden, wenn ein wenig artiges Mädchen vor der Hochzeit mit einem Manne lebte." Aus Ponsards Uebersetzung vom Homer.

„Der Reichthum eines Landes beruht auf dem allgemeinen Wohlstand." Louis Napoleon.[1]

„Sie konnte kein Latein, aber sie verstand es sehr gut." V. Hugo in *Les Misérables*.

„Die Hunde sind gewöhnlich von zweierlei Farbe, die eine hell, die andere bräunlich, damit man sie, wo sie auch sein mögen, auf den Möbeln wahrnehmen könne, mit deren Farbe man sie sonst verwechseln würde" . . . „Die Flöhe stürzen sich überall, wo sie sind, auf die weissen Farben. Diesen Naturtrieb haben sie empfangen, damit wir sie leichter erwischen können" . . . „Die Melone hat von der Natur die Einschnitte erhalten, damit man sie en famille verzehren könne; der Kürbiss ist darum grösser, damit man ihn mit den Nachbarn geniesse" . . . aus Bernardin de St. Pierres *Harmonies de la Nature*.

---

[1] Vgl. Fritz Reuters Wort: „Die grosse Armuth kommt her von der grossen Pauvreté." (Uebers.).

„Die hohe Geistlichkeit, der Adel und die hohen Staatsbeamten haben das Vorrecht, die Träger und Wächter der konservativen Wahrheiten zu sein, die Nationen über das Böse und Gute, das Wahre und Falsche im moralischen und geistigen Leben zu unterweisen. Die Anderen haben nicht das Recht, über diese Art Dinge mitzureden. Sie haben die Naturwissenschaften, daran sie sich ergötzen können. Wie dürfen sie sich beklagen?" — De Maistre, *Soirées de St. Petersbourg*. Achte Unterhaltung. S. 131.

„Der Geschichtsunterricht kann, wie ich glaube, Unzuträglichkeiten und Gefahren für den Lehrer haben. Er hat auch solche für den Schüler." Dupanloup.

„Ist die Schranke überschritten, so giebt es keine Grenzen mehr." Ponsard.

„Ich habe über die Verblendung der Räthe Franz I. klagen hören, die Columbus zurückwiesen, da er ihnen Indien anbot." — Montesquieu, *Esprit des lois* livr. XXI. Ch. XXII. (Franz I. bestieg den Thron 1515, Columbus starb 1506.)

Kurz vor Errichtung des napoleonischen Kaiserreiches schrieb De Maistre in den *Soirées de St. Petersbourg*:

„Es hat niemals eine Herrscherfamilie gegeben, deren plebejischen Ursprung man nachweisen kann. Wenn diese Erscheinung eintrete, so würde eine neue Weltepoche damit beginnen."

„Dieser Bonaparte ist allerdings ein grosser Schlachtengewinner, aber darüber hinaus ist der unbedeutendste General fähiger als er. Man glaubte, er habe die Kriegskunst gefördert, und er hat sie in Wirklichkeit auf ihren ersten Anfang zurückgebracht." — Chateaubriand, *De Buonaparte et des Bourbons.*

„Voltaire bedeutet als Philosoph nichts, hat als Kritiker und Geschichtsschreiber keine Autorität, ist als Gelehrter zurückgeblieben." — Dupanloup, *Haute Education intellectuelle.*

„Der Kramhandel ist als Handelszweig nicht zu verachten. Weit mehr Hochachtung verdient indes die Armee als Institut, das die Ordnung zum Zweck hat. Der Kramhandel

ist nützlich, die Armee ist nothwendig.“ — Jules Noriac, *Les Nouvelles*.

„Eine gerade Linie, schrieb Aristoteles, ist niemals vollkommen. Weder die unbegrenzte ist es, weil, um vollkommen zu sein, sie ganz gerade gezogen werden müsste, noch eine der begrenzten kann es sein, weil es immer noch etwas ausserhalb ihrer giebt.“ Mit anderen Worten, nach Aristoteles ist die unbegrenzte Linie nicht vollkommen, weil sie begrenzt ist (was von dem „gerade gezogen“ abhängt), die begrenzte ist nicht vollkommen, weil sie unbegrenzt ist und noch etwas jenseits ihrer liegt.

Excels*ior* von Longfellow ist ein grammatischer Schnitzer und müsste Excels*ius* heissen.

Gedenken wir Pascals, der hier ungläubiger als Pyrrhon ist und dort im Ton eines Kirchenvaters schreibt; ferner Voltaires, der bald an eine Entwickelung [1] glaubt, die den Auf- und Niedergang der Staaten bestimmt, bald an ein Fatum,[2] das die Welt regiert, bald wieder an eine Vorsehung.[3]

Hyperästhesie. — Untersuchen wir an der Hand von Autobiographien die physiologischen Verschiedenheiten, welche den Mann von Geist von dem gewöhnlichen Mann unterscheiden, etwas näher, so finden wir, dass sie in einer ungemein krankhaften Empfindlichkeit bestehen.

Der Wilde und der Idiot sind gegen leibliche Schmerzen nur wenig empfindlich; sie haben wenige Leidenschaften und beachten nur diejenigen Empfindungen, die für die Lebensbedürfnisse unumgänglich erforderlich sind. Je höher die Stufe des Geistigen reicht, desto mehr wächst die Empfindlichkeit; bei erhabenen Geistern ist sie am höchsten; sie ist der Ursprung ihrer Triumphe wie ihrer Niederlagen. Sie empfinden, erkennen mit grösserer Lebhaftigheit, sehen in den Dingen mehr als andere Menschen und halten sie fester; deshalb sind ihre Erinnerungen reichhaltiger, ihre Gedanken ver-

[1] Voltaire, *Introduction à l'Essai sur les moeurs.*
[2] *Siècle de Louis XIV.*, 1.
[3] *Dictionn. philosoph. Art. Climat.*

nünftiger, fruchtbarer. Das unendlich Kleine, die Vorkommnisse, welche dem gewöhnlichen Menschen entgehen, greifen sie auf und bringen sie in hundertfältige Verbindung miteinander; das heisst dann gemeinhin Entdeckung; und doch sind das immer nur binäre und quaternäre Verbindungen von Wahrnehmungen.

HALLER schreibt: „Was bleibt mir ausser der Empfindung, diesem mächtigen Gefühl, das einem von den Eindrücken der Liebe, von den Wunderwerken der Wissenschaft bewegten Gemüth entspringt?" Noch heut presst mir die Mittheilung einer grossmüthigen Handlung Thränen aus! Diese Empfindsamkeit hat sicherlich meinen Dichtungen einen leidenschaftlichen Reiz verliehen, der bei Anderen sich nicht findet.[1]

DIDEROT sagt: Wenn die Natur jemals eine empfindsame Seele gebildet hat, so ist es die meinige. Mehret die empfindsamen Seelen, und gute wie böse Thaten werden zunehmen.[2]

Als Alfieri zum erstenmal Musik vernahm, empfand er eine Betäubung, ein Zucken in Augen und Ohren. „Er verbrachte mehrere Tage in einer seltsamen, angenehmen Melancholie; es war ein Schäumen phantastischer Vorstellungen, er hätte Verse schreiben können, wenn er es verstanden hätte, und Gefühle äussern, die er selbst nicht kannte." Wie Sterne, Rousseau und G. Sand meint er: „Es giebt nichts, was die Seele unwiderstehlicher ergreift, als die Sprache der Musik."

Urquiza wurde durch den Duft von Rosen ohnmächtig. Musset, Goncourt, Flaubert, Carlyle waren so empfindlich gegen Geräusche, dass der Lärm der Strasse und der Klang der Glocken ihnen unerträglich wurde; sie änderten fortwährend ihre Wohnungen und flohen endlich auf das Land.[3]

---

[1] Tagebuch II., 120.

[2] *Paradoxa.*

[3] „Jedes Geräusch", sagt EDMOND DE GONCOURT in einer Anmerkung zu den Briefen (Paris 1885) seines Bruders, „belästigte ihn so, dass er

Auch Schopenhauer hasste den Lärm.

Baudelaire litt an Hyperosmie, die Kleiderstoffe rochen ihm nach Frauen. Es liess ihn in Belgien nicht bleiben, weil die Bäume dort, seiner Meinung nach, keinen Duft verbreiten.

Guy de Maupassant sagt von Gustav Flaubert: Von frühester Kindheit machten sich in seinem Wesen zwei Dinge bemerklich, eine grosse Unbefangenheit und die Scheu vor Leibesbewegung. Sein ganzes Leben lang blieb er naiv und ein Stubenhocker. Er konnte nicht leiden, dass sich etwas um ihn bewegte, und er erklärte mit seiner scharfen, sonoren und etwas theatralischen Stimme, das sei nicht philosophisch. „Man kann nur im Sitzen denken und schreiben.“[1]

Sterne, der grösste Psychologe unter den Dichtern nach Shakespeare, sagt: „Wenn ich die Geschichte unserer Vorfahren lese, weine ich, als wenn ich dabei wäre . . . das Anschauen und die Empfindung sind die einzigen Werkzeuge des Genies. Sie sind die Quelle der köstlichen Eindrücke, die der Freude eine glänzendere Farbe verleihen und die uns Freudenthränen entlocken.“

Man weiss, dass Alfieri und Foscolo öfter Frauen huldigten, die ihrer meist unwürdig waren. Alfieri konnte an dem Tage, wo sein Pferd nicht wieherte, keine Speise zu sich nehmen.

Bekanntlich war es die Schönheit und die Liebe der

„ein Ohr in der Magengrube zu haben“ wähnte, und dieser Wahn nahm im Fortgang seiner Krankheit so zu, dass er in Verfolgungswahn ausartete — so dass wir uns noch im Oktober nach Trouville begeben mussten. — Während seiner schlaflosen Nächte entwarf er eine traurige Erzählung von einem Manne, den der Lärm überall hin verfolgt; er miethet Wohnungen, kauft Häuser, zieht in den Wald; auch da weckt hn das Horn des Wildwärters; auch aus dem Innern der Pyramiden wird er durch das Zirpen der Heimchen verscheucht; er tödtet sich und findet auch im Grabe keine Ruhe, — die Grabgesänge lassen ihn nicht schlafen.“ — „Ach, der Lärm, ich kann die Vögel nicht mehr ausstehn. — Schweig' Nachtigall, schlechtes Thier.“

[1] *Etude sur Gustave Flaubert,* Paris 1885.

Fornarina, die Raphaels Pinsel begeisterte, — weniger bekannt ist, dafs sie ihn auch zum Dichter machte.[1]

Dante und Alfieri waren schon im Alter von 9 Jahren verliebt, Scarron und Byron mit 8, Rousseau mit 11 Jahren. Als der 16 Jahre alte Byron erfuhr, dass die von ihm geliebte Frau sich verheirathen wollte, fiel er fast in Krämpfe. „Ich war dem Ersticken nahe. Das Geschlecht kümmerte mich nicht, und doch war meine Liebe so heftig, dass ich nicht weiss, ob ich später je so innig geliebt habe." Byron hatte übrigens einen Krampfanfall, als er Kean spielen sah.

Lorry sah, dass Schriftsteller beim Lesen einer Stelle aus Homer in Ohnmacht fielen.

Der Maler Francia starb vor Glück beim Anblick eines Bildes von Raphael.

Ampère war für Naturschönheit so empfänglich, dass er vor Freude zu sterben meinte beim Erblicken der Küste von Genua. Er hinterliess in einem seiner Manuskripte ein Tagebuch über eine unglückliche Liebe.

Newton war so ergriffen, nachdem er die Lösung einer wichtigen Frage gefunden hatte, dass er nicht weiter arbeiten konnte. Gay-Lussac und Davy tanzten in Pantoffeln im Zimmer umher, nachdem sie eine ihrer Entdeckungen gemacht hatten.

Kurz, die Leidenschaften sind bei den Geistesmächtigen selbst mächtig, bei manchen allerdings verblasst und erloschen, aber nur, weil sie nach und nach dem Ehrgeiz und der wissenschaftlichen Neugier Platz gemacht haben.

---

[1] Es sind mehrere Gedichte erhalten, unter denen folgendes von zartestem Ausdruck:

Quanto fu dolce il giogo e la catena	Weisser Arme Joch und Schlinge,
De' suoi candidi bracci al col mio volte,	Die um meinen Hals sie wand.
Che scioglendomi io sento mortal pena;	Weh mir, wer sich unterfinge
D'altre cose non dico che son molte,	Zu zerreissen dieses Band.
Che soverchia dolcezza a morte mena.	Und viel andre süsse Dinge
	Sterben mag, wer sie empfand.

Anstatt der wörtlichen Uebersetzung mögen hier Goethes nicht weniger zarte Verse gegenüberstehen, die ungefähr denselben Gedanken ausdrücken:

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreissen lässt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest!

Diese hochgespannte Reizbarkeit der Männer von Geist finden wir nun auch, wenn auch in geringerem Grade bei den Leuten mit Talent, und sie ist es, die grösstentheils für sie zu wirklichem oder eingebildetem Unglück wird.

„Die köstliche Gabe, das seltene Vorrecht des Genies," sagt Mantegazza,[1]" zieht eine krankhafte Reaktion bei der leisesten äusseren Störung nach sich; die geringste Zugluft, ein kleiner Stich in den Hundstagen, ein leiser Schauer von frischer Luft wird für diese Sensitiven zum entfalteten Rosenblatt, dessen Duft den unglücklichen Sybariten am Schlafen hindert."

La Fontaine dachte möglicherweise an sich selbst, als er die Worte schrieb: „Ein Hauch, ein Schatten, ein Nichts bringt ihnen das Fieber. Was für Andere eine Nadelspitze, wird für sie zu schneidenden Dolchen." Als Foscolo von einer seiner Freundinnen eine Spötterei erfuhr, rief er zornig aus: „Sie wollen meinen Tod; soll ich mir zu Ihren Füssen den Kopf zerschmettern?" und damit rannte er mit vollster Kraft gegen die Kante des Marmorkamines. Einem mitleidigen Nachbar gelang es glücklicherweise noch, ihn an den Schultern zu packen, so dass er zur Erde fiel und mit dem Leben davonkam.

Boileau, Châteaubriand konnten nicht hören, wenn ein Anderer, sogar wenn es ihr Schuhmacher war, gelobt wurde, ohne einen gewissen Widerwillen zu empfinden.

Daher rühren die Aeusserungen krankhafter Eitelkeit, die dem Grössenwahn verwandt ist.

Schopenhauer gerieth in Zorn und weigerte sich, den Leuten, denen er Geld schuldig war, es zu bezahlen, wenn sie seinen Namen mit einem doppelten p geschrieben hatten.

Barthez konnte vor Aerger nicht schlafen, weil beim Druck seines „Génie" der Accent über dem e nicht richtig war. „Ich wagte nicht, meine Widerlegung von „Newtons Chronologie" herauszugeben, denn er wäre im stande gewesen, mich umzubringen," sagte Whyston (S. Arago). — „Man sah, wie Puschkin im Theater zu Moskau die Frau des Generalgouver-

---

[1] Mantegazza, *Del nervosismo dei grandi uomini,* 1881.

neurs, Gräfin Za., für die er damals glühte, vor Eifersucht in die Schulter biss."

Wer das seltene Glück hat, in der Gesellschaft von geistvollen Männern zu verkehren, der wird sehr bald bemerken, wie leicht dieselben geneigt sind, die Handlungsweise Anderer übelzunehmen, sich selbst für verfolgt zu halten und überall ernstlichen Grund für nicht endenwollende Leiden und Trübsal herauszufinden. Dazu trägt nicht wenig die Ueberlegenheit ihres Verstandes bei, welcher nicht nur die Eigenschaft besitzt, die Wahrheit unter neuen Gesichtspunkten zu entdecken, sondern auch irrthümliche Vorstellungen zu schaffen, um ihre schmerzlichen Illusionen zu bestätigen.

Es ist allerdings auch wahr, dass ihre geistige Ueberlegenheit sie befähigt, über das Wesen der Dinge andere als die landläufigen Ueberzeugungen zu gewinnen und auszudrücken, die sie dann mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit festhalten und so den Gegensatz und die Kluft zwischen sich und den Anderen vertiefen. Gleichwohl ist ihr Trübsinn und Unglück vorzugsweise aus dem Gesetz des Kräftewechsels herzuleiten, welches auch das Nervensystem beherrscht.

Auf einen übermässigen Verbrauch, auf eine zu grosse Auslösung der Nervenkräfte folgt die Reaktion in Gestalt von Schwäche. Es ist keinem Wesen gestattet, eine gewisse Kraftmenge zu veräussern, ohne von einer anderen Seite dafür büssen zu müssen. Das ist denn auch der Grund dafür, dass die Werke der Männer von Geist so ungleich ausfallen.

Der Trübsinn, die Niedergeschlagenheit, die Aengstlichkeit sind der traurige Kaufpreis für die erhabensten Geistesgaben, wie es der Uteruskatarrh, das Unvermögen, die Rückenmarkdarre für Abusus Veneris und die Magenkrankheiten für die Excesse in Essen und Trinken sind.

Die Milli fällt nach einer ihrer beredten Improvisationen, die mehr werth sind als ein ganzes mittelmässiges Dichterleben, in einen tagelang dauernden Lähmungszustand.

Mahomet verfiel nach der Niederschrift seiner Prophezeiungen in einen Zustand von Betäubung und äusserte ein-

mal gegen Abu-Bekr: „Drei Suren des Korans reichten hin, mein Haar zu bleichen."

Kurz, ich glaube nicht, dass es jemals auch nur einen grossen Mann gegeben hat, der sogar auf der Höhe seines Glückes sich nicht — und zwar ohne Grund — unglücklich und verfolgt gefühlt und genannt hat, — der nicht während eines Augenblickes diese schmerzlichen Empfindungen gekostet hätte, auf welchen die Melancholie beruht.

Die Sensibilität erleidet bisweilen eine Verkehrung; sie müht sich ab, dreht sich um einen gewissen Punkt und verliert alle anderen aus dem Gesicht. Gewisse Gedankenreihen, bevorzugte Wahrnehmungen gewinnen nach und nach die Kraft eines speciellen Stachels für das Gehirn und öfter sogar für den ganzen Organismus, so dass sie fast über das Leben hinausreichen.

H. Heine, der in seinen Briefen sagt, er könne leichte Dinge nicht begreifen, er, da er blind und gelähmt im Sterben lag und man ihn mahnte, an Gott zu denken, unterbrach sein Todesröcheln mit den Worten: „Gott wird mir verzeihen, es ist ja sein Beruf." Diese letzte Ironie setzt einem Leben cynischer Aesthetik, wie unsere Zeit kein zweites kennt, doch wohl die Krone auf.

Aretinos letzte Worte waren, wie man sagt: „Wehrt mir die Ratten ab, ich bin gesalbt (letzte Oelung)." Der sterbende Rabelais sprach, in seinen Domino gehüllt: „Beati qui in Domino moriuntur."

Malherbe tadelte, da er im Sterben lag, seinen Krankenwärter wegen der Sprachfehler; er verwarf den Beistand seines Beichtvaters, weil der Stil des Letzteren ihm missfiel. — Die letzten Worte des Grammatikers Bauhours waren: „Je vais et je va mourir — man kann beides sagen."

Santenis wurde vor Freude närrisch, als er ein lange vergeblich gesuchtes Wort gefunden hatte.

Foscolo gesteht, er sei sonst zwar sehr rührig, für gewisse Dinge aber ungeschickter, als irgend ein Mann, Weib oder Kind.[1]

---

[1] Briefe V. 3, S. 163.

Man weiss, dass Corneille, Descartes, Virgil, Addison, La Fontaine, Dryden, Manzoni, Newton nicht im stande waren, öffentlich zu reden.

Poisson meinte, das Leben sei zu nichts weiter gut, als Mathematiker zu schaffen. — D'Alembert und Menage, die gegen den Schmerz einer grausamen Operation sich unempfindlich zeigten, weinten über einen leichten Tadel seitens ihrer Kritiker. — Luc de Lanceval liess sich die Beine amputiren und lachte dazu, konnte aber Geoffroys kritische Bemerkungen nicht ertragen.

Linné, der im Alter von 60 Jahren durch einen Schlagfluss gelähmt und unempfindlich war, wachte aus seiner Schlummersucht auf, als man ihn an sein geliebtes Herbarium trug.[1]

Lagny lag im Coma und reagirte auf die stärksten Reizmittel nicht. Als aber Jemand auf den Einfall kam, ihn zu fragen, was das Quadrat von zwölf sei, antwortete er sofort „hundertvierundvierzig".

Der arabische Grammatiker Sebuyah starb vor Gram darüber, dass der Khalif Harun-al-Raschid über eine grammatische Frage eine von der seinigen abweichende Ansicht hatte.

Es ist hier der Ort zu bemerken, dass bei Männern von Geist, wenigstens bei Gelehrten, oft die Art von Leidenschaft vorkommt, welche Wachdakoff[2] und Letourneau[3] „Mania monotypica" nennen. Derartige Menschen verwenden ihre ganze Lebenszeit auf ein einziges Thema; das erste beste, das sich ihres Hirnes bemächtigte, herrscht darin in unbeschränkter Weise. Bekmann beschäftigte sich während seines ganzen Lebens mit der Pathologie der Nieren, Fresner mit dem Monde, Meyer mit den Ameisen. Das ist wieder etwas, was der Monomanie sehr nahe kommt.

Wegen dieser hochgradigen Empfindlichkeit ist es sehr schwer, Irre und Genies zu etwas zu überreden, oder von

---

[1] Vicq d'Azir, *Eloges*, p. 209.
[2] *Physiol. des génies*, 1875.
[3] *Science et matière*, 1879.

etwas abzubringen. Die Wurzeln des Irrthums wie die der Wahrheit stecken in ihnen weit tiefer und sind verzweigter als bei anderen Menschen, denen eine Meinung nicht höher als ein Kleid, als eine Sache der Mode oder der Verhältnisse gilt. Daher auch der geringe Erfolg des Zuredens bei der Behandlung Geisteskranker (des sogenannten traitement moral). Zugleich lernen wir aber auch daraus, dass man den Worten grosser Genies nicht allzu blind trauen möge.

Desgleichen können wir uns auch erklären, warum grosse Geister Dinge nicht zu begreifen vermögen, welche dem gewöhnlichsten Verständniss leicht werden, während sie umgekehrt auf Gedanken kommen, die aller Welt absonderlich erscheinen. Der Grund davon beruht eben auf der grösseren Empfindlichkeit, die einer grösseren Originalität der Auffassung entspricht.

In der das Nachsinnen begleitenden Aufregung verzichtet der Gedanke auf die einfachen und leichten Hülfsmittel, die seiner mächtigeren Thatkraft nicht geziemen. Monge löst z. B. die schwierigsten Punkte einer Differenzialrechnung und steht verblüfft vor der Aufgabe, eine Quadratwurzel auszuziehen, was jedem Quartaner gelingt. (Arago.)

Ein Freund Lullis entschuldigte den Letzteren fortwährend mit den Worten: „Kümmern Sie sich nicht um ihn, er hat keinen gewöhnlichen Menschenverstand, er ist ganz Genie."

Noch nach zehn Jahren wusste Flaubert die Kritiken auswendig, die seine Bücher erfahren hatten, und sprach gerührt über das Lob und erbittert über den Tadel derselben. (Zola, l. c.)

Parästhesie. — Der Erschöpfung sowohl wie der übermässigen Konzentration der Empfindlichkeit haben wir alle die seltsamen Aeusserungen von anscheinender oder zeitweiser Anästhesie und Analgesie zuzuschreiben, deren wir bei grossen Männern und Irren begegnen. Sokrates hatte eine wahrhafte Photoparästhesie, denn er konnte ungescheut und lange in die Sonne sehen, ohne irgend welches Unbehagen zu empfinden.

Anästhesie. Goncourt, Flaubert, Darwin waren taub für Musik (musikalischer Daltonismus).

Amnesie. — Eine andere Eigenschaft des Genies ist die Zerstreutheit. — Man erzählt, Newton habe einmal seine Pfeife mit dem Finger einer seiner neben ihm sitzenden Nichten gestopft. Wenn er etwas zu suchen ging, so kam er immer ohne den Gegenstand in das Zimmer zurück. (Brewster, Life 1856).

Wenn Lulli beim Dirigiren den Takt schlug, so war er so abwesend, dass er sich die Finger verwundete, — woran er auch gestorben sein soll.

Als Rossini die erste Aufführung des „Barbier" dirigirte, womit er Fiasko machte, merkte er nicht eher, dass ihn Publikum und Orchester verlassen hatten, als am Schlusse des Aktes. Rouelle trug gewöhnlich seine Ideen sehr weitläufig vor und setzte dann, wenn er alles vorgetragen hatte, hinzu: „Das ist aber mein Geheimniss, das ich gegen Niemand verrathe." Oft stand einer seiner Schüler auf und flüsterte ihm das ins Ohr, was er soeben gesagt hatte; dann glaubte Rouelle, der Schüler habe sein Geheimniss durch eigenen Scharfsinn entdeckt und bat ihn, nicht weiter zu sagen, was er selbst soeben vor 400 Ohren hatte hören lassen. — Eines Tages, da er ein zu seinem Vortrag gehöriges Experiment allein anstellte, sagte er zu seinen Zuhörern: „Sie sehen, meine Herren, diesen Kessel auf diesem Kohlenbecken? Wenn ich nur einen Augenblick mit Umrühren aufhörte, so würde eine Explosion erfolgen und wir samt und sonders in die Luft fliegen." Während dieser Worte vergass er umzurühren, und sein Vorhersagen erfüllte sich, die Explosion geschah unter fürchterlichem Gekrach, die Fensterscheiben des Laboratoriums zersprangen und im nächsten Augenblick waren die 200 Zuhörer im Garten. (*Revue scientifique*, 1888.)

Sir Everard Home erzählt von sich, er habe einmal plötzlich das Gedächtniss während einer halben Stunde dermaassen verloren, dass es ihm unmöglich gewesen, das Haus und die Strasse, in der er sich befunden habe, zu erkennen; sogar den

Namen der Strasse, die man ihm nannte, hat er zum erstenmal zu hören geglaubt.[1]

Ampère sann über ein Problem nach, während er einen Ritt aufs Land machte. Auf halbem Wege stieg er ab, führte das Pferd am Zügel, und es ging ihm durch, ohne dass er es merkte. Erst nach der Ankunft bei seinen Freunden wurde sein Missgeschick aufgeklärt.

Babinet miethet eine Wohnung auf dem Lande, bezahlt sie und kann sich bei der Rückkehr in die Stadt weder auf den Namen der ersteren, noch auf den des Bahnhofes, von welchem er abgereist war, besinnen.[2]

Buffon ist in Gedanken vertieft, ersteigt einen Glockenthurm und klettert an den Seilen wieder herab, ohne zu wissen, was er thut, wie ein Nachtwandler.

Wenn Mozart das Fleisch theilte, so schnitt er sich dabei so oft in die an das Klavier gewöhnten Finger, dass er das Geschäft Anderen überlassen musste.

Der Bischof Münster findet an der Thür zu seinem Vorzimmer den Vermerk „Der Hausherr ist ausgegangen“; er bleibt ruhig stehen und wartet auf seine eigene Rückkehr.[3]

Toucherel vergass einmal seinen eigenen Namen.[4]

Beethoven liess öfter bei seinen Spaziergängen seine Kleider im Walde liegen, oft ging er auch im blossen Kopfe aus. Einmal wurde er sogar in solchem Zustande in Neustadt verhaftet und als Landstreicher eingesteckt. Hätte ihn nicht sein Theaterdirektor aus dem Gefängniss befreit, so hätte er lange darin sitzen können, da Niemand seinen Betheuerungen, dass er Beethoven sei, Glauben schenken wollte.

Gioia arbeitet an einem Artikel für sein Journal und schreibt in seinem Eifer ein Kapitel auf seinen Bureautisch.

Der Abbé Beccaria ist während des Messelesens in Gedanken bei seinen Experimenten und ruft die Worte: „Ite! experientia facta est!“

---

[1] Moreau, l. c.
[2] Michiels, *Le monde du comique,* 1886.
[3] Réveillé-Parise, l. c.
[4] Arago III.

Der h. Dominico wohnt einem fürstlichen Mahle bei, schlägt plötzlich auf den Tisch und ruft: „Conclusum est contra Manicheos."

Man erzählt von einem grossen Mathematiker, er habe einmal auf die Rückwand eines Wagens eine Formel, die ihn beschäftigte, geschrieben und sei dem Wagen nachgestürzt, als dieser sich in Bewegung setzte.[1]

Diderot miethete Wagen, die er vor der Thür stehen liess und vergass, so dass er unnützerweise den Kutscher für den ganzen Tag bezahlen musste. Oft vergass er die Stunden, Tage und Monate,[2] sogar die Personen, mit denen er eine Unterhaltung begonnen hatte und hielt dann vor ihnen wahrhafte Monologe nach Art der Somnambulen.

Originalität. — Hagen sieht in der Originalität die Eigenschaft, welche das Genie von dem Talent scharf unterscheidet.[3] Er hat vollkommen recht. — Jürgen-Meyer[4] schreibt: „Die Begeisterung des Talentes giebt das Festgestellte wieder, die des Genies schafft Neues. Jenes wiederholt, dieses erfindet und erschafft. Das Talent gleicht dem Schützen, der auf ein schwer zu erreichendes Ziel anlegt, das Genie zielt auf etwas, das Niemand bemerkt."

Selbstverständlich liegt das Neue nicht in den Dingen, sondern in dem Anstoss, den sie erhalten.

Die Neuheit und die Grösse in der Auffassung sind die beiden Hauptkennzeichen für das Genie, nach Bettinelli. „Die Dichter nannten sich deshalb Troubadoure" (vom Provenz. trobar, finden).

Schon Cardanus hatte an den Unterricht der Taubstummen gedacht, lange vor Harriot, und hat die Verwendbarkeit der Algebra für die Geometrie und die geometrischen Konstruktionen vor Descartes eingesehen. Giordano Bruno ahnte schon die modernen Theorien über den Weltenbau und den Ursprung der Wesen.

---

[1] Perez, *L'enfant de trois à six ans,* 1886.

[2] Scherer, *Diderot,* 1880.

[3] Verwandtschaft der Genies mit dem Irrsein, 1877.

[4] l. c.

Cola di Rienzi hatte schon 400 Jahre vor Cavour und Mazzini die Einheit Italiens mit Rom als Hauptstadt im Sinne. — Stoppani erkennt an, dass Dantes geologische Theorie über die Bildung der Meere in allen Punkten unseren heutigen Anschauungen entspricht.

Das Genie ahnt fast alle Dinge, bevor man sie genau kennt. Goethe beschrieb Italien sehr gut, bevor er es bereiste.[1]

Und gerade um dieser Anschauung willen, die der gemeinen Beobachtung immer vorausgeht, ferner darum, weil das in höheren Regionen sich verlierende Genie der gewöhnlichen Ordnung der Dinge sich entwöhnt, finden wir, dass die Männer von Geist meist missachtet und verkannt werden. Das Volk begreift die zwischenliegenden Stufen nicht, die zu ihren Schöpfungen geführt haben, aber es erkennt die Entfernung, die ihre Anschauungen von den gewohnten Anschauungen der Menge trennt, es bemerkt auch die Sonderbarkeiten in ihrem Lebenswandel. Man erinnert sich des Missfallens, mit welchem Rossinis „Barbier von Sevilla“ und Beethovens „Fidelio“ empfangen wurden. Boito („Mephisto“) und Wagner („Lohengrin“) wurden in Mailand ausgepfiffen. Wie viele Akademiker haben mitleidig über den armen Marzolo die Achseln gezuckt, der in Wirklichkeit eine neue Welt für die Sprachwissenschaft entdeckt hat! Bolyay, der die vierte Dimension und die nichteuklidische Geometrie fand, hat man den Geometer für Narren genannt und ihn mit dem Müller verglichen, der Mehl aus Sand machen will. Allbekannt ist, wie Columbus, Fulton, Papin, und zu unserer Zeit Piatti, Praga, Abel und sogar Schliemann behandelt wurden, der Ilium an einer Stelle fand, wo es Niemand vermuthet hatte, und der es unter dem weithin schallenden Gelächter der Gelehrten und Akademiker trotzdessen aufdeckte.

„Keine einzige liberale Idee,“ sagt Flaubert, „keine gerechte Sache, über die man nicht gekreischt, kein grosser

---

[1] Anm. des Uebers.: Schiller im Tell Land und Leute der Schweiz, ohne je dort gewesen zu sein.

Mann, den man nicht mit faulen Aepfeln beworfen oder mit Messerstichen bedroht hätte! — Geschichte des menschlichen Geistes Geschichte menschlicher Dummheit! wie Voltaire sagt."

Bei der Verfolgung der Männer von Geist gebärdet sich Niemand feindlicher und verbissener als die Herren Akademiker, die, mit der Waffe des Talentes und dem Stachel der Eitelkeit versehen, den Vorzug der Autorität für sich haben, welche ihnen der gemeine Mann und die Regierungen verleihen, die auch grösstentheils aus gewöhnlichen Köpfen bestehen. — Es giebt Länder, wo das Niveau des Gemeinen sehr weit hinaufreicht und wo die Insassen nicht bloss das Genie, sondern sogar schon das Talent hassen. Es ist eine bekannte Sache, dass aus zwei italienischen Universitätsstädten die Männer auswandern mussten, welche den einzigen Ruhm derselben ausmachten.

Originalität findet sich ziemlich häufig — freilich fast immer ohne Zweck — in den Handlungen der Irren, wie wir im folgenden sehen werden. Besonders ist das bei den Litteraten der Fall. Ihre Ahnungen streifen mitunter bis an das Genie. Bernardi versuchte im Irrenhause zu Florenz im Jahre 1529 nachzuweisen, dass die Affen eine ihnen eigene Sprache besitzen (Delepierre. *Hist. littéraire des fous.* Paris 1860).

Genie und Wahnsinn leiden um dieser unseligen Gabe willen an der Unkenntniss der Bedürfnisse des praktischen Lebens, die ihnen stets unwichtiger als ihre Träumereien erscheinen, und diese Unkenntniss ist um so trauriger für sie, da sie unregelmässige Lebensgewohnheiten zur Schau tragen.

Besondere Wortbildung. — Die Originalität bewirkt bei dem Genie wie bei dem Irren, dass er Worte erfindet, die nur sein eigenes Gepräge tragen und eine nur ihm, aber allen anderen Menschen nicht, verständliche Wichtigkeit und Bedeutung haben. Dahin gehören Vicos dignità, Carraras Individuità, Alfieris Odio serrato, Marzolos albero epogonico, Dantes Immiarsi, Intuarsi und Entomata.[1]

[1] dignità = Würde, individuità = Untheilbarkeit, odio serrato = verborgener Hass, albero epogonico = Stammbaum (?), Immiarsi = ein anderes Ich werden, intuarsi = in dich eindringen, entomata = Insekten.

Drittes Kapitel.

Abortivformen von Neurosen und Geistesstörungen bei den Männern von Geist.

Durch die vorangegangenen Betrachtungen sind wir nun in der Lage, uns über die Neurosen und Geistesstörungen, die als Abortivformen bei genialen, selbst nicht gestörten Menschen häufig vorkommen, aber den Keim zu solchen Krankheiten enthalten, — zu äussern.

Veitstanz — Fallsucht. — Viele bedeutende Männer, wie auch Irre, leiden an seltsamen Verzerrungen, d. i. choreaähnlichen Krämpfen. Lenau und Montesquieu hinterliessen auf dem Fussboden ihrer Zimmer Eindrücke infolge der krampfhaften Bewegungen ihrer Füsse während des Arbeitens, Buffon, Santeuil, Crébillon, Lombardini[1] litten an befremdlichen Gesichtsverzerrungen, Chateaubriand lange Zeit an Krampf im Arme. Napoleon hatte habituellen Krampf in der linken Schulter und in den Lippen. Mein Zorn, sagte er einst nach einem Zwist mit Hudson Lowe, muss sehr arg gewesen sein, denn ich fühlte meine Waden zittern, was mir lange nicht begegnet ist. Peter d. Gr. litt an einem Krampf, der sein Gesicht und Aussehen schrecklich entstellte.

Carduccis Gesicht glich bei Gelegenheit einem Sturmwetter, Blitze zuckten aus den Augen, die Muskeln zuckten.[2]

Ampère konnte seine Gedanken nur im Gehen äussern, sein ganzer Körper war dann in beständiger Bewegung.[3]

Sokrates tanzte und sprang oft auf der Strasse ohne Grund.

Julius Caesar, der Apostel Paulus, Petrarca, Karl V., Molière, Händel, Flaubert, Dostojewsky haben bekanntlich an epileptischen Anfällen gelitten.

---

[1] Réveillé-Parise, *Physiol. et Hygiène des hommes livrés aux travaux de l'esprit,* Paris 1856. — Auch der sonst sehr hässliche Johnson (vgl. Macaulay); ferner Ribot.

[2] Mantegazza, *Fisionomia e mimica,* Firenze 1881.

[3] Arago II. 82.

Zweimal hätte die epileptische Bewusstlosigkeit auf dem Schlachtfelde für Caesar verhängnissvoll werden können. Ein anderes Mal, als der Senat ihm ausserordentliche Ehrenbezeugungen zugedacht hatte und mit den Konsuln und Prätoren ihm entgegenging, fand man Caesar auf der Rednerbühne, dieser aber stand nicht vor ihnen auf, als wären sie einfache Privatleute. Sehr unzufrieden entfernten sie sich. Caesar aber besinnt sich plötzlich, kehrt nach Hause zurück, wirft die Kleider ab, entblösst seinen Hals und ruft, er sei bereit, man solle ihn niederstossen, wer es auch sei. Er entschuldigte sich danach vor dem Senat mit seiner Krankheit; die mit solcher behaftet wären, seien nicht im stande, aufrecht stehend öffentlich zu sprechen; sie empfänden Stösse und Schwindel, und das Bewusstsein schwände ihnen gänzlich.[1]

Molière war oft durch Krämpfe 14 Tage lang am Arbeiten gehindert. Mahomet bekam Visionen nach einem epileptischen Anfall. „Ein Engel erscheint mir oft in menschlicher Gestalt und spricht mit mir. Oft höre ich Schreien von Katzen, Kaninchen, Glockenläuten; dann leide ich sehr.“ Nach solchen Erscheinungen war er tieftraurig und heulte wie ein junges Kamel.

Peter d. Gr. und sein Sohn Alexius waren epileptisch.

Dass auch während des Schaffens der Kunst die Gedanken häufig ausbleiben und Erinnerungslücken entstehen, wie bei Epileptischen, ist oben erwähnt.

Paganini, Moreau, Musset, Alfieri litten an Konvulsionen, Paganini sogar an Katalepsie,[2] Pascal bis zu seinem 24. Lebensjahre an tagelang anhaltenden Krämpfen.

Händel hatte Wuthanfälle (iracundia epileptica), Newton und Swift Schwindel, der bekanntlich zur Epilepsie in naher Beziehung steht.

Richelieu glaubte während eines Anfalles in ein Pferd verwandelt zu sein, wieherte und sprang um ein Billard herum, hatte aber alles vergessen, als er zu sich kam, ein sicheres Zeichen dafür, dass es ein epileptischer Anfall gewesen.[3]

---

[1] Plutarch, Leben u. s. w.

[2] Radestock.

[3] Moreau, l. c. p. 523.

Maudsley hat beobachtet, dass die Epileptischen häufig Patriarchen und Propheten zu sein wähnen. Er meint, dass sie, im Wahne, ihre Hallucinationen seien göttliche Offenbarungen, zur Stiftung von Religionsgesellschaften vieles beigetragen haben.

Anna Lee, die Stifterin der Sekte der Zitterer, war epileptisch; sie sah Jesus Christus ihr erscheinen als Körper und Geist. Die Vision des Apostels Paulus, die ihn bekehrte, scheint auf demselben Grunde zu beruhen.

Die Schamanen in Sibirien, die dortigen Aerzte, die mit den Geistern zu verkehren behaupten, verfahren in einem Zustande krampfhafter Aufregung und wählen ihre Schüler vorzugsweise unter den Kindern von Epileptischen.[1]

Melancholie. — Man weiss, dass Schwermuth eine den meisten Denkern zukommende Eigenschaft ist und auf ihrer grossen Hyperästhesie beruht. Es ist das nun sprichwörtlich geworden, die grössere Empfindlichkeit für Schmerz ist die Dornenkrone des Genius. — Schon Aristoteles sagt und Jürgen Meyer nach ihm, die grossen Geister haben sämtlich ein melancholisches Temperament. — „*Tristes philosophi et severi*“ sagt Varro.

Goethe, der kalte Goethe, gesteht von sich, „mein Charakter schwankt von äusserster Freude zu äusserstem Trübsinn“, ferner: „jeder Zuwachs von Wissen ist ein Zuwachs an Trauer.“ — Nach Hagens Mittheilung habe er sich nicht erinnert, mehr als vier angenehme Wochen in seinem ganzen Leben genossen zu haben.

„Ich bin nicht dazu angethan, zu geniessen,“ schrieb Flaubert.[2]

Giusti stand unter dem Einfluss einer Hypochondrie, die bis zum Wahnsinn gedieh, oft glaubte er an Hundswuth zu leiden, — er sei unterleibskrank; oft wiederholte er die Worte: „Was man bei mir für Lachen hält, ist nichts als Traurigkeit.“

Corradi[3] hat gezeigt, dass Leopardis ganzes Unglück

[1] Maudsley, *Physiol. et Pathol. de l'esprit* I, 472.

[2] *Correspondance*, p. 119, 1887.

[3] *Memorie dell' Istituto Lombardo*, 1878.

ebenso wie seine Philosophie einer übertriebenen Empfindlichkeit und einer unglücklichen Liebe aus seinem 18. Lebensjahre entstamme. Seine Philosophie ist auch wirklich mehr oder weniger düster, je nach seinem Gesundheitszustande, bis die Neigung dazu ihm zur Gewohnheit ward. „Das Denken hat mir schon längst so viel Qualen verursacht und verursacht sie mir noch immer, dass ich dagegen ein offenbares Vorurtheil gewonnen habe und dass ich daran zu Grunde gehen werde, wenn ich meine Art, zu sein, nicht ändere.“[1]

Die Liste der berühmten Männer, die mit Selbstmord geendet haben, ist ungeheuer lang. Sie beginnt mit Zeno, (Aristoteles?), Hegesippus, Cleontes, Stilpo, Dionysius von Heraklea, Lukrez, Lukanus, und geht weiter mit Chatterton, Creech, Blount, Haydon, David. Domenichino wurde zum Selbstmord durch die Verachtung seitens eines Nebenbuhlers getrieben, Spagnoletti infolge der Entführung seiner Tochter, Nourrit durch Duprés Erfolge, Gros, weil er den Verfall seines Genius nicht überleben wollte.

Robert, Châteaubriand, Rousseau, Lamartine machten zu mehreren Malen ernstliche Selbstmordversuche.[2] Man liest in den Briefen von Benj. Constant: „Hätte ich mein Opium zur Hand gehabt, so wäre das der Augenblick gewesen, um einer übertriebenen Liebesregung im Verdruss ein Ende zu machen.“[3]

Dupuytren und Cooper hatten Selbstmordgedanken, sogar noch auf der Höhe ihres Ruhmes. Cooper sagte zu einem Freunde, dem er die Obstbäume seines Gartens zeigte: „Ja, sie sind schön, aber kein einziger darunter, der mich nicht gereizt hätte, mich daran aufzuhängen.“ — Nur einige vertraute Freunde retteten Pariset und Cavour vom Selbstmord. Cavour war zweimal daran, sich umzubringen.

---

[1] *Lettere a Giordani*, Agosto 1817.

[2] In Italien kommen 619 Selbstmorde auf 1 Million Schriftsteller, 356,3 auf den Lehrstand, weit mehr als in anderen Berufsarten. Kaufleute geben 272, Lastträger 36, Industrielle 80, Geistliche 53. — Morselli, *Del suicidio*, Milano 1879. — Legojt, *Le suicide*, 1881.

[3] Brierre de Boismont, l. c., p. 265.

Lessmann,[1] der das Tagebuch eines Melancholischen schrieb, endete 1835 sein Leben in einem Anfall von Melancholie.

Gleicherweise starben der Verfasser des Masaniello, Fischer, Raymund, Enlt von Burg, Welthum, Göhring, Kuh, Mendelssohns Freund, Giul. Uberti, Tannahil, Kleist, der sich mit seiner Geliebten erschoss, und Maylath, der sich mit seiner Schwester, der er sein Buch über Selbstmord gewidmet, ertränkte.

George Sand, die doch sonst nicht nervös war, erklärt, dass sie — „sei es, weil die Galle sie melancholisch oder die Melancholie sie gallig gemacht" — in den glücklichen Momenten ihres Lebens von einer Sehnsucht nach Ruhe bis zum Selbstmorde ergriffen worden sei. Das rührte, ihrer Meinung nach, von einer Leberkrankheit aus früher Jugend her, woran man, wie an einen zurückgebliebenen Reisegefährten, nicht gedacht hat, der sich aber plötzlich wieder einfindet." „Diese Versuchung war so sonderbar, dass ich sagen kann, es war eine Art von Wahnsinn, der mich befallen, der die Form einer fixen Idee annahm und an Verrücktheit streifte. Sie tauchte nämlich insbesondere auf beim Anblick von Wasser, Abgründen, Phiolen."

G. Sand erzählt ferner, auch Gust. Planche habe aus mysteriösen, ihr und ihm selbst unbekannten Gründen, wahrscheinlich infolge eines Organleidens, eine auffallend melancholische Gemüthsstimmung gehabt.

Rossini wurde um 1848 von tiefer Bekümmerniss infolge eines Hauskaufes befallen, bei dem er einen kleinen Verlust erlitt. Er wurde so schwermüthig, dass er sich in den Kopf setzte, er sei so arm, dass er betteln gehen müsse. Er glaubte, schwachsinnig geworden zu sein, konnte wirklich nicht mehr komponiren und selbst von Musik nicht sprechen hören. Unter Dr. Sansones Behandlung in Ancona wurde er dem Ruhme und seinen Freunden wiedergegeben.

Der grosse Maler v. Leyden hielt sich für vergiftet und stand die letzten Jahre seines Lebens nicht mehr aus dem Bette auf.

[1] Lessmann, humoristischer Schriftsteller, erhängte sich unterwegs auf einer Fussreise von Berlin nach Wittenberg. (Uebers.)

Mozart war davon überzeugt, dass die Italiener ihn vergiften wollten.[1]

Molière hatte häufig Anfälle von Melancholie.[2]

Voltaire war hypochondrisch.[3] „Was meinen Körper betrifft, so stirbt der ab ... Ich habe die Wassersucht in Aussicht. Ich sah wohl nicht so aus, aber Sie wissen, es giebt nichts Vertrockneteres als einen Wassersüchtigen. Krankheiten, grausamer als die Könige, verfolgen mich. Es fehlen mir nur noch die Aerzte, um mich fertig zu machen.“ — „Alles das (Reisen, Vergnügungen) hindert nicht, dass er sich nicht für todt oder sterbend hält und dass er sich nicht sehr ärgert, wenn man ihm zu versichern wagt, er sei noch voller Kraft und Leben.“[4]

Chopin war während seiner letzten Lebensjahre von einem Trübsinn befallen, der an Lypemanie grenzte; ein verlassenes Kloster in Spanien erfüllte seine Phantasie mit grausigen Bildern. Eines Tages kamen G. Sand und sein Sohn etwas später von einem Spaziergang zurück. Chopin fängt an zu faseln und glaubt im Ernst, sie seien todt, er hält sich selbst für todt, für ertrunken in einem See, wo eisige Wassertropfen auf seine Brust fallen. Es waren wirkliche Regentropfen, die durch das schadhafte Dach herabfielen. Aber Chopin wurde es selbst nicht gewahr, als G. Sand ihn darauf aufmerksam machte. Sonderbar, ein grosses wirkliches Unglück beschäftigte ihn weniger als eine kleine Widerwärtigkeit. Ein geknicktes Blatt, eine Fliege konnten ihn zum Weinen bringen.

Zimmermann fürchtete bald Hungers sterben zu müssen, bald verhaftet zu werden, und starb wirklich infolge freiwilligen Verhungerns.

Cavour fühlte sich von Kindheit an verlassen und einsam, ohne Liebe und ohne Freunde, er erblickte kein Ideal vor sich, nach dem er streben könne.[5] Sein Zustand verschlimmerte

[1] Salieri, Komponist, glaubte Mozart vergiftet zu haben. (Uebers.)

[2] Hagen, Verwandtschaft u. s. w. 1877.

[3] Roger, *Voltaire malade,* 1883.

[4] Grimm.

[5] Berti, *Cavour avantiil,* 1848, S. 154.

sich derartig, dass er seinem Leben ein Ende machen wollte, um nicht in grösseres Unglück zu verfallen und ein reizloses Leben zu führen. Er zögerte nur, weil er im Selbstmord eine unsittliche Handlung sah. „Aber während dieses Zweifelns ist es noch das beste, es wie Hamlet zu machen. Ich werde mich nicht umbringen, nein, ich werde mich mit feurigem Gebet an den Himmel wenden, er möge mir eine tüchtige Lungenentzündung zuschicken, die mich in die andere Welt befördere." Im zartesten Alter überliess er sich bisweilen seltsamen Ausbrüchen von Uebellaune. — Einmal gerieth er im Schloss Diluzers zu Balangero bei einer Aufforderung zum Lernen in eine solche Wuth, dass er ein Messer ergriff, um sich zu tödten und sich zum Fenster hinauszustürzen. Diese Wuthanfälle traten zwar sehr oft, aber nur für kurze Zeit ein.[1]

Als die Hoffnung auf Krieg, welche die Worte Napoleons III. gegen Baron Hübner erregt hatten, plötzlich einer friedlicheren Gesinnung beim Kaiser Platz zu machen schien, wurde Cavour in eine derartige Aufregung versetzt, dass man das Aergste für ihn befürchten musste. Die Sache wird von Castelli bestätigt: „Minghetti, Oudinot und Farini kommen bestürzt zu mir und sagen: Lauf schleunigst zu Cavour, wir fürchten, er begeht einen verzweifelten Streich." Der Graf war in seinem Zimmer allein. Er hatte Papiere verbrannt und befohlen, Niemand vorzulassen. Die Gefahr war offenbar. Castelli richtete ein paar Worte an den Grafen, der ihn stumm fixirte, nur ein paar ruhige Worte, die ihn aber doch zu rühren vermochten, und, von Rührung überwältigt, fing er an zu weinen. Cavour stand auf, umarmte ihn krampfhaft und ging wie abwesend einige Schritte im Zimmer auf und ab. Endlich sprach er langsam: Seid ruhig, wir trotzen allem und immer Alle zusammen. Castelli beeilte sich, die Freunde zu beruhigen. Die Gefahr war sehr ernst gewesen.

Châteaubriand erzählt in seinen *Mémoires d'outre-tombe*, er habe in seiner Jugend einmal eine alte, abgenutzte Flinte, deren Hahn bisweilen zurückschnappte, mit drei Kugeln ge-

[1] Mayor, *Archivio di Psichiatria*, Vol. IV.

laden, aufgezogen, das Rohr in den Mund gesteckt und den Kolben gegen den Fussboden gestossen. Die Dazwischenkunft eines Wächters hinderte sein Vorhaben.

Niemals befand sich Gérard de Nerval in begeisterterem Zustande, als in den Augenblicken, wo, wie ALEX. DUMAS es ausdrückt, die Melancholie seine Muse ward. Es war unmöglich, die Thränen zurückzuhalten, denn niemals haben Werther — es ist noch immer DUMAS, der spricht — niemals Réné oder Antony herzzerreissendere Klagen, schmerzlichere Seufzer, zärtlichere Worte, poetischere Klänge ertönen lassen.

J. Stuart Mill[1] wurde im Herbst 1826, im Alter von 20 Jahren, von kurzen Spleenanfällen heimgesucht, die er nicht besser als durch folgende Verse von COLERIDGE zu schildern vermag:

> Ein Schmerz ohne Angst, leer, taub, düster,
> Ein tiefer, erstickter, stiller Schmerz, der
> Keinen natürlichen Ausweg — keinen Trost in Worten,
> In Seufzern oder Thränen findet.

Ich führe diese Verse um so lieber an, da sie durch ihren kräftigen Ausdruck zeigen, was Coleridge unter demselben gelitten haben muss.

Auf jenen Zustand folgte ein anderer, in welchem Mill sich berufen glaubte, die Welt reformiren zu müssen. Unter andern humanitären Besorgnissen fürchtete er die Erschöpfung der musikalischen Accorde:

„Die Oktave besteht aus ganzen und halben Tönen, die nur wenige Verbindungen eingehen können, von denen wieder nur einige schön sind. Die meisten dieser Verbindungen sind schon entdeckt worden. Es dürfte sich daher ereignen, dass die Menschheit nie einen zweiten Mozart oder Weber erstehen sieht, der wie sie neue Adern von unermesslichem Reichthum in musikalischen Wirkungen aufschliesst."

Diese Besorgniss hat starke Aehnlichkeit mit der Befürchtung der Philosophen der Laputa, die Sonne werde sich endlich aufzehren.

---

[1] Mill, *Mes Mémoires*, p. 129, Alcan, Paris.

Grössenwahn. — Wie stets, wechselt der Grössenwahn mit melancholischen Zuständen ab.

Renan sagt in seinem Leben Jesu (*Vie de Jésus.* Paris 1880): „Sohn Davids nannte er sich zuerst, wahrscheinlich nicht im Sinne der naiven Fälschungen, mit denen man diesen Titel begründen wollte. Die Familie Davids war ja längst erloschen, weder die Asmonäer aus dem Priesterstamme, noch Herodes, noch die Römer dachten je daran, dass sich unter ihnen irgend ein Mitglied der alten Dynastie befinde."

Später glaubte er Gottes Sohn zu sein. „Sein Vater hat ihm alle Macht gegeben; die Natur gehorcht ihm. Er vergiebt die Sünden; er ist mehr als David, Abraham, Salomon, die Propheten."

„Offenbar genügte ihm der Titel Rabbi, mit dem er zuerst sich begnügt hatte, nicht mehr, selbst der Ausdruck Prophet, Gesandter Gottes, entspricht seiner Vorstellung nicht mehr. Die Stellung, die er sich gab, war die eines höheren Wesens." Er erklärte, gekommen zu sein, um die Blinden sehend, die zu sehen Glaubenden blind zu machen. Einmal entschlüpfte ihm in seinem Missfallen am Tempel das Wort: „Diesen von Menschenhand gebauten Tempel könnte ich, wenn ich wollte, zerstören und in drei Tagen einen anderen Tempel errichten, der nicht von Menschenhand erbaut ist." „Die Königin von Saba wird am Tage des Gerichtes wider die Menschen dieser Zeit aufstehen und sie verdammen, da sie von den Enden der Welt gekommen, um die Weisheit Salomons zu vernehmen. Hier ist mehr als Salomon. Die von Ninive werden am Tage des Gerichtes wider die Kinder dieser Zeit aufstehen und sie verdammen, da sie auf Jonä Predigt bereuten. Nun, hier ist mehr denn Jonas."

Dantes gleichwohl berechtigter Stolz ist sprichwörtlich geworden. Man weiss, dass er sich als sechsten in der Reihe der grossen Dichter hinstellte und sich für grösser als seine Zeitgenossen bezüglich seines Stils und für gottbegnadet erklärte.

„... e forse è nato
Chi l' uno e l'altro caccierà di nido ...
... perchè tanta
Grazia in te luce prima che sii morto ..."

Dumas hat recht, wenn er von Victor Hugo sagt, er sei von der fixen Idee beherrscht gewesen, der grösste Dichter, der grösste Mensch aller Länder und Zeiten zu sein. Das erkläre das ganze Leben und alle Wandlungen V. Hugos, der, erst Katholik und Monarchist, sich später frei gemacht habe. Er gab nicht zu, dass man ihn unter Regierungs- und Kultusformen zwängen könne, wo er nicht alles sagen dürfe, was er wolle, und meint, so der erste zu sein. Napoleons Ruhm blendete ihn eine Zeitlang, aber es kam die Zeit, wo Victor es nicht mehr ertrug, dass Jemand gleichen Ruhm wie er selbst besitze. Der grosse Feldherr muss vor dem grossen Dichter zurückstehen, der Riese der That vor dem Riesen des Gedankens verschwinden. Ist Homer nicht grösser als Achill? Endlich kommt Victor Hugo dahin, sich für erhaben über alle menschlichen Wesen zu dünken. Er sagt zwar nicht, der Genius bin ich, aber er fängt an, fest daran zu glauben, die Welt werde es sagen.

Seine Figuren sind nicht aus dem wirklichen Leben gegriffen, noch haben sie die Grössenverhältnisse von Menschen, sie schweben immer darüber oder darunter, sie gehen immer wider den Strich, um nicht zu sagen rücklings. Das rührt ohne Zweifel daher, dass ihm die Natur ganz anders erscheint als anderen Menschen. Sein Auge vergrössert alles, Kräuter sehen ihm wie Bäume, Insekten wie Adler aus.

Hegel fing eine Vorlesung folgendermaassen an: „Ich kann mit Christus sagen, ich lehre nicht bloss die Wahrheit, sondern ich bin selbst die Wahrheit.“[1] Er glaubte an seine Göttlichkeit.

„Der Mensch ist das eitelste der Thiere und der Dichter der eitelste der Menschen,“ schrieb Heine, der sich darauf verstand, und in einem anderen Briefe: „Vergesset nicht, dass ich Dichter und als solcher überzeugt davon bin, dass die Menschen alles stehen und liegen lassen, um meine Verse zu lesen.“

„Alle Welt weiss,“ sagt G. Sand von ihrem Freunde Balzac, „wie sehr er vom Bewusstsein seiner Grösse erfüllt war, wie gern er über seine Werke sprach und daraus vortrug.

Arglos, wie er war, fragte er Kinder um ihren Rath, wartete aber die Antwort nie ab, oder benutzte sie, um sie mit der ganzen Schärfe seiner Ueberlegenheit zu widerlegen. Er belehrte niemals, sondern sprach immer von sich, von sich allein, aber sehr gut. Eines Abends, da er einen schönen neuen Schlafrock anhatte, wollte er darin ausgehen, um sich von den Leuten bewundern zu lassen."

Chopin ordnete an, dass man ihn in seinem Galaanzuge beerdige, in weisser Halsbinde, Halbstiefeln und kurzem Beinkleid! Er giebt die Frau, die er liebt, auf, weil sie einem Anderen einen Stuhl angeboten, bevor sie ihn zum Sitzen aufgefordert hatte.

Giordano Bruno[1] erklärte sich für einen von oben erleuchteten, von Gott gesandten Menschen, der das Wesen der Dinge erkenne.

Titan, der Jupiter stürzen werde:

(E quel che altri lungi vede io lascio a tergo)
Was Andere von fern erblicken, das lasse ich hinter mir.

Der Abbé Cagnoli hielt sich für so bedeutend, weil er über den Mord in Aquilegia Verse zusammengestoppelt hatte, dass er in Wuth gerieth, als ihn ein Litterat nicht ehrerbietig grüsste. „Was," sagte er, „kennen Sie Cagnoli nicht?"

Der Dichter Lucius stand vor Julius Caesar nicht auf, weil er im Versemachen grösser als dieser zu sein meinte. — Ariost lief wie toll durch die Strassen, da ihm Karl V. den Lorbeer gereicht hatte.

Der berühmte Chirurg Porta konnte sich während des geringsten medizinischen Vortrages im Istituto Lombardo nicht enthalten zu zischeln, zu murmeln und sein Missfallen zu äussern; sobald man aber mit einem mathematischen oder linguistischen Vortrage anfing, wurde er ruhig und aufmerksam.

Comte nannte sich den Hohenpriester der Menschheit. — Wetzel überschrieb sein Werk: *Opera Dei Wetzelii.*

Rouelle, der Begründer der Chemie in Frankreich, überwarf sich mit allen denjenigen seiner Schüler, die über Chemie

[1] D. Levi, *Di Giordano Bruno,* 1887.
[2] G. Menke, *De charlataneria eruditorum,* 1780.

schrieben. Seiner Ansicht nach waren sie „Ignoranten, Barbiere, Quacksalber, Plagiatoren“. Dieser letztere Ausdruck war für ihn der Inbegriff alles Schlechten, so dass er ihn auf die grössten Verbrecher anwendete; um z. B. seinen Abscheu vor Damiens auszudrücken, nannte er ihn einen Plagiator.

Viele Genies, wenn sie sich auch nicht zu solchen ausschweifenden Redensarten versteigen, glauben doch, die Wahrheit habe sich in ihnen verkörpert. Sie deuten wissenschaftliche Ergebnisse nach ihrem eigenen Bedürfniss und nach ihrem Antheil an denselben. Concato z. B., der infolge des Alters seine bewundernswerthe Geschicklichkeit im Auskultiren eingebüsst hatte, gab nach Art der früheren Aerzte der Anamnese fast ausschliesslich wieder den Vorzug, die er doch in der klinischen Diagnose mit Recht früher fast gänzlich unberücksichtigt gelassen hatte. — Delacroix erklärte, die Farbe mache alles, da er nicht mehr im stande war sicher zu zeichnen. Ingres sagte dagegen, die Zeichnung ist das Wahre, die Zeichnung macht Ehre.

Chopin zieh Schubert und Shakespeare der Uebertreibung, weil er an die grossen Geister immer den Maassstab seines eigenen Temperamentes anlegte. (Vgl. *Revue des Deux-Mondes*. 1883.)

Die Fürstin Conti äusserte gegen Malherbe, sie wolle ihm Verse zeigen, welche die schönsten seien, die es gebe und die er noch nicht kenne, worauf er erregt erwiderte: Verzeihen Sie, ich kenne sie, denn da es die schönsten sind, die es giebt, so kann nur ich der Verfasser derselben sein.“

Man erzählt von Balzac, er habe eines Abends zwei Stunden lang auf der Place du Château d'Eau (Place de la République) gewartet in der Ueberzeugung, es erwarte ihn daselbst ein bedeutendes glückliches Ereigniss. Wie er selbst irgendwo sagt, sei er mehrere Tage früh in grosser Unruhe aufgestanden und sei bei jedem Klopfen an seine Thür aufgesprungen in der Meinung, sein Lebensglück werde entschieden. Diese nervöse Erwartung einer Schicksalsgabe musste ihn direkt zu dem Glauben an natürliche Offenbarungen führen. Zweifelsohne war in diesem bedeutenden Gehirn etwas nicht richtig, — der Stich des Genies. (Zola, *Les romanciers naturalistes* 1889.)

Flaubert hatte das Bedürfniss, die Welt mit seinem Ich zu unterhalten, es geschah indes mit einer fast kindlichen Einfalt (Zola).

Grübelsucht. — Die Erscheinungen, welche von den Irrenärzten unter dem Namen Grübelsucht, folie du doute, zusammengefasst werden und eine Gruppe der Melancholie darstellen, treten bei den grossen Genies recht oft auf.

Für diejenigen Leser, welche von dieser merkwürdigen Störung keine Vorstellung haben, muss ich bemerken, dass der davon betroffene Kranke anscheinend im vollen Besitze seiner Geisteskräfte ist, er überlegt, spricht, schreibt wie irgend wer. Alles geht ganz gut bis zu dem Augenblick, wo er etwas verrichten soll, wobei er eingebildete Gefahren wittert.

Ich habe z. B. eine Frau behandelt, die nach dem Aufstehen neben ihrem Bett den ganzen Tag über stehen bleiben konnte, den einen Arm im Hemdärmel, während der andere Aermel so lange herabhing, bis der Ehemann ihr zu Hülfe kam. Mitunter musste der letztere sie einige Male leicht anstossen, um sie zur Bewegung anzuregen. Wenn sie auf den Spaziergängen an einen Stein stiess, oder auf eine kleine Pfütze traf, so blieb sie unbeweglich und der Mann musste sie einige Augenblicke tragen. In der Unterhaltung erschien sie als die verständigste und liebenswürdigste Hausfrau, aber wehe! wenn Einer ein verdächtiges Wort fallen liess wie Teufel, Tod, Gott, — dann klammerte sie sich an ihn und schrie so lange, bis der Unglückliche in einem von ihr verfassten Stossgebet zwölfmal die Versicherung wiederholte, dass das betreffende Wort nicht ihr gegolten habe.

Ein Bauer, der an derselben Krankheit litt, war nicht im stande, seine Feldarbeiten zu besorgen, wenn er nicht Jemand bei sich hatte, der ihn trieb, denn, sagte er, ich weiss nicht, ob ich hacken oder graben, auf die Wiese oder auf den Hügel gehen soll; ich bin so unentschlossen, dass ich schliesslich gar nichts thue.

Ball erzählt in einer kürzlich erschienenen, diese Krankheit behandelnden Schrift, Johnson habe bei einem Gang

durch die Strassen von London nie versäumt, die Laternenpfähle, und zwar jeden einzelnen zu berühren, und wenn er es bei einem vergessen hätte, so sei er schnell umgekehrt, um es nachzuholen.

Napoleon I. hatte die Schrulle, in der man ebenfalls ein Symptom der Grübelsucht erkennt, die Fenster zu zählen, wenn er eine Strasse durchschritt, und das sogar an der Spitze seiner Armee.

Manzoni erklärte in einem berühmt gewordenen Briefe an Georg Briano, er sei unfähig, sich mit Politik zu beschäftigen, da er nie wisse, wofür er sich entscheiden solle und bei der leichtesten Frage zu keinem Entschlusse kommen könne. Das seichteste Wasser machte ihm Unruhe, da er darin zu ertrinken fürchtete; darum ging er in seinen letzten Lebensjahren niemals allein aus; er gestand, dass er von Jugend auf an Melancholie gelitten habe. Tagelang war er nicht im stande, irgend etwas vorzunehmen, so dass er nur etwa 5 bis 6 Tage im Monate nützlich verwenden und 5 Stunden täglich arbeiten konnte; die übrige Zeit konnte er nicht denken.[1]

Ugo Foscolo erklärte, obgleich er bei gewissen Dingen sich sehr lebhaft betheilige, so sei er für andere unfähiger als irgend ein Mann, Weib oder Kind. (*Epistolario* 3. 163.)

Tolstoi gesteht, der philosophische Skepticismus habe ihn in einen dem Wahnsinn ähnlichen Zustand versetzt, sagen wir geradezu in den der folie du doute. „Ich stellte mir vor, es gebe ausser mir nichts Lebendes oder Todtes, die Dinge seien nicht Dinge, sondern nur Scheingestalten. Ich kam so weit, dass ich oftmals umkehrte und hinter mich blickte in der Erwartung, nichts an der Stelle zu sehen, wo ich mich nicht befand."

„Die traurige Sucht zu analysiren erschöpft mich, schreibt Flaubert. Ich zweifele an allem, sogar an meinem Zweifeln." (*Correspondance* II. 1887.)

„Ich verwirre mich und erschrecke über meine eigenen Gedanken," sagt Maine de Biran. „Bei jedem Ausdruck halte

[1] G. Sforza, *Epistolario di A. Manzoni*, Milano, P. Carrava 1883.

ich inne und gerathe in Zweifel. Ich misstraue allem, was ich veröffentliche, und bin stets versucht, es zurückzunehmen und an die Stelle dessen, was ich kaum veröffentlicht habe, etwas anderes zu setzen, was sicherlich noch weniger Werth haben würde. Ich preise diejenigen glücklich, die, an eine feste Arbeit gebunden, der Qual der Unsicherheit und Unentschiedenheit nicht ausgesetzt sind, die das Leben derjenigen vergiftet, die freie Zeit haben. — Ich bin beständig dabei, meine Kräfte zu versuchen, ich fange wieder und wieder, ohne Aufhören an; mein Unglück ist, nicht Maass zu halten, mich nicht sicher zu fühlen, kein Vertrauen zu meinen Fähigkeiten zu haben. Nirgends fühle ich mich wohl, weil ich in meinem Wesen eine Quelle des Zwiespaltes und Unbehagens mit mir trage. Es fehlt mir das Gefühl der Persönlichkeit; ich habe nur soviel davon, dass ich meiner Ohnmacht mir bewusst werde und das ist eine grosse Pein. „Stets bereit, vieles zu thun, leiste ich nichts.“ (*Journal de ma vie intime*).

Die kleinen Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens waren für Carlyle eine Marter. Wenn er seinen Koffer packen musste, so war das eine Staatsaktion. Der Gedanke, Kleider anschaffen oder Handschuhe aussuchen zu müssen, machte ihn fertig.

„Ich habe schon längst auf die Omnibus verzichtet,“ schreibt Renan in seinen *Souvenirs de jeunesse*; „die Kondukteure waren so weit, mich für einen Passagier zu halten, der sie hänseln wolle. Auf der Eisenbahn bekomme ich immer den schlechtesten Platz, falls mich der Bahnvorsteher nicht unter seinen Schutz nimmt . . . Ich sehe nur zu gut ein, dass, wenn man dem Einen was zu Liebe thun will, man dem Anderen gewöhnlich damit schadet. Die Vorstellung, einen Unbekannten benachtheiligen zu können, hemmt mich in meinem Eifer. . . — Oftmals kam mir der Gedanke, Beobachtungen zu machen; aber der Anblick des Fahrbillets hinderte mich, die Furcht, das Stückchen Papier könne verloren gehen, hielt mich zurück. Und ich that gut daran.“

Das schlagendste Beispiel solcher Zweifelsucht liefert uns ein anderer Philosoph in seinem Tagebuch, Amiel.

Ihn quälte die Zweifelsucht so arg, dass man von der Grösse seines Genies erst nach seinem Tode Einsicht bekam, wo sein Tagebuch die Wunde, die an ihm genagt, mit grösster Genauigkeit erkennen liess. Heben wir die bemerkenswerthesten Stellen heraus.[1]

„Je mehr das Leben dahingeht, beweine ich den Verlust der Wirklichkeit, das Denken ohne Handeln ist traurig, traurig das Handeln ohne Denken; das Wirkliche verkümmert, wenn das Ideal ihm nicht seinen Duft verleiht, aber wenn das Ideal nicht mit dem Wirklichen eins wird, so wird es ein Gift. Ich habe nie gelernt, kunstvoll zu schreiben; es wäre mir nützlich gewesen, aber ich hatte Scheu vor dem Nützlichen; ich habe im Gegentheil mir zwei sich widersprechende Dinge angewöhnt, die Eindrücke des Augenblicks unmittelbar aufzuzeichnen und sie wissenschaftlich zu analysiren. Dieses Tagebuch wird für Niemand von Nutzen sein, sogar für mich nicht, es hat mir mehr dazu gedient, dem Leben auszuweichen, als es zu verwirklichen; es ist eine Art von Ruhekissen. Sogar im Stil bin ich ungleich . . . Stets energisch und korrekt, das kommt von meiner Art zu sein; ich sehe mehrere Ausdrücke vor mir und weiss nicht, für welchen ich mich entscheiden soll. Der unzweifelhafte Ausdruck ist eine muthige That, welcher Selbstvertrauen innewohnt. — Was liegt denn zwischen dem wirklichen Leben und dir? . . . Die falsche Scham. Du wurdest roth, wenn du Wünsche hattest. — Welche Glaswand hindert dich, die Dinge zu besitzen, zu berühren, so dass du dein Eigenthum nur anschauen darfst? — Sehr bald kam ich dahinter, dass es leichter ist, einem Anspruch zu entsagen, als ihn zu befriedigen. Ein Gedanke lässt sich bessern, ummodeln, eine Handlung aber nicht; darum schrecke ich davor zurück, aus Furcht vor den nutzlosen Gewissensbissen; ich halte den Gedanken an Bildung einer Familie mir fern, weil jede verfehlte Freude ein Messerstich, jede Hoffnung ein Ei ist, aus dem eine Schlange anstatt einer Taube herausschlüpfen kann."

---

[1] Amiel, *Fragments d'un Journal de ma vie*, Genève 1884—1887.

„Handeln ist mein Kreuz — weil es mein Höchstes sein würde — — aber sich am Ideal versündigen, wäre Beschmutzung des Gewissens, unverzeihlicher Frevel.“ „Meine Leidenschaft ist, meinem Vortheil zuwider zu sein. Wenn eine Sache mich anzieht, so fliehe ich sie.“

Alle Welt erkennt darin die Verwandtschaft, die das Genie mit diesen Krankheitsformen hat, und Jeder wird dabei an den grossen Dichter und Psychologen denken, der den Irrsinn in dem Genie errathen und mit seinem Meistergriffel das Krankenbild der Grübelsucht im Hamlet verewigt hat.

Selbstverständlich beansprucht Niemand, jene grossen Kranken mit den armen, geistlosen Insassen von Irrenhäusern zusammenzuwerfen. Damit, dass sie als Kranke unter eine und dieselbe Rubrik gebracht werden und dass sie einige Züge miteinander gemein haben, ist noch nicht gesagt, dass sie miteinander identifizirt werden dürfen.

Während die gewöhnlichen Kranken ihr Leben in vollständiger Unthätigkeit verbringen oder in unfruchtbarem Wahn sich abmühen, sind die geistreichen um so thätiger im Reiche der Idee, je weniger sie für das praktische Leben taugen.

Gehen wir dieser Irrsinnsform oder, besser gesagt, dieser unter den geistvollen Menschen so weitverbreiteten Unfähigkeit für praktische Lebensbedürfnisse noch weiter auf den Grund, so finden wir, dass sie sich von allen anderen unterscheidet. In der Wissenschaft fehlt es diesen Männern nicht an Sicherheit, an Bestimmtheit des Urtheils und an Kühnheit. Aber dadurch, dass sie Alle ihre Kraft an die Lösung theoretischer Aufgaben verschwenden, fehlt es ihnen am Ende an der Kraft für praktische Dinge. Dadurch, dass sie ihre Blicke nach oben und in die Ferne richten, werden diese hehren Weitsichtigen, gleichwie die Astronomen, unvermögend, die nächsten Gegenstände wahrzunehmen. — Die Wirkung scheint freilich eine und dieselbe zu sein, aber das Wesen der Erscheinung und ihre Ursache sind durchaus verschieden.

Im Gespräch über die Natur zeigt Leopardi zunächst, wie die seelischen Vorzüge des Genies eine weit grössere Lebenskraft und folglich ein weit lebhafteres individuelles

Unglücksgefühl mit sich bringen. Dann lässt er die Natur folgende Worte sprechen: „Zudem wird die Schärfe deiner eigenen Intelligenz und deine lebendige Einbildungskraft zu grossem Theile deiner Herrschaft über dich selbst dich entbeben. Die Thiere wenden alle ihre Fähigkeiten und Kräfte leicht dem Ziele zu, wonach sie streben, — der Mensch benutzt nur sehr selten seine ganze Macht, weil Verstand und Einbildungskraft ihn zumeist zurückhalten, die ihn durch tausenderlei Erwägungen unsicher machen und der Ausführung tausend Hindernisse schaffen. Wer wenigstens geschickt oder gewohnt ist zu überlegen und zu erwägen, der ist am schnellsten mit seinem Entschluss fertig und am kräftigsten im Handeln. Deinesgleichen aber, die bevorzugten, zurückhaltenden und gleichsam durch die Grösse ihrer eigenen Fähigkeiten zurückgehaltenen, dann auch zur Selbstregierung unfähigen Seelen sind am häufigsten unschlüssig, sowohl bei der Erwägung wie bei der Ausführung, das ist einer der grössten Uebelstände im menschlichen Leben. Erlaubt dir dann noch deine bevorzugte Begabung, leicht und in kurzer Zeit alle anderen Seelen an Erkenntniss und Erforschung der höchsten Dinge zu übertreffen, so wird es dir noch unmöglich, oder wenigstens äusserst schwer, eine grosse Zahl von Dingen kennen zu lernen oder zu üben, die an sich zwar geringfügig, aber für den Verkehr mit anderen Menschen unerlässlich sind. Dieselben Dinge aber werden andere weit unter dir stehende, ja sogar in jeder Hinsicht verächtliche Geister ohne Mühe erlernen und anwenden."

Trunksucht. — Mehrere grosse Geister finden wir dem unmässigen Genusse weingeistiger Getränke ergeben. Alexander starb, wie man behauptet, nachdem er den Becher des Herkules zehnmal geleert hatte, nicht zu bezweifeln ist aber, dass es Trunkenheit war, als er nackend die Thaïs verfolgte und seinen theuersten Freund tödtete.

Cäsar wurde oft auf den Schultern seiner Soldaten nach Hause getragen. Weder Sokrates, noch Cato und Seneka waren wegen Enthaltsamkeit zu rühmen. Man denke an den horazischen Vers:

Narratur et prisci Catonis saepe mero caluisse virtus.

Von Alkibiades ist es selbstverständlich. Antonius ist als Trunkenbold durch Cicero für immer gezeichnet. Kaiser Tiberius Nero wurde von den Römern Biberius Nero genannt.[1]

Septimius Severus erlag dem Delirium potatorum.

Sogar unter den Moslems, denen der Weingenuss durch den Koran untersagt ist, giebt es bedeutende Männer, die dem Trunke ergeben waren. So Mahmud II. und von Gelehrten (ausser Hafis):

Avicenna, der, wie es heisst, die zweite Hälfte seines Lebens darauf verwandte, die Nutzlosigkeit der Studien zu erweisen, denen er in der ersten Hälfte sich gewidmet hatte. Unter den Malern sind als Trinker vorzugsweise bekannt: Caracci, Steen, Barbatelli mit dem Spottnamen der „Pichler", unter Dichtern und Schriftstellern: Kleist, Hoffmann, Marlow, Poe, Addison, Goldsmith, Carew, Burns, Murger, Gérard de Nerval, Alfr. de Musset, Maylath und vor allem Tasso, der in einem seiner Briefe schrieb: „Ich leugne nicht, dass ich irr bin, aber ich muss glauben, mein Irresein ist Folge vom Trinken und von der Liebe, denn ich weiss wohl, dass ich zu viel trinke."

Coleridge erreichte mit seinem Talent nicht viel, weil es ihm an festem Willen fehlte und infolge des Missbrauches von alkoholhaltigen Getränken und Opium, die ihn nicht zur Ausführung seiner riesigen Pläne kommen liessen. Schon als Kind hatte man ihm 30 Guineen für ein von ihm improvisirtes Gedicht versprochen, wenn er es zu Papier brächte, aber er konnte sich nicht dazu entschliessen. Sein Sohn Hartley, ein hervorragender Schriftsteller, ergab sich gleichfalls und zwar so sehr dem Trunke, dass er infolge dessen starb. Man sagte von ihm, er schreibe wie ein Engel und trinke wie ein Fisch.

Savage lebte in seinen letzten Tagen nur von Wein und starb im Gefängniss zu Bristol, ein deutscher Poet des 16. Jahrhunderts, Hessius, äusserte, es sei die grösste Schande, im Trinken besiegt zu werden.

---

[1] Peter der Grosse, seine Frau Katharine und seine Tochter Elisabeth sind als solche berüchtigt. (Uebers.)

Sheenstone sagt von seinem poetischen Kollegen Sommerville, er trinke, um sich körperlichen Schmerz zu verschaffen und vom geistigen sich zu befreien.

Frau von Staël und de Quincey gebrauchten das Opium. Der letztere hat eine lebhafte Schilderung derartiger Excesse in den *Confessions of an Opium Eater* hinterlassen.

Viele bedeutende Musiker sind starke Trinker gewesen. So Dussek, Händel und Gluck, der das Gold, den Wein und den Ruhm aus dem besonderen Grunde liebte, weil das erstere ihm die Mittel zum zweiten und dieses, das ihn begeistere, das Mittel zum Ruhm verschaffe. Ausser dem Wein liebte er indes auch den Branntwein und trank eines Tages so viel davon, dass er daran starb.[1]

Dasselbe war mit Rovani und Praga der Fall.

Hallucinationen. — Wir haben schon oben gezeigt, dass die Sinnestäuschungen den genialen und Kunstschöpfungen so anhaften, dass Brierre de Boismont sie geradezu als zu dem physiologischen Zustande grosser Männer gehörig ansieht. Cellinis berühmte Hallucination im Kerker ist bekannt, ebenso die des Brutus, Caesars, Napoleons. Swedenborg glaubte im Himmel gewesen zu sein, sich mit den abgeschiedenen Geistern grosser Gelehrten besprochen, den ewigen Vater in Person gesehen zu haben, van Helmont wollte seine Seele in Form eines leuchtenden Krystalls geschaut, Justinus Kerner den Besuch eines Gespenstes empfangen haben.

Clark bildete sich unter dem Lesen eines geschichtlichen Ereignisses ein, als handelnde Person dabei gewesen zu sein. Blacke und Baneker glaubten die phantastischen Bilder, die ihr Pinsel wiedergab, in Wirklichkeit vor sich gesehen zu haben. Ein berühmter Professor in P. war ziemlich oft solchen Täuschungen ausgesetzt und meinte Confucius, Papirius und Tamerlan geworden zu sein.

Der materialistische Hobbes glaubte, sobald er im Finstern war, die Bilder von Verstorbenen zu sehen. (W. Irving, *Life.* 1880.) Als Kolumbus an der Küste von Jamaika landete,

[1] Clément, *Musiciens célèbres*, Paris 1868.

hatte er eine Gehörstäuschung. Er hörte eine Stimme, die ihm vorwarf, sich der Traurigkeit hingegeben und nur schwaches Vertrauen auf Gott gehabt zu haben. „Was dir heut begegnet, ist die gerechte Strafe dafür, den Herren der Erde mehr als Gott gedient zu haben. Alle diese Anfechtungen sind in den Marmor eingegraben und geschehen nicht ohne Ursache.“ Später erklärte Kolumbus seine Entdeckungen aus dem Buch der Propheten und behauptete, was ihn betreffe, so habe sich eine alte Prophezeiung erfüllt, die das Ende der Welt für den Tag verkünde, an welchem die christliche Lehre sich überallhin ergossen haben würde. Nach dieser Prophezeiung hätte die Menschheit nur noch 156 Jahre zu leben.[1]

Malebranche wollte ganz deutlich die Stimme Gottes in sich vernommen haben. Descartes glaubte, nach langer Zurückgezogenheit von einem unsichtbaren Wesen öfter besucht und aufgefordert worden zu sein, die Erforschung der Wahrheit fortzusetzen.[2]

Lord Byron bildete sich bisweilen ein, ein Gespenst besuche ihn. Er selbst schrieb später diese Erscheinung der Ueberreizung seines Gehirns zu.[3]

Der berühmte Doktor Johnson hörte deutlich, wie seine Mutter, die in einem entfernten Dorfe wohnte, ihn Samuel rufe.

Pope, der viele Unterleibsbeschwerden hatte, fragte eines Tages seinen Arzt, was das für ein Arm sei, der aus der Mauer heraustrete.

Goethe erzählt selbst, dass er sich leibhaftig gesehen habe, wie er acht Jahre zuvor desselben Weges geritten sei.

Oliver Cromwell lag auf seinem Bett und konnte vor Müdigkeit die Augen nicht schliessen. Plötzlich öffneten icsh die Vorhänge und eine Frau von riesiger Gestalt erschien und sagte ihm, er werde der grösste Mann in England werden.[4]

---

[1] Verga, *Lazzaretti,* Milano 1880.
[2] Forbes-Winslow, l. c. 123.
[3] Forbes-Winslow, l. c. 126.
[4] Dandy.

Moralisches Irrsein. — Gemüthlosigkeit und gänzlicher Mangel an moralischem Gefühl kommt bei dem genialen Menschen ebenso häufig vor wie bei Geisteskranken.

Ein altes Sprichwort sagt schon: „Quo quisque est doctior, eo est nequior.“ Bei ARISTOTELES, *Problemata*, cap. 7 heisst es: „Cur homo eruditissimus omnium animantium sit injustissimus,“ und die Antwort darauf: „Weil er stets an Vergnügen denkt, das sich nur durch Ungerechtigkeit erreichen lässt.“ Die Wissenschaft ist ähnlich einem Schleifstein, der den Stahl schärft, aber auch den Mordstahl wetzt.

Philipp von Commines sagt: Doctrina vel meliores reddit homines, vel pejores pro cujusque natura. Cardanus: Sapientes quum calidissimi natura sint ac humidissimi, nisi philosophia proficiant, pessimi omnium sunt. Adjuvant ad scelera perpetranda industriaquam ex studiis acquisiverunt, et melancholia, quae resoluto humore pinguiore gignitur ex super fluis studiis atque vigiliis etc.

„Je älter ich werde,“ schreibt G. SAND (*Correspondance*, vol. II. l. 1), „desto tiefer bücke ich mich vor dem guten Herzen, weil ich sehe, dass es eine Gabe ist, mit der Gott am meisten kargt. Wo die Intelligenz fehlt, ist das, was man Güte nennt, nichts weiter als Unfähigkeit. Wo die Kraft fehlt, ist die vermeintliche Güte Schwäche. Wo aber Kraft und heller Sinn beisammen sind, ist die Güte fast unerfindlich, weil Erfahrung und Beobachtung Misstrauen und Hass erzeugen. Die Seelen, welche den edelsten Grundsätzen huldigen, sind oft die rohesten und verbittertsten, weil sie infolge von Täuschungen krank geworden sind. Man schätzt und bewundert sie noch, aber man kann sie nicht lieben. Wer Unglück gehabt und sich den Verstand und das gute Herz bewahrt hat, bei dem darf man eine kraftvolle Organisation voraussetzen. Das sind die, die ich suche und verehre.

Die grossen Männer mögen mir (man verzeihe mir den Ausdruck) gewogen bleiben; meinetwegen suche man sie bei Plutarch.

Da machen sie mir in menschlicher Beziehung keine Schmerzen. Man haue sie in Marmor, man giesse sie in Bronce und spreche nicht mehr von ihnen. So lang sie leben, sind sie bösartig, verfolgungssüchtig, phantastisch, despotisch, bitter, misstrauisch. In stolzer Verachtung verwechseln sie Böcke und Schafe. Gegen ihre Freunde sind sie schlimmer, als gegen ihre Feinde. Gott behüte uns vor ihnen. Bleibe gut und lieber dumm.“ (L. c. Bd. II., Br. 9.)

„Ungern,“ sagt Valerius Maximus, „berühre ich Themistokles' Jugend, den sein Vater schmachvoll verstiess und dessen Mutter aus Gram über den Schimpf sich erhängte.

Sallust, der so schöne Phrasen über die Tugend drechselte, führte ein Leben voller Ausschweifung.

Speusippus, Platos Schüler und Neffe, wurde in flagranti adulterio getödtet.[1] Demokritus soll sich geblendet haben, um den Verlockungen der Frauen zu entgehen.[2] Aristippus, der Stoiker, überliess sich unter der Maske strengster Lebensweise Ausschweifungen, Anaxagoras leugnete, ein von Fremden ihm anvertrautes Gut erhalten zu haben. Aristoteles schmeichelte dem Alexander in niedriger Weise.[3]

Theognis schrieb Grundsätze über Ehrbarkeit, insbesondere beim Tode, und vererbte sein ganzes Vermögen der Buhlerin Artippea (?), während er seine Angehörigen enterbte. Plato schmückte den Spiegel, das Weihgeschenk der ältern Lais, mit einer Aufschrift (*Epigr. VII., Tom. I.*). Hyperides, Platos und Isocrates' Schüler, wurde von Demosthenes wegen Raubes angeklagt und verbannt. Es ist übrigens derselbe, der sich

[1] Vgl. aber A. Gellii *Noctes atticae*, X. 17. (Uebers.)

[2] Tertullian, *Apologetica* 46.

[3] Man sieht aus den angeführten Beispielen, dass es auch der antiken Welt an einer *chronique scandaleuse* nicht gefehlt hat. Doch sind die Thatsachen in vielen Fällen nicht streng verbürgt und die Quellen, denen sie entstammen, unrein, z. B. wenn Timon dem Plato vorwirft, für zu theures Geld ein Manuskript des Pythagoras gekauft und seinen Phädrus daraus abgeschrieben zu haben. Dass Aristoteles, der im 83. Jahre starb, bei der auch zweifelhaften Vergiftung Alexanders betheiligt gewesen, ist eben so unerwiesen, wie der von ihm begangene Selbstmord. (Fr.).

die Zunge abbiss, um sein Geheimniss nicht zu verrathen. (PLUTARCH, *De Oratoribus*).

Euripides, Juvenal und Aretino wollen beobachtet haben, dass alle gelehrten Frauen ausschweifend gewesen seien. So Sappho, Philene und Elephantis bei Martialis, die ein Buch über Prostitution geschrieben, so die Leontium (bei *Cic. de Nat. D.*), die zugleich Philosophin und Priesterin, allen Philosophen sich ergeben, Demophila, die Liebesgeschichten nicht bloss erzählt habe.

Während der Renaissance wurden die Veronica Franco, Tullia von Aragonien und andere Buhlerinnen durch ihre Ausschweifungen bekannter, als durch ihre Dichtungen.

Auch VOIGT (Wiederbelebung des klassisch. Altert. 1882) sieht in der Immoralität ein charakteristisches Merkmal für die Renaissanceperiode. Poggio hatte 17 eheliche und 14 uneheliche Kinder. Er und Valle nannten sich gegenseitig Päderasten, ebenso Filesso den Porcello.

Die Liste der im *Uomo delinquente* (Der Verbrecher, Bd. I.) aufgeführten Verbrecher von hoher geistiger Begabung lässt sich noch um ein Bedeutendes vermehren. Zu den dort genannten Gelehrten Sallust, R. Baco, Seneka kommen aus dem Alterthum noch Periander, einer der sieben Weisen, Clearchus, Platos Schüler, der Redner Lysias u. A. m. aus der Neuzeit Cremani als Fälscher, Demme als Giftmischer.

Bei den Dichtern und Künstlern ist das Verbrecherthum leider sehr stark vertreten. Viele unter ihnen lassen sich von der Leidenschaft, die allerdings auch als Stachel für ihr Talent dient, hinreissen und verlieren dabei das Kriterium für die Wahrheit und den Ernst der Ueberzeugung, die dem Besonnenen, dem Weisen eigen sind. In dieser Beziehung dürfen wir obiger Liste auch folgende Namen anreihen: Aretino, Bonfadio, Ceresa, Brunetto Latini, Franco, Foscolo, Rousseau — vielleicht auch Byron. Absichtlich übergehe ich die antike Welt und die barbarischen Länder, in denen Raublust und Dichtkunst Hand in Hand gingen. Man lese nur, um sich davon zu überzeugen, über das finnische Nationalepos Kalewala und Maier Helmbrecht.

Als noch grössere Verbrecher erscheinen Albergati, der Komiker aus der hohen Aristokratie, der seine Gattin aus Eifersucht ermordete;[1] Mureto, wegen Sittlichkeitsverbrechen in Frankreich verurtheilt und Casanova, der, als Mathematiker und Finanzmann hochbegabt, zwar aus unbekannter Ursache seines Adels verlustig ging, aber jedenfalls durch eine Reihe schmachvoller Handlungen und Betrügereien, die er in seinen *Memoiren* selbst bekennt, sein unleugbares Genie besudelt hat.

Villon gehörte einer ehrenwerthen Familie an; den Namen, unter dem er bekannt ist und der Dieb, Spitzbube bedeutet, erhielt er, als er durch seine Spitzbüberei berüchtigt wurde, zu der er nach eigenem Geständniss durch das Spiel und die Weiber verführt worden ist. Anfangs stahl er nur Dinge von geringem Werth, um seinen Geliebten und Genossen ein gutes Mahl aufzutischen, danach stahl er Wein. Der bedeutendste Diebstahl, den er beging, war aber durch Hunger veranlasst, als ein Freudenmädchen, auf dessen Kosten er lebte, ihn, wie das bei Dieben Sitte ist, nachts, mitten im Winter zum Hause hinauswarf. Dieses Weib ist es, das er in seinem Kleinen Testament zur Erbin seines Herzens einsetzt. Obdachlos, schloss er sich einer Bande von Beutelschneidern an, beging mit bewaffneter Hand Diebstähle, besonders auf Rue de Ruel, wurde dabei zum zweitenmal eingefangen und entging nur mit genauer Noth dem Strick.

Es heisst vom Genie, dass es wie der Geisteskranke einsam durch die Welt geht, kalt, lieblos, ohne Freude an der Familie und an Geselligkeit.

Dichter und Künstler machen freilich ihrem Herzen beim Verlust einer geliebten Person in mächtigen Schmerzensrufen Luft. Aber oft, wie es bei Petrarca der Fall war, ist das nur eine schöne Gelegenheit zu litterarischen Arbeiten.[2]

Oft zwar sind solche Schmerzensrufe aufrichtig (wie könnten

[1] Masi, *La vita e i tempi di Albergati*, 1882.

[2] Laura hatte 11 und Petrarca 2 Kinder, als er ihr seine 294 Sonnete widmete!! — Als Politiker geht er von Cola di Rienzi zu dessen Feind Stephan Colonna und von Robert zu Karl IV. über. „Er war zu sehr mit sich beschäftigt, sagt Perrens, *Hist. de Florence*, V. 401, — als dass er für sein Vaterland es sein konnte.“

sie auch sonst so gewaltig sein und zum Herzen gehen?), aber dann sind sie nur vorübergehend und stehen mit den gewöhnlichen Zuständen dieser Menschen in offenem Widerspruch, oder es ist eine augenblickliche Reaktion gegen die gewohnte Fühllosigkeit, aus der sie die persönliche Eitelkeit und die Leidenschaft für ästhetische und wissenschaftliche Forschungen herauszieht.

Bulwer misshandelte schon in den ersten Tagen der Ehe seine Frau, biss und beleidigte sie, so dass sogar ihr Begleiter auf der Hochzeitsreise vor Erreichung des Zieles sie verliess. Später gestand Bulwer seiner Frau das gegen sie begangene Unrecht ein und entschuldigte es damit, dass er ihr schrieb, das gemeinsame Leben sei ihm unerträglich, es sei ihm Bedürfniss, unabhängig zu leben.

Merkwürdig ist es, dass die keuschesten Schriftsteller in ihren Werken durchaus nicht so erscheinen, und umgekehrt.

Flaubert schreibt in einem seiner Briefe: „Mein armer Bouilhet sagte mir oft: Es giebt keinen sittenreineren Menschen, der die Immoralität mehr als du liebt; eine Thorheit macht dir Freude. — Es ist viel Wahres darin. Ist das eine Folge meines Stolzes, oder eine gewisse Verkehrtheit?"

G. Sand und Sallust sind Beispiele für das Gegentheil.

Man weiss nicht, ob Comte jemals irgend ein Unrecht verziehen hat. Sicher ist, dass er gegen seine Frau, in der Erinnerung an die erlittene Unbill, eine Bitterkeit hegte, mit der er sie bis zum Grabe und darüber hinaus verfolgte. Der Liebeskultus, den er seiner Laura (Clotilde de Vaux) widmete, war so unwahr, dass er Monat, Tag und Stunde vorher bestimmte, wo er zu ihrem Andenken Thränen vergiessen müsse.[1]

Baco wendete seine ganze Beredsamkeit auf, um seinen ersten und wärmsten Wohlthäter, Essex, verurtheilen zu lassen; ferner liess er aus feiger Nachgiebigkeit gegen den König Peacham foltern, um ihn verurtheilen zu können, womit ein verhasster Missbrauch in den Strafprozess eingeführt wurde. Er trieb Handel mit der Gerechtigkeit und war, wie Macaulay sagt, Einer, von denen man sagen kann: Scientiis tanquam angeli, cupiditatibus tanquam serpentes.

[1] *Revue philosophique,* 1887, p. 69.

„Brigitta," sagt ALFRED DE MUSSET, „die wegen ihrer Liebe zu mir Verleumdungen und Schmähungen ausgesetzt war, erfuhr von mir so viele Verachtung und Beleidigungen, wie nur ein jähzorniger und grausamer Wüstling gegen die Dirne, die er bezahlt, es sich erlauben darf. . . . Im Laufe der Zeit wurden die Anfälle von Bosheit und Ironie immer häufiger und nahmen einen düstern und unerträglichen Charakter an." [1]

Byron war, wie sein vertrauter Freund Hobhouse von ihm berichtet, von einer krankhaften Selbstsucht besessen. — Sogar als er seine Frau liebte, weigerte er sich, mit ihr zusammen zu speisen, nur um seiner alten Gewohnheit nicht untreu zu werden. So erwidert er ihr, als sie eines Tages, während er die Parisina dichtet, in sein Zimmer tritt, auf ihre Frage, ob sie ihn langweile: „Zum Sterben." Diese Art der Behandlung betrieb er mehrere Monate lang mit solchem Erfolge, dass sie in gutem Glauben und vielleicht mit Recht den Rath der Aerzte wegen der Geistesgesundheit ihres Mannes einholte.

Napoleons I. Betragen gegen seine Frau, seine Brüder und später gegen die Völkerschaften, die ihm vertrauten, ist das eines Mannes ohne sittliches Gefühl! TAINE fasst die Diagnose in ein Wort: „er war ein Condottiere!"

„Das Genie eines Mannes," sagte Carlyles Frau, „ist keine Sinekure." Diese, eine reiche, unterrichtete Dame, verstand Algebra und Lateinisch. Sie verdiente (wie dies erhofft und ihr versprochen worden war) die Mitarbeiterin ihres Mannes zu sein und wurde statt dessen zu seiner Dienstmagd herabgewürdigt. Der Gedanke, auf der Reise mit seiner Frau zusammen im Wagen zu sein, erschien ihm nicht zulässig; sein Bruder musste deshalb ihn auf derselben stets begleiten. Er war ihr unter ihren Augen untreu und gab vor, es sei ihr gleichgültig. — Die Beschäftigung der Unglücklichen bestand darin, jegliches Geräusch von ihrem Manne fernzuhalten, dann musste sie das Brot, welches er ass, eigens für ihn backen, da er gegen Bäckerbrot einen Widerwillen hatte. Ausserdem nöthigte er sie zu meilenweilen Botenritten für ihn; er sah

[1] *Confessions d'un enfant du siècle,* p. 250, 251.

sie nie ausser den Mahlzeiten und sass ganze Wochen lang bei ihr, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen, sogar in ihrer Todesstunde. Erst nach dem Tode der Bedauernswerthen, der hauptsächlich durch die schlechte Behandlung herbeigeführt war, zeigte er in phrasenhaften Ausdrücken Reue darüber, „aber," sagt sein Biograph, „wäre sie wieder aufgelebt, er würde sie in gleicher Weise wieder gequält haben."

Friedrich II., der Grosse, sagte wie Lacenaire, die Rache ist das Vergnügen der Götter; man könne zufrieden sterben, wenn man seinen Feinden mehr Leides zugefügt, als man von ihnen erlitten habe. Es machte ihm eine wahre Freude, seine Freunde auf die moralische Folter zu spannen und bisweilen sie zu prügeln (?); wenn sich einer seiner Höflinge recht herausgeputzt hatte, so liess er ihn mit Oel begiessen; mit Voltaire feilschte er um Zucker und Schokolade und behielt ihm sein Geld zurück.[1] (Macaulay).

Donizetti misshandelte seine Familie. Nach einem Wuthanfall, wobei er seine Frau geschlagen hatte, komponirte er unter Seufzen die berühmte Arie: „Tu che Dio spiegasti l'ali",[2] ein schlagendes Beispiel für die Doppelnatur des Genius und für die völlige moralische Fühllosigkeit.

Houssaye erzählt eine ähnliche Scene von A. Dumas. Während eines Zankes hatte er sich so weit hinreissen lassen, seiner Frau die Haare auszuraufen; in der Verzweiflung wollte sie ins Kloster gehen; er aber schrieb wenige Minuten danach an der Scene einer seiner . . . Komödien und sagte zu seinen Freunden: „Wären ihre Thränen Perlen, so würde ich mir ein Halsband daraus machen lassen."[3]

Byron schlug die Guiccioli und in Venedig seine Geliebte, eine Gondolière, die ihm übrigens die Schläge wieder heimzahlte.

Fontenelle sah mit an, wie sein Tischgenoss vom Schlage gerührt wurde, und kümmerte sich nicht weiter darum, als dass er seinen Spargelsalat anders zubereitete.

---

[1] Macaulay, l. c.

[2] Cottrau, *Lettre d'un mélomane*, Naples 1885.

[3] *Confessions*, p. 312.

Von Goethe wird etwas Aehnliches beim Tode seines Beschützers und Freundes, des Grossherzogs Karl August von Sachsen-Weimar, erzählt. (?)

Uebrigens braucht man nur einmal der Sitzung einer Akademie oder der einzelnen Fakultäten der Universität beizuwohnen, also Versammlungen von Leuten, die, wenn auch kein Genie, doch wenigstens ein grosses Wissen besitzen, um sofort zu bemerken, dass der Alle beherrschende Gedanke die wechselseitige Verachtung und namentlich der Hass gegen Den ist, der wirklich, oder annähernd Genie besitzt.

Gibbon erklärte im Jahre 1774, man müsse die Minister köpfen, und nahm 14 Tage später ein Staatsamt an.

Wir haben schon gehört, dass Chateaubriand über das seinem Schuster dargebrachte Lob ärgerlich war.

Lisfranc schimpfte seinen Kollegen Dupuytren einen Briganten und Roux und Velpeau Grobschmiede. — Thompson, der auch ein Genie war und sein Leben unter Nörgeleien mit seinen Kollegen und bei seinen chirurgischen Studien verbrachte, ging so weit, Chassaignac zu ohrfeigen.[1]

Bei jungen genialen Leuten, die fast noch Knaben waren, habe ich eine Apathie bemerkt, dass sie nämlich für die Leiden Anderer, sogar solcher Personen, die ihnen theuer waren, kein Auge hatten; wenn es aber geschah, so zeigten sie sich für einen Augenblick theilnehmend und hülfreich. Dieses Strohfeuer erlosch indes sehr bald, — und dem Mitleid folgte wieder Gleichgültigkeit.

Schopenhauer sagt: „Das Genie ist einsam!“ Goethe: „Das Genie ist nur durch seine Fehler mit seiner Zeit verwandt!“

Dieser Art von Gefühlsabstumpfung begegnet man sogar auch bei den Philanthropen, den Genies des Gemüthes, für welche die Güte und das Mitleid mit den Armen und Niedrigen der Drehpunkt aller ihrer Handlungen ist.

Nur auf diese Weise lassen sich gewisse Stellen im Evangelium erklären. „Ihr sollt nicht wähnen, dass ich ge-

[1] *Revue scientifique*, 1884.

kommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Von nun an werden fünf in eurem Hause uneins sein; drei wider zwei, und zwei wider drei. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wider ihre Schwieger. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein."[1]

„Ich bin gekommen, dass ich ein Feuer anzünde auf Erden; und wollte ich lieber, es brennte schon![2] — Wahrlich, ich sage euch: Es ist Niemand, der ein Haus verlässt, oder Eltern, oder Brüder, oder Weib, oder Kinder, um des Reichs Gottes willen, der es nicht vielfältig wieder empfange in dieser Zeit und in der zukünftigen Welt das ewige Leben."[3]

„So Jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein."[4]

„Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth"[5] . . .

. . . Jesus sprach zu einem Menschen: „Folge mir." — „Herr," antwortete ihm dieser, „erlaube mir, dass ich hingehe und zuvor meinen Vater begrabe." — Aber Jesus sprach zu ihm: „Folge du mir und lass die Todten ihre Todten begraben, du aber geh' und verkündige das Reich Gottes."[6]

Mangelndes Vaterlandsgefühl. — Der Vorwurf, ihr Vaterland gehasst zu haben, trifft Dante, Leopardi, Byron, Heine, Schopenhauer. — Merkwürdig ist eine Stelle aus einem Briefe Leopardi's an Giordani, worin es heisst: „Allerdings sprechen Alfieri und Plutarch von Asti und Chaeronea günstig, allein sie waren Beide weit davon, wie Metastasio, Browning u. a. m. — In einem andern Briefe an Giordani schreibt er: „Recanati ist mir so werth, weil mir treffliche Anhaltspunkte zu einer Abhandlung über den Hass gegen das Vaterland dadurch geboten werden."

---

[1] Ev. Matthäi 10, 34—36; Ev. Lucä 12, 51—53.

[2] Ev. Lucä 12, 49 vgl. den griech. Text. — [3] Ev. Lucä 18, 29—30.

[4] Ev. Lucä 14, 26. — [5] Ev. Matthäi 10, 37, 16—24; Ev. Lucä 5,28.

[6] Ev. Matthäi 8, 21; Ev. Lucä 5, 23.

Schopenhauer sagt: „Im Angesicht des Todes bekenne ich, dass ich die deutsche Nation um ihrer unsäglichen Bestialität willen verachte und dass ich mich schäme ihr anzugehören.

Langlebigkeit. — Diese krankhafte Apathie und Lieblosigkeit, die für den begabten Menschen einen Schutz bilden gegenüber den zahlreichen Angriffen, die diese so harten und zugleich so feinfühligen Nerven sonst rasch zerstören würden, erklären uns die auffällige Langlebigkeit geistvoller Männer trotz ihrer in anderer Hinsicht übertriebenen Reizbarkeit, wie ich dies bei 134 Charakteren von 143 gefunden habe.

Sophokles, Humboldt, Fontenelle, Brougham, Xenophon, Cato Censorinus, Michelangelo, Petrarca, Bettinelli starben mit 90 Jahren; Passeroni, Auber, Manzoni, Xavier de Maistre mit 89; Hobbes mit 92; Dandolo mit 97; Simonides und Titian mit 99; Cassiodorus und die Scudéry mit 94; Viennet und Diogenes mit 91; Voltaire, Franklin, Watt, Johann Bologna, Vincenz von Paula, Baroche, Young, Talleyrand, Raspail, Grimm, Herschel, Metastasio mit 84; Victor Hugo, Donatello, Goethe, Wellington mit 83; Zingarelli, Metternich, Theodor von Béza, Lemarck, Halley mit 86; Bentham, Newton, Bernhard v. Clairvaux, Bodmer, Luini, Scarpa, Bonpland, Chiabrera, Carafa, Goldoni, mit 85; Thiers, Kant, Maffei, Amyot, Villemain, Wieland, Littré, mit 80; Anacreon, Mercator, Viviani, Buffon, Palmerston, Casti, J. Bernouilli, Pinel mit 81; Galilei, Euler, A. W. von Schlegel, Béranger, Ludwig XIV., Corneille, Cesarotti mit 78; Herodot, Rossini, Cardanus, Michelet, Boileau, Garibaldi, Archimedes, Paisiello, St. Augustin mit 75; Tacitus und B. Disraeli mit 76; Perikles mit 70; Thukydides mit 69; Hippokrates mit 103 und der heilige Antonius mit 105 Jahren.

Für die mittlere Lebensdauer von 500 genialen Menschen fand Beard 54 Jahre, von 100 aus der Neuzeit 70 Jahre, während 51 Jahre (?) heutzutage für die mittlere Lebensdauer im allgemeinen gilt. — Die mittlere Lebensdauer von 35 musikalischen Genies betrug nach Fiorentino (*La musica.* Roma 1884) 63 Jahre 8 M.

Gleichwohl ist damit die Annahme von Degeneration nicht ausgeschlossen. Denn wie bei den moralisch Irrsinnigen tritt hier die Apathie hinzu, infolge deren die sonst so regsamen Geister gegen das empfindlichste Weh fühllos werden. Darauf beruht auch die lange Lebensdauer bei geborenen Verbrechern, die nicht in Gefängnissen leben. Uebrigens ist nicht zu vergessen, dass die Langlebigkeit des Genies nicht als allgemeine Regel gelten kann, da viele hochbedeutende Männer das Alter von 40 Jahren nicht erreichten, z. B. Raphael, Pascal, Burns, Byron, Mozart, Felix Mendelssohn, Bellini, Bichat, Pic de la Mirandola u. A. m.

Viertes Kapitel.

Geisteskranke Genies.

Alles, was bei den genialen Menschen und bei den Irren sich ähnlich sieht, beweist allerdings doch nicht, dass man darum diese beiden Menschenklassen zusammenwerfen darf. Wir lernen nur daraus, dass Genie und Wahnsinn einander nicht ausschliessen.

Sehen wir von den unzähligen geistig Begabten ab, die einmal an Hallucinationen gelitten oder in Geisteskrankheit verfallen sind, oder auch von solchen, deren ruhmreiches Leben mit Blödsinn endete, wie es bei Vico geschah, — so giebt es doch viele, die ihr ganzes Leben hindurch Hallucinanten und Monomane waren.

In der Neuzeit wurden irre: Lattre, Farini, Brougham, Southey, Govone, Gounod, Gutzkow, Monge, Fourcroy, Lloyd, Cooper, Rocchia, Ricci, Fenica,[1] Engel, Pergolese, Batjuschkoff, Murger, B. Collins, Techner, Hölderlin, van der West, Gallo, Spedalieri, Bellingheri, Salieri,[2] Johannes Müller, Lenz,

[1] Mastriani, *Sul Genio e la Follia,* Napoli 1881.

[2] Salieri, A. (1750—1835) bildete sich ein, Mozart vergiftet zu haben.

Barbara, Fusely, Petermann, der Maler Whit, der Karrikaturenzeichner Cham, Hamilton, Poë, Uhlrich (Tolstoy).

In Frankreich starben von originellen Dichtern jugendlichen Alters im Wahnsinn:[1] Arm. Berthet, Morin, Dabellay, Du Boys, Batuille. Dasselbe scheint mit Brissault und Laurent der Fall gewesen zu sein; unter den Frauen finden wir die Günderode, Stieglitz,[2] Brachmann und Laudon, die irre waren und im Wahnsinn starben.

Montanus wurde ein Opfer der Vereinsamung und seiner überspannten Einbildungskraft; er war überzeugt, in eine Kornähre verwandelt zu sein und bewegte sich nicht aus Furcht, von den Vögeln gefressen zu werden. (Zimmermann, Ueber die Einsamkeit.)

Harrington bildete sich ein, seine Gedanken schwärmten als Bienen aus seinem Munde und kauerte mit dem Besen in der Hand in einer Hütte, um sie zu verjagen.

Haller[3] glaubte von den Menschen verfolgt, von Gott verstossen zu sein wegen des Schmutzes seiner Seele und um seiner ketzerischen Bücher willen. Enorme Dosen Opium und der Verkehr mit Geistlichen beruhigten ihn allein.

Ampère warf eine Abhandlung über die Zukunft der Chemie ins Feuer, weil er sie für ein teuflisches Machwerk hielt.

Der grosse holländische Maler van Goes hielt sich für besessen.

Carlo Dolce schwur in seinem religiösen Wahn, fortan nur Heiligenbilder zu malen. Seine Madonnen, die er malte, glichen allerdings der Balduini. An seinem Hochzeitstage blieb er aus und als man ihn suchte, fand man ihn vor dem Altar der Verkündigung Marie knien.

Der Dichter Lee verfasste im Wahnsinn 13 Tragödien. Als ein mittelmässiger Kollege meinte, es sei leicht, wie Irre

---

[1] Martini, *Tra un cigaro e l'altro*, p. 195.

[2] Die Stieglitz und Günderode gaben sich den Tod mit grösster Kaltblütigkeit. (Uebers.)

[3] Tagebuch, Bern 1887.

zu schreiben, erwiderte Lee: „Es ist leicht, wie ein Dummkopf zu schreiben, nicht aber wie ein Irrer.“

Thomas Lloyd, der sehr schöne Verse verfasste, war ein Gemisch von Bosheit, Hochmuth, Narrheit und Geist. Wenn seine Verse ihm nicht gefielen, so tauchte er sie in sein Glas, „um sie aufzufrischen“. Was er in seinen Taschen oder sonst wo fand, Kohlen, Papier, Tabak mengte er unter sein Essen aus sanitären Gründen, die Kohle als Reinigungs-, Steine als Abhärtungsmittel!!

Robert Schumann, geboren 1810, gest. 1856, jüngster Sohn eines Buchhändlers in Zwickau, als „schönes Kind“ und Liebling der Familie verzogen, lernt als Studiosus juris seine spätere Frau, die ausgezeichnete Klaviervirtuosin Clara Wieck kennen, zeigt schon im 23. Lebensjahre Spuren von Melancholie; wird im 44. von dem Schwindel der allwissenden Tische ergriffen, hat Gehörstäuschungen, vernimmt Accorde und ganze, von Mendelssohn und Beethoven ihm eingegebene Musikstücke, stürzt sich in den Rhein und stirbt zwei Jahre darauf, verblödet in der Privatanstalt des Dr. Richarz in Endenich bei Bonn. Die Autopsie ergab Verdickung der Hirnhäute und Atrophie des Gehirns.

Gérard de Nerval litt an cirkulärem Irresein, Exaltation und Depression während je sechs Monate. In ruhigen Momenten hörte er den Geist Adams, Moses' und Josuas, trieb kabbalistische Beschwörungen, führte den „Tanz der Babylonier“ auf; in der Irrenanstalt hielt er den Direktor derselben für irre, „wir Anderen,“ meinte er, „thun ihm den Gefallen, uns irre zu stellen.“ Er zeichnete mit dem Saft von Blumen symbolische Figuren, darin eine phantastische Riesin, deren Bild die Diana, die heilige Rosalie und eine Schauspielerin, Namens Colon, in die er verliebt sein sollte, gleichzeitig vorstellte. Die Colon liebte er schon lange, schickte ihr grosse Blumensträusse, kaufte gewaltige Lorgnetten, um sie besser sehen, und kostbare Röcke, um seinen Beifall ausdrücken zu können. Daher hiess es von ihm, er habe sich in Lorgnetten, Orgien und Röcken ruinirt. Er hatte ein Bett im mittelalterlichen Stil entdeckt, das ihm für seine Liebesabenteuer

dienen sollte, und schaffte zur entsprechenden Ausstattung ein Zimmer mit alterthümlichen Luxusmöbeln an.

Als er in Noth gerieth, wurden die Möbel verkauft, das Bett nur blieb im Zimmer, wanderte dann in die Rumpelkammer und verschwand endlich, während sein Eigenthümer die Nächte in Kneipen und Schlafstellen zu 2 Sous zubrachte und unter Bäumen und in Thorwegen schrieb. Später, als er die Colon nicht mehr zu sehen bekam, wurde sie für ihn ein Idol, mit dem er lebte und das sich in seiner mystischen Vorstellung bald mit Heiligen, bald mit den Sternen vermengte; einmal sah er in ihr die h. Therese verkörpert. Als man ihm vorstellte, sie habe ihn nie geliebt und nur einmal gesehen — wie es auch wirklich der Fall war, meinte er: „Wozu brauchte sie mich auch zu lieben", und citirte die Verse von Heine: „Wer zum zweitenmal glücklos liebt, der ist ein Narr"; „ich bin ein solcher Narr. Sonne, Mond und Sterne lachen, und ich lache mit und sterbe."

Einstmals beim Sonnenuntergange steht er auf einem Balkon, sieht plötzlich eine Erscheinung und hört eine Stimme, die ihn ruft; er stürzt hinunter und wäre beinahe zu Tode gekommen. Das war sein erster Anfall infolge von Gesichts- und Gehörstäuschungen.

Gegen sein Lebensende, im 46. Lebensjahre, entwickelte sich der Grössenwahn. Er sprach von seinen Schlössern in Ermenonville, von der Schönheit seines Körpers, über die alle Krankenwärter verwundert seien, kaufte alle Münzen mit dem Gepräge Nerva, da er nicht wollte, dass der Name seiner Ahnen in den Bureaux sich umtreibe, obwohl sein Name Nerval nur ein angenommener war.

Bisweilen gab er sich für einen Nachkommen von Folobelle de Nerva aus, dessen Geschichte er schreiben wollte. Alle männlichen Nachkommen des Letzteren, behauptete er, trügen auf der Brust ein übernatürliches Zeichen, das Siegel Salomonis (Tetragramm).

Scheu und furchtsam in seinen ruhigen Tagen, wurde er dreist und lärmend, wenn der Anfall kam, und bedrohte seine Freunde sogar thätlich.

Trotz des Temperaturabfalls auf 17° C. wollte er seine Sommerkleider nicht ablegen. Die Kälte sei ein Stärkungsmittel, die Lappen seien niemals krank. Wenige Tage später hängte er sich auf. (MAXIME DU CAMP. *Souvenirs littéraires.* 1887. éd. 2.)

Baudelaire erscheint uns in dem seinen nachgelassenen Schriften vorgedruckten Bilde als der Typus des mit Grössenwahn behafteten Irren mit seiner herausfordernden Haltung, seinem verächtlichen Blick, seiner Selbstzufriedenheit. Er entstammte einer Familie von Irren und Ueberspannten. (*Revue bleue.* 1887. Juli.)

Man braucht nicht Irrenarzt zu sein, um in ihm den Geisteskranken zu erkennen. Von Jugend auf hatte er an Hallucinationen und nach seinem eigenen Geständniss an zwei entgegengesetzten Stimmungen gelitten, an Hyperästhesie und Apathie, die so weit ging, dass es ihm zum Bedürfniss wurde, „eine Oase des Schreckens in einer Wüste von Langweile von sich abzuschütteln.“ Bevor er in Blödsinn verfiel, überliess er sich impulsiven Ausschreitungen, warf z. B. Töpfe gegen die Glasfenster von Magazinen, bloss um das Geklirr der zerbrochenen Scheiben zu hören. Er wechselte allmonatlich seine Wohnung, erbat die Gastfreundschaft irgend eines Freundes, um eine Arbeit zu schliessen, und verlor seine Zeit mit Lesen von Dingen, die keinen Bezug auf jene hatten. Nach dem Tode seines Vaters gerieth er in Streit mit seinem Stiefvater und versuchte ihn in Gegenwart seiner Freunde zu erwürgen.

Wie es heisst, in Handelsgeschäften nach Indien beordert, verlor er dort alles und brachte von dort nichts als eine Negerin zurück, auf die er lascive Verse machte. Er wollte um jeden Preis originell erscheinen, beging Ausschweifungen im Trinken vor den Leuten, färbte seine Haare grün, trug im Sommer Winter-, im Winter Sommerkleider.

Krankhafter Art waren auch seine Liebesverhältnisse mit hässlichen, widerwärtigen Personen, Negerinnen, Zwerginnen, Riesinnen. Gegen eine sehr schöne Frau äusserte er den Wunsch, sie an den Händen aufgehängt zu sehen und ihr die Füsse küssen zu dürfen. Die Schwärmerei für den nackten

Fuss erscheint auch in einem seiner fieberglühenden Gedichte — als Aequivalent für den Geschlechtsgenuss.

Er träumte beständig vom Arbeiten, berechnete die Stunden und Zeilen, die er schreiben müsse, um seine Schulden bezahlen zu können, 2 Monate höchstens. Aber das war auch alles und von Arbeiten nicht weiter die Rede (Maxime du Camp. *Souvenirs*).

Hochmüthig, menschenfeindlich und apathisch, schildert er selbst sein Leben folgendermaassen: „Schreckliches Dasein, mit Allen und mit mir selbst unzufrieden, möchte ich mich in der Stille der Nacht aufrichten und ermannen. Herr, mein Gott! sei mir gnädig und gieb, dass ich ein paar schöne Verse ersinne, die mir selbst beweisen, dass ich nicht der schlechteste der Menschen und nicht geringer sei als Diejenigen, die ich verachte.“

Es war ihm das auch sehr nöthig, denn er nannte G. Planche einen Dummkopf, Dumas Possenreisser, Sue stupid, Feval blödsinnig, G. Sand einen Veuillot, ohne dessen Scharfsinn. Was er bei allen Schriftstellern angriff, das war der Ruf, den er für sich allein haben wollte.

Darum verspottete er Voltaire und Molière, denn er war nach seinem eigenen Geständniss einer derjenigen Charaktere, die eine Freude am Hass haben und sich des wegwerfenden Wesens rühmen.[2]

Im weiteren Verlaufe seines Wahnsinnes verwechselte er die Worte, sagte z. B. Verschliesset anstatt Oeffnet u. dgl. m. Betreffs des weiblichen Geschlechtes liess er es an unartigen Aussprüchen nicht fehlen. So sagte er z. B.: Die Weiber sind Thiere, die man einsperren, schlagen und gut füttern muss. — Der Schluss war, dass er in ausgebildeten paralytischen Blödsinn verfiel, von dem der ungemessene Ehrgeiz der Vorläufer war.

Concatos' Vater war ein armer Schneider, der an schweren Hirnaffektionen gestorben ist. Er selbst zeigte einige Degenerationsmale, z. B. Blässe des Gesichts, vorstehende Backenknochen und litt jahrelang an verschiedenen Formen von

---

[1] Vgl. dazu Puschkins Eugen Onägin.

[2] Vgl. *Fleurs du mal,* Préface.

Lypemanie. Im Alter von 17 Jahren erschrak er bei einem plötzlichen Todesfall heftig und suchte sich durch niederschlagendes Pulver gegen fernere Hirnreizungen zu schützen. Mit 20 Jahren will er Mönch werden, obgleich er in seiner Kindheit so wenig gottesfürchtig gewesen war, dass er falsche Beichtscheine verfertigt hatte. Er geräth mit einem österreichischen Offizier in Streit und fürchtet sich seitdem vor jeder Schildwache und vor jedem Soldaten. Er hätte nie einem Offizier erlaubt, mit dem Seitengewehr zu ihm zu kommen, sogar im Alter noch zitterte er beim Anblick eines Gendarmen oder Polizisten. Er träumt eines Nachts, er habe einen Mord begangen und ist noch tagelang danach in höchster Angst. Er ist Klaustrophobe! Wehe, wenn man ihn in einem Wagen oder in einem Zimmer hätte einschliessen wollen! Es gab Zeiten, wo er sich für den niedrigsten der Menschen hielt. Er war so leicht zum Zorne zu reizen, dass man ihn oft sagen hörte: „Um sich wohl zu befinden, muss man wenigstens einmal täglich wüthend werden dürfen.“ Trotz dessen war er einer der grössten Kliniker Europas.[1]

Mainländers Grossvater trieb, nach dem Verlust eines Sohnes, den religiösen Mysticismus so weit, dass er wahnsinnig wurde und im Alter von 33 Jahren starb. Ein gleichfalls wahnsinniger Bruder wollte Buddhist werden. In seiner Jugend verspürte Mainländer bei Betrachtung des Meeres an der Küste von Sorrent, durch die Reinheit des Wasser angezogen, den heftigsten Drang, sich hineinzustürzen. Er war Autodidakt und verfasste als solcher sein berühmtes Werk über die „Philosophie des Pessimismus“. Um seine Theorien praktisch zu bezeugen, befleissigte er sich der reinsten Keuschheit in seiner Lebensweise. An dem Tage, da sein Werk gedruckt wurde, erhängte er sich, um eine darin enthaltene Stelle zu bewahrheiten, in der es heisst: „Damit der Mensch sich frei mache, muss er den Werth des Nichtseins erkennen und das innige Verlangen haben, nicht zu sein.“[2]

---

[1] Bufalini, *Vita di Concato*, 1884.

[2] *Revue philosophique*, 1886.

Der grosse August Comte, der Stifter der positiven Philosophie, wurde 10 Jahre lang von Esquirol ärztlich behandelt; er wurde zwar hergestellt, verstiess indes ohne Grund seine Frau, die ihn gerettet hatte. Danach hielt er sich für den Apostel und Hohenpriester einer materialistischen Religion, obgleich er alles, was Priester hiess, hätte erschiessen wollen.

In seinen Schriften findet man denn auch mitten zwischen tiefen Gedanken wirklich wahnwitzige, wie z. B. die Prophezeiung, es werde dem Weibe einst möglich werden, ohne Zuthun des Mannes Kinder zu bekommen.[1]

Man hat gemeint, die Mathematiker seien solchen geistigen Störungen nicht unterworfen. Das ist nicht ganz richtig. Man braucht nicht nur an Newton und Enfantin zu denken, von denen wir des weiteren sprechen werden, sondern auch an die zweimalige Geistesabwesenheit des Archimedes, an Pascals Hallucinationen und an die Seltsamkeiten des Mathematikers Codazzi, nicht zu verwechseln mit dem ehrwürdigen Codazza.

Codazzi war submikro- und oxykephal, war Alkoholist und gleichzeitig so schmutzig geizig und lieblos, dass er seinen sehr armen Verwandten nicht die geringste Unterstützung zukommen liess. Dazu war er auch so eitel, dass er schon als junger Mann eine Summe für ein nach seinem Tode ihm zu errichtendes Denkmal festlegte. Er liess nie eine Diskussion über seine Ansichten zu, und wenn es nur den Schnitt seines Rockes betraf. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, Melodien mit Hülfe der Rechnung schaffen zu wollen.

Alle Mathematiker haben eine wahrhafte Bewunderung für den grossen Geometer Bolyay, dessen excentrisches Wesen dem Wahnsinn nahekam. Er forderte 13 Offiziere zum Duell, schlug sich mit ihnen und spielte zwischen dem einen und anderen Duell Violine, die sein einziger Hausrath war. Auf Pension gesetzt, liess er ohne Datum den Brief drucken, der seine Todesanzeige enthielt und zimmerte sich selbst einen Sarg. Das ist übrigens eine Geschichte, die mir bei zwei

[1] Littré, *A. Comte et la philosophie positiviste,* 1863.

anderen, erst kürzlich verstorbenen Mathematikern auch noch vorgekommen ist.

Sechs Jahre danach liess er eine ähnliche Anzeige an Stelle der ersteren drucken, aus der es unmöglich ist, sich herauszufinden. Seinen Erben machte er es zur Bedingung, auf sein Grab einen Apfelbaum zu pflanzen, zum Gedächtniss an Eva, Paris und Newton.

Das war denn der grosse Reformator der Lehren des Euklid.[1]

Cardanus, von seinen Zeitgenossen der grösste Mann und das thörichtste Kind genannt, war der Erste, der Galen anzuzweifeln, das Feuer aus der Reihe der Elemente zu streichen und die Zauberer und Heiligen für verrückt zu halten wagte.

Dabei war er nicht bloss der Sohn, Vater und Neffe von Geisteskranken, sondern auch selbst während seines ganzen Lebens verrückt.

„Stotternd, kraftlos, ohne Gedächtniss und Kenntniss,“ so schreibt er selbst „wurde ich schon als Kind der Spielball phantastischen Traumlebens.“ Bald ist es ein Hahn, der mit menschlicher Stimme ihn anredet, bald der mit Gebeinen erfüllte Tartarus, den er erblickt. Er vermochte alle Trugbilder seiner Phantasie vor sich zu sehen, als wären es wirkliche Dinge. Von seinem 19. bis zum 26. Lebensjahre eröffnete ihm ein Schutzgeist, wie seinem Vater es auch schon geschehen war, was er thun solle, und enthüllt ihm die Zukunft.

Auch nach dieser Zeit fehlte es ihm nicht an übernatürlichem Beistand. Als ein von ihm verschriebenes Rezept dem Krankheitsfalle, dem es gelten sollte, nicht entsprach, vergass er das Gesetz der Schwere und erhob sich, um ihn vor dem Irrthum zu warnen, den er begehen wollte.[2]

Als Hypochonder litt er an allen den Krankheiten, deren Beschreibung er las, an Herzklopfen, Nahrungsscheu, Bauchfluss, Enuresis, Gicht, Hernie; aber alle diese Krankheiten vergingen ohne sonstige Behandlung durch ein Gebet zur Jungfrau M. — Er nimmt Schwefelgeruch wahr, die Kerze

---

[1] W. de Fonvielle, *Comment se font les miracles*, 1879.

[2] Cardanus, *De vita propria*, Cap. 45.

erlischt oder Flammen und Phantome erscheinen unter Erbeben der Erde, während seine Umgebung nichts von alledem merkt.

Verfolgt, überwacht von allen Regierungen, unter einem Wald von Feinden, deren Namen ihm sogar unbekannt sind, die aber, um ihn zu kränken und zu beschimpfen, seinen geliebten ältesten Sohn verurtheilt haben, glaubt er schliesslich, von den Professoren der Universität Pavia vergiftet worden zu sein, die ihn nur in dieser Absicht aufgesucht hätten. Wenn er davon gekommen, so sei es nur durch den Beistand des hl. Martin und der Jungfrau geschehen. Trotzdessen ist er auch in der Theologie ein entschiedener Vorläufer von Dupuis und Renan.

Er sagt über sich selbst, dass er zu allen Lastern neige: Wein, Spiel, Lüge, Wollust, Neid; er nennt sich ferner einen schlauen Betrüger und Verleumder. Er überrascht sich endlich selbst viermal dabei, dass er bei Vollmond in einem Zustand von Geistesstörung sich befinde.

Sein Empfindungsvermögen war schliesslich so hochgradig verkehrt, dass er sich nicht mehr wohl fühlte, wenn ihm der Reiz eines physischen Schmerzes fehlte, und er verschaffte sich solchen auf künstlichem Wege, wenn der natürliche Schmerz ausblieb, nämlich dadurch, dass er sich auf die Lippen und in den Arm bis aufs Blut biss. „Uebrigens bemerkte ich, wenn ich kein Leiden hatte, so verfiel ich in einen weit schlimmeren und peinlicheren Zustand, als aller Schmerz es sein kann.“ Diese Thatsache macht es uns begreiflich, warum viele Geisteskranke gewisse seltsame Qualen mit Lust sich selbst bereiten können.[1] Cardano glaubte seinen Träumen so blindlings, dass er im Vertrauen darauf heirathete, dass seine ärztlichen Verordnungen (in dem den Sohn Borromeos betr. Falle rühmt er sich dessen) danach sich richteten, dass er zu litterarischen Arbeiten durch sie angeregt wurde. Ueber letzteren Punkt lässt er sich folgendermaassen vernehmen. „Ich glaubte im Traum wunderbare Harmonien zu vernehmen, erwachte darüber und fand endlich nach 25jährigem vergeblichen

[1] Byron sagt ähnlich, das Wechselfieber sei ihm schliesslich angenehm geworden infolge des Vergnügens, das er nach Aufhören des Schmerzes empfand.

Suchen die Lösung des Problems, warum die Fieber einer Art tödtlich enden, andere aber nicht.

Im Traum wurde wir gesagt, ich solle dieses Buch schreiben und in 21 Abtheilungen bringen, und die Freude, die mein ganzes Wesen durchdrang, war so gross, dass ich niemals etwas Aehnliches empfunden zu haben glaube.“ *De Subtilitate*. l. XVIII. pag. 915.

Bis zu seinem 34. Jahre impotent, wird ihm im Traume die Mannheit, zugleich aber auch ein nicht dankenswerthes Geschenk beschert, von dem er sich früher nicht hatte träumen lassen, nämlich seine Frau, die Tochter eines Räubers, was später die Quelle aller seiner Sorgen wurde.

Wir könnten noch viele bald komische, bald tragische und seltsame Beispiele in dieser Hinsicht anführen. Das folgende vereinigt alle diese Eigenschaften. Es handelt sich darin um einen Traum über einen werthvollen Stein.

Im Mai 1560, als Cardanus 52 Jahre alt war, wurde sein Sohn wegen Giftmordes verurtheilt. Kein härterer Schlag konnte die Seele des sonst schon exaltirten Vaters treffen. Er liebte den Sohn mit zärtlichster Innigkeit, wovon seine Verse De morte filii das beste Zeugniss abgeben, da sie das Gepräge echten Gefühles tragen. Er war auch sein Stolz gewesen, denn er hatte von ihm einen sich ähnlichen Enkel zu bekommen erhofft. Durch seine Trauer tiefer und tiefer in melancholische Vorstellungen versunken, glaubte er bei der Verurtheilung des Sohnes die Hand der Feinde zu sehen, die sich zu seinem Verderben verschworen hätten: „In dieser Betrübniss suchte ich Zerstreuung im Studium, im Spiel. Vergebens; vergebens auch biss ich mich und schlug auf Arme und Beine. Drei Nächte lag ich schon schlaflos; es waren nur noch zwei Stunden bis zu Tagesanbruch. Ich sah ein, dass mir nichts übrig blieb, als zu sterben oder närrisch zu werden. So bat ich denn Gott, er möge mich aus diesem Leben erlösen. Da, gegen meine Erwartung, befällt mich der Schlaf und ich höre zugleich, wie Jemand leise an mich heran tritt; im Dunkel erkenne ich seine Züge nicht, aber er spricht: Wozu dich über deinen Sohn grämen? Nimm den kostbaren

Stein, der an deinem Halse hängt, in den Mund; so lange das geschieht, wirst du deines Sohnes nicht gedenken. Beim Erwachen fragte ich mich, welchen Zusammenhang das Vergessen und ein Smaragd miteinander haben können; indes, da mir nichts anderes half, so dachte ich an die Worte: Credidit et reputatum ei est ad justitiam! und ich führte den Smaragd zum Munde und siehe da! wider alles Vermuthen ist jede Erinnerung an meinen Sohn geschwunden. So nun ist es während 1½ Jahr geblieben. Nur während meiner Mahlzeiten und der öffentlichen Vorträge, wo ich den Stein im Munde nicht behalten kann, verfalle ich wieder in meinen alten Schmerz."

Der Doppelsinn des italienischen Wortes Giovia, welches Freude und Edelstein bedeutet, soll Veranlassung zu dieser Auffassung der Sache gegeben haben. Dazu hätte freilich kein Geist vom Himmel zu kommen brauchen, da Cardano schon in seinen Werken den Edelsteinen eine beruhigende Wirkung auf Grund jenes lächerlichen etymologischen Zusammenhanges zugeschrieben hatte.

In seinem Grössenwahn nannte er sich den siebenten Arzt seit Erschaffung der Welt; er behauptete, die Dinge zu kennen, die da waren, die da sind und die da sein werden.[1]

Wie Rousseau und Haller beschrieb auch Cardano gegen Ende seines leidenvollen Daseins sein Leben und sagte genau seinen Tod, nach dem er sich sehnte, voraus, der auch auf den verkündeten Tag fiel, wenn er ihn sich nicht selbst gegeben hat, um sein Horoskop nicht Lügen zu strafen.[2]

Tasso. — Für diejenigen Leser, welche Vergas Abhandlung über Tassos Wahnsinn nicht kennen, führe ich den darin enthaltenen Brief an: „Meine Traurigkeit ist so arg, dass ich von Anderen wie von mir selbst für wahnsinnig gehalten werde, zumal ich meine geheimsten Gedanken verrathe, indem ich lange Selbstgespräche halte. Meine Kümmernisse sind beides, menschlicher und teuflischer Art; menschlich, d. i. Stimmen von Männern und besonders von Frauen,

---

[1] Buttrini, *Gerolamo Cardano,* Savona 1884.

[2] Bertolotti hat neuerdings nachgewiesen, dass die Sage unbegründet ist. *I Testamenti di Cardano,* 1888.

auch Gelächter von Thieren, teuflisch d. h. Gesang u. s. w. Nehme ich ein Buch zur Hand, um zu studiren, so klingt es vor meinen Ohren und ich unterscheide die Namen Paul Fulvius." In seinem Messagiere, der sich später zu einer richtigen Hallucination für ihn verkörperte, hat er das öfter wiederholte Bekenntniss niedergelegt, dass Wein und Weiber an seinem Wahnsinn schuld seien. Ich bin der Meinung, dass er unter Thyrsis in der Amiata und in der prächtigen Strophe, für die ein anderer Lypemane, Rousseau, schwärmte, sich selbst gezeichnet hat.

> „Inmitten meiner Qualen, meines Kummers, der gerechten Furien, werde ich rasend, irrend leben — vor einsamen, düstern Schatten zittern, — die mir den ersten Fehltritt vorrücken; und der Sonne Anblick, die mein Unglück aufdeckt, mit Ekel und Abscheu fliehen. Furcht vor mir selbst lässt vor mir selbst mich immer fliehen und nicht von mir weichen."

Unter unverkennbarem Einfluss einer Hallucination zieht er eines Tages ein Messer und geht auf den ins Zimmer des Herzogs eintretenden Diener los. Man sperrte ihn ein, sagt der toskanische Gesandte, nicht sowohl um ihn zu strafen, als aus Sorge um ihn.

Der Unglückliche ging von einem Land in das andere, aber die traurigen Bilder stets hinter ihm her und mit ihnen grundlose Reue, Argwohn vergiftet zu werden, Schrecken der Hölle um der Ketzereien willen, deren er sich vor dem all zu nachsichtigen Inquisitor beschuldigte.

„Mich beunruhigen fortwährend quälende, traurige Vorstellungen," gesteht er gegen den Arzt Cavallero, „Bilder und Erscheinungen. Zu allem kommt eine grosse Gedächtnissschwäche; darum bitte ich E. H., daran zu denken, mein Gedächtniss stärken zu wollen, wenn Sie mir die Pillen verschreiben." „Ich habe ein Hirnleiden," schreibt er an Gonzago, „und wundere mich, dass man Ihnen noch nichts von den Dingen gesagt hat, von denen ich zu mir selbst spreche, von Ehren- und Gunstbezeugungen, Liebesbeweisen von Menschen, Kaisern und Königen meiner Erfindung, Schöpfungen und Reformen aller Dinge nach meinem Belieben."

Dieser merkwürdige Brief zeigt uns, wie düstere und schmerzliche Vorstellungen in ihm mit heiteren und lustigen je nach den subjektiven Farben der Netzhautspiegelung wechselten. Allerdings nahmen schliesslich die traurigen Bilder überhand, wie er es in einem Sonett sehr schön selbst ausdrückt:

Lasso che questa, al mio pensier, figura
Ora torbide, or meste, or liete e chiare
Larve, colle quei spesso, o che mi pare
Inerme ho pugna, perigliosa e dura.
Oprà è questo d'incanto — o mia paura
E la mia maga?

Mich dünkt verfehlt, wenn sie uns Larven schaffet,
Ob trüb', ob lauter, freudig oder wehe,
Mit denen oft in hartem Kampf ich stehe.
Gefährlicher, so scheint mir's ohne Waffe.
Ist's Zauberwerk? und meine Furcht wohl gar
Die Zauberin?

Man erkennt aus diesen Versen den Zweifel, welchen seine an den Anblick der Wirklichkeit lange Zeit gewöhnte, mächtige Intelligenz gegen die Täuschungen des Wahnsinns erhebt. Leider aber war dieser Zweifel von nicht gar langer Dauer.

Wenige Tage später schreibt Tasso an Cattaneo:

„Mir ist hier der Teufelaustreiber nöthiger als der Arzt, denn mein Leiden beruht auf Zauberwerk. Ich will Ihnen von meinem Schutzgeist erzählen. Der kleine Schelm hat mir viele Thaler gestohlen, er wirft meine Bücher drüber und drunter, öffnet meine Koffer, versteckt die Schlüssel, so dass ich mich seiner nicht mehr zu erwehren weiss. — Ich bin jederzeit zwar unglücklich, zumeist aber nachts und zweifle, ob man mein Leiden von Hirnkrankheit herleiten darf.“ In einem anderen Briefe sagt er: „Abends glaube ich Funken in der Luft umhersprühen zu sehen; bisweilen entzünden sich meine Augen so stark, dass ich das Gesicht zu verlieren fürchte. Andere Male höre ich erschreckliches Lärmen, Pfeifen, Klingeln, Glockenläuten und Schlagen, als ob sämtliche Uhren sich verständigt hätten, gleichzeitig zu schlagen. Während des

Schlafes glaube ich einen Reiter zu sehen, der auf mich in der Absicht loskommt, um mich zu überreiten, oder ich bilde mir ein, von Ungeziefer bedeckt zu sein. Alle meine Glieder schmerzen mich, mein Kopf wird schwer, aber bisweilen erscheint mir zwischen all den Schmerzen und Schrecken das Bild der Jungfrau in jugendlicher Schöne mit ihrem Sohne, dessen Haupt ein Regenbogen umrahmt." Als er später das Hospiz verlassen hatte, erzählte er Cattaneo, dass ein Spukgeist die Briefe wegnehme, worin von ihm die Rede sei. „Es ist das einer jener wunderbaren Vorgänge, die ich im Hospiz selbst mit angesehen habe; ich weiss auch sicher, dass man alle diese Wunderdinge einem Zauberer beimessen muss. Ich habe mehrere Beweise dafür; eines Tages wurde mir um 3 Uhr unter meinen Augen ein Brot entwendet."

An einer fibris acuta erkrankt, wurde er durch die Erscheinung der Jungfrau, der er in einem Sonett dafür dankt, geheilt. Er schreibt und spricht mit seinem Genius, streichelt ihm gleichsam die Hände, vergleicht ihn oft mit seinem alten Messagere und schiebt ihm Gedanken unter, die er vorher seines Wissens niemals gehabt hat.

Swift, der Begründer des Humors, liess schon als Kind erkennen, dass er einmal irr werden würde. Er spazierte eines Tages mit Young in einem Garten, da erblickt er eine Ulme, deren Wipfel fast völlig vom Blätterwerk entblösst ist: „Wie dieser Baum, sagte er, werde ich von oben nach unten sterben."

Bis zum Wahnsinn stolz gegen die Grossen, verkehrte er mit den ungebildetesten Leuten in den abstossendsten Kneipen. Als Geistlicher schrieb er gottlose Bücher und man sagte von ihm, man hätte ihn vor der Bischofsweihe eigentlich erst taufen sollen.

Vertiginosus, surdus, inops, male gratus amicis — wie er sich selbst schildert, erliegt er fast dem Schmerz über den Verlust seiner geliebten Stella, gleichwohl schreibt er in denselben Tagen eine Burleske „Ueber die Mägde". Einige Monate später verliert er das Gedächtniss und behält nur seine bissige Zungengeläufigkeit, darauf Misanthrop, spricht und

liest er ein ganzes Jahr lang nicht. Er erkennt Niemand, geht zehn Stunden täglich spazieren, isst im Stehen oder gar nicht und bekommt Wuthanfälle, wenn Jemand sein Zimmer betreten will.

Bei Entwickelung einiger Furunkel scheint er zu sich bessern, man hört ihn wiederholt sagen: „Ich bin toll,“ aber diese Besserung hält nicht an, er verfällt wieder in Stupor, obgleich die Ironie bisweilen seine Vernunft überdauert zu haben schien. Als man im Jahre 1742 ihm zu Ehren eine Beleuchtung veranstaltete, unterbrach er sein langes Schweigen mit den Worten: „Die Narren hätten besser gethan, nichts zu thun.“ Er starb im Jahre 1745 in völlig blödsinnigem Zustande und hinterliess ein Testament, das er mehrere Jahre zuvor aufgerichtet hatte, worin er 11 000 Pfd. Sterling den Irren vermachte. Auch seine Grabschrift hatte er aufgesetzt, worin seine grausamen Seelenqualen mit folgenden Worten geschildert sind:

„Hier liegt Swift, hier, wo die stolze Missgunst ihm nicht mehr das Herz zerreisst.“

Newton, von dem es mit Recht heisst, er habe sich in Gedanken hoch über das Menschengeschlecht erhoben, wurde in seinem Alter von einer Geisteskrankheit betroffen, die allerdings weniger schwer als die vorhin geschilderten war.

Es ist wahrscheinlich, dass er während dieser Krankheit die drei Werke, die Chronologie, die Apokalypse, die Briefe an Bentley verfasst hat, da sie von geringerem Werth und Ernst als die Schriften aus seiner Jugendzeit sind.

Im Jahre 1693, nachdem sein Haus zweimal abgebrannt und er durch übermässiges Arbeiten angegriffen war, hielt er eine so unzusammenhängende und bizarre Ansprache an den Erzbischof, dass seine Freunde erschraken. Um diese Zeit hörte man den sonst so furchtsamen Mann, der sich, wenn er fuhr, krampfhaft mit beiden Händen an den Riemen des Wagens festhielt, verächtlich von Villars sprechen, den er in den Cevennen aufsuchen und bekämpfen wolle. Später schrieb er zwei Briefe, die so dunkel und konfus gehalten waren, dass man daraus ersieht, er sei eigentlich auch in

der Folge von seinem Verfolgungswahn nicht völlig geheilt worden.

Er schreibt an Locke: „Da ich dachte, Sie wollten mich mit den Frauen und anderen Unterhaltungen brouilliren und da ich erfuhr, dass Sie krank sind, so habe ich ihnen den Tod gewünscht. Ich bitte für diesen Gedanken um Verzeihung, auch dafür, dass ich Ihr Buch über die Ideen und das, was Sie noch herausgeben wollen, für unmoralische Bücher gehalten habe. Ich hielt Sie für einen Anhänger von Hobbes. Ich bitte Sie auch dafür um Verzeihung, dass ich gesagt und gegedacht habe, Sie hätten mir eine Stelle verkaufen und mir Verlegenheiten bereiten wollen.“ Ihr unglücklicher NEWTON.

Noch deutlicher spricht der Brief an Pepy: „Während des Winters, wo ich am Feuer sass, habe ich mich verwöhnt; eine Epidemie hat das so gesteigert, dass ich seit 14 Tagen keine Stunde und seit 5 Tagen sogar keine Sekunde geschlafen habe. (Da sieht man den Mathematiker!) Ich erinnere mich Ihnen geschrieben zu haben, weiss aber nicht was. Wenn Sie mir die Stelle schicken, so will ich sie Ihnen erklären.“ Um diese Zeit antwortete er Denjenigen, die ihn um Belehrung über einige Punkte in seinen Werken ersuchten: „Wendet euch an Moivre, er weiss mehr davon als ich.“[1]

ROUSSEAU. Wer ohne Bekanntschaft mit Irrenanstalten sich einen Begriff von den inneren Qualen eines Lypemanen verschaffen will, der braucht nur ROUSSEAUS Schriften zu durchfliegen, insbesondere die letzten, d. h. die Bekenntnisse, die Gespräche und die Träumereien eines Spaziergängers.

Ich habe, heisst es in den Bekenntnissen, sehr ausgeprägte Leidenschaften, deren Ungestüm zu Zeiten keine Grenzen kennt. Ich habe dann nur für den einen Gegenstand, der mich gerade beschäftigt, Auge und Ohr, die ganze übrige Welt gilt mir dann nichts. Das dauert jedoch nur einen Augenblick, der nächste schon vernichtet mich wieder. — Ein einziges Stück schönes Zeichenpapier hat mehr Reiz für mich als Geld, für das ich einen Kupferstich kaufen könnte.

[1] BIOT-MÉLANGES I, p. 273. — ARAGO IV, p. 337.

„Ich erblicke einen Gegenstand . . er führt mich in Versuchung; aber nur so lang als ich nicht die Mittel habe, ihn zu erwerben. Ich war also ein Dieb und bin es bisweilen noch angesichts von Kleinigkeiten, die ich lieber stehle, anstatt sie mir zu erbitten.“

Das ist der Unterschied zwischen dem Kleptomanen und dem eigentlichen Dieb. Der erstere stiehlt aus Instinkt, um zu stehlen, der andere stiehlt aus Eigennutz, um sich einen Gegenstand anzueignen; Jener wird von allem, was ihm in die Augen fällt, dazu verführt, dieser nur von Dingen, die irgend einen Werth haben.

Von Sinnlichkeit beherrscht, war es ihm unmöglich, irgend einen Widerstand zu leisten, das geringfügigste Vergnügen, das sich darbot, bestrickte ihn mehr als alle Paradiesesfreuden. Ein Mittagsmahl bei einem Mönch (Bruder Pontierre) verleitet ihn zum Religionswechsel, eine leichte Zurückweisung veranlasst ihn, einen epileptischen Freund auf der Reise zu verlassen. Nicht bloss die Leidenschaften sind bei ihm krankhaft und gewaltsam, auch die Intelligenz ist schon in seiner Jugend gestört. Er liefert uns selbst den Beweis hierfür. Seine Einbildungskraft stimmt niemals einen heiteren Ton an, als wenn er wirklich leidet. Er vermag nicht angenehme Begegnisse in schönem Lichte darzustellen, es sind immer nur erträumte Ereignisse, die er so ausschmückt. Will er den Frühling schildern, so muss es Winter um ihn sein. — Auch Swift schrieb seine lustigsten Briefe während der Trauer um seine Stella. Beide glänzten sie durch ihre Schilderung des Absurden. Wirkliche Leiden thaten Rousseau nicht weh, desto mehr die eingebildeten; das Unglück, das er hat, findet ihn gefasst, aber nicht dasjenige, welches er fürchtet.

Aehnlich ergeht es Leuten, die sich aus Furcht vor dem Tode umbringen. Beim ersten Blick in ein medizinisches Werk glaubt er alle darin beschriebenen Krankheiten zu haben, er wundert sich nicht darüber, dass er gesund ist, sondern dass er noch am Leben ist. Schliesslich meint er an einem Herzpolypen zu leiden. Es war das nach seinem eigenen Geständniss eine Narrheit, ein Ausfluss unnöthiger und über-

triebener Empfindung, für die ihm eine anderweitige Verwendung fehlte.

„Es giebt Zeiten, in denen ich mir selbst so unähnlich vorkomme, dass man mich für einen anderen Menschen halten könnte. Seht mich im ruhigen Zustande an, so bin ich die Indolenz und Schüchternheit selbst. Muss ich sprechen, so weiss ich nicht, was ich sagen soll. Gerathe ich dagegen in Leidenschaft, so finde ich sofort die Worte. Mein Ideenlauf ist unsicher, langsam, träge und geräth nur in Fluss, wenn es zu spät ist."

Die maasslosesten, unsinnigsten, kindischesten Vorschläge verführen ihn, gefallen ihm, erscheinen ihm ausführbar. 18 Jahre alt, macht er sich in Gesellschaft eines Freundes auf den Weg und glaubt mit einem kleinen Heronsbrunnen, den er den Bauern vorzeigen will, so viel zu erübrigen, um davon leben zu können.

Demzufolge verfällt er denn auch auf allerlei Gewerbe, von edelster Art bis zu den niedrigsten hinab, schwört für Geld seinen Glauben ab, wird Uhrmacher, Schiffsknecht, Musiklehrer, Kupferstecher, Maler, Bedienter, Sekretär und Diplomat in spe. Betreffs der Wissenschaft und Litteratur macht er bald in Medizin, Musik, Theologie und Botanik.

Uebermässig geistige Anstrengung bei einem Denker, bei welchem der Gedankenfluss träge war, zumal ein stets im Zunehmen begriffener Ehrgeiz hinzutrat, verwandelte die Hypochondrie nach und nach in Melancholie und endlich in Manie. „Meine Aufregungen, mein Zürnen hat mich" — so schreibt er — „so in Athem gehalten, dass ich zehn Jahre lang delirirte und nun jetzt erst ruhig bin!" Ruhig? Damals, wo die chronisch gewordene Krankheit ihm nicht mehr gestattete — selbst auf kurze Pausen nicht — das Wahre von dem Falschen in seinen Befürchtungen zu unterscheiden!

Er nimmt denn auch Abschied von der grossen Welt, in der er sich niemals heimisch gefühlt hat und zieht sich in die Einsamkeit zurück; aber auch auf dem Lande verfolgen ihn die Leute aus der Stadt, die Dünste der Selbstsucht, die Unruhe der Weltleute verleiden ihm die freie Natur. Ja, wenn

er sich in den Wäldern versteckt, man folgt ihm auch dahin, und wir gedenken noch einmal der Worte TASSOS:

„Und vor mir selber flüchtig, bin ich immer doch bei mir.“

ROUSSEAU hat wohl an diese Verse gedacht, als er an Corancez schrieb, Tasso habe als Prophet von ihm gesprochen. Später glaubt er, Preussen, England, Frankreich, Könige, Frauen, Priester und Männer haben im Zorn über gewisse Aussprüche in seinen Büchern einen furchtbaren Krieg begonnen, dessen, wenigstens scheinbare, Folgen ihm zur Erklärung seines tiefen Missbehagens dienen. In ihrer Grausamkeit haben seine Feinde auch das nicht vergessen: „Die Marter so abzustufen, dass sie seine Schmerzen stets erneuern und ihm neue Schläge beibringen können.“ Der Gipfel ihrer Bosheit bestehe aber darin, ihn mit Wohlthaten und Lobsprüchen zu überschütten.

Seine Feinde gehen selbst so weit, die Gemüseverkäufer zu bestechen, dass sie Rousseau ihre Waren zu einem billigeren Preise ablassen und nur die besten liefern. Die Absicht dabei sei, seine Niedrigkeit und ihr Wohlwollen ans Licht treten zu lassen.

Während des Aufenthaltes in London verwandelt sich seine Melancholie in Manie. Er bildet sich ein, Choiseul liesse auf ihn fahnden; er lässt seine Sachen und sein Geld im Hôtel und flüchtet an die Küste, wo er seine Wirthe mittelst Stückchen von silbernen Löffeln bezahlt. Der Wind ist bei der Ueberfahrt ungünstig; auch diesen Umstand deutet er als Folge der ihn umstrickenden Verschwörung. Ausser sich, hält er von einem Hügel herab in schlechtem Englisch eine Anrede an das Volk von Wharton, das ihn stumm anhört, worin er Rührung zu sehen vermeint.

Bei seiner Rückkehr nach Frankreich sind seine unsichtbaren Feinde, die jede seiner Bewegungen bespioniren und missdeuten, noch nicht besänftigt. Wenn er ein Zeitungsblatt liest, so behaupten sie, er konspirire, wenn er den Duft einer Rose einsaugt, so suche er ein Gift für sie. Man macht ihm aus allem ein Verbrechen. Um ihn besser überwachen zu können, stellt man ihm einen Bilderhändler vor die Thür; sie

veranlassen, dass seine Thür nicht mehr zugeht; kein Besucher betrete seine Schwelle, den man nicht zuvor gegen ihn eingenommen habe.

Die Feinde haben seinen Kaffeelieferanten, seinen Haarkräusler, seinen Gastwirth gewonnen, der Stubenbohner habe kein Wachs, wenn Rousseau nach ihm verlangt, der Seineschiffer kein Boot, wenn Rousseau über das Wasser will. Er bittet, man solle ihn ins Gefängniss bringen ... auch diese Gunst werde ihm versagt. Um ihn seiner einzigen Waffe, der Presse, zu berauben, wird ein Buchhändler, den er nicht einmal kennt, verhaftet und in die Bastille gesperrt.

Der Gebrauch, eine papierene Puppe um Fastnacht zu verbrennen, ist abgekommen. Man führt ihn wieder ein, unstreitig um Rousseau damit zu verhöhnen und ihn in effigie zu verbrennen; die Kleider, mit denen man die Puppe behängt, glichen ja den seinigen.

Auf dem Lande begegnet ihm ein Kind, das ihm schmeichelt und zulächelt, er dreht sich nach ihm um und will ihm antworten, da erblickt er plötzlich einen Mann, aus dessen finsterem Gesicht er erkennt, dass es ein von seinen Feinden abgeschickter Spion ist. (Die Diagnose ist eigenthümlich.)

Unter dem unaufhörlichen Einfluss des Verfolgungswahnes schrieb er die *Dialogues sur Rousseau jugé par Rousseau*, in welchen er ein treues und ausführliches Gemälde seiner Hallucinationen entwirft, in der Absicht, seine unzähligen Feinde zu entwaffnen.

Um diese Selbstvertheidigung bekannt zu machen, reicht er — ganz nach Art derartiger Wahnsinnigen — jedem Vorübergehenden, in dessen Gesicht er nicht einen von seinen Feinden Bestochenen erkennt, ein Exemplar. Die Schrift war allen Franzosen, die Freunde der Wahrheit sind, gewidmet. Merkwürdigerweise fand sie trotz und vielleicht gerade um dieses Titels willen keine freudigen Abnehmer. Mehrere verweigerten die Annahme geradezu![1]

[1] Die ungünstige Aufnahme dürfte sich aus zahlreichen Stellen der seltsamen Bittschrift erklären, deren Anfang folgendermaassen lautet:

Da er sich von nun an auf Niemand in der Welt mehr verlassen zu können meint, wendet er sich wie Pascal an Gott selbst in einem zärtlichen und vertraulichen Schreiben, dann in einer sonderbaren Aufwallung, um sein Sendschreiben direkter an Gott gelangen zu lassen und seiner Hülfe sich zu vergewissern, legt er den Brief und das Manuskript der Dialoge unter dem Altar der Notre-Dame de Paris nieder, als ob der Schöpfer des Weltalls, der Gott der Philosophen, unter der Kuppel einer Kathedrale sitze! Da er aber das Gitter geschlossen findet, so hegt er den Verdacht, auch der Himmel sei gegen ihn verschworen.

Dussaulx, der ihn in seinen letzten Jahren besuchte, theilt mit, er habe auch seinem Hunde misstraut und in dessen zu häufigem Wedeln ein Geheimniss gewittert.[1]

Der Grössenwahn verliess ihn aber nicht. Den Beweis dafür finden wir in den Confessions, wo er die ganze Welt herausfordert, ihm einen Besseren, als er sei, zu zeigen.

Allen diesen Zeugnissen zufolge haben Voltaire und Corancez, wie mir scheint, nicht so ganz Unrecht mit der Behauptung „Rousseau war geisteskrank und hat es selbst zugegeben.“ Zahlreiche Stellen in den Confessions und in Grimms Briefen spielen noch auf andere Erscheinungen an, wie Blasenlähmung und Spermatorrhoe, die wahrscheinlich vom Rückenmark ausgingen und die melancholische Stimmung bei ihm gefördert haben.

Endlich muss man des Umstandes gedenken, dass Rousseau, gleich manchen anderen Degenerirten, sehr frühzeitig entwickelt,

---

„Franzosen, ehemals die liebenswürdigste und angenehmste Nation, was ist aus euch geworden? Wie anders seid ihr jetzt gegen einen unglücklichen Fremden, der, allein stehend, ohne Stütze, ohne Vertheidiger, von eurer Gnade abhängig ist, deren er nicht bedürfte bei einem gerechten Volke.

Und weiterhin:

„Gebet den alten Namen Franken auf, der euch schamroth machen muss! ... Franzosen, man lässt euch in einem Wahn, der nicht endet so lang ich lebe.“

[1] Bugeault, *Etudes sur l'état mental de Rousseau*, 1876, p. 123.

in geschlechtlicher Beziehung perverse Neigungen gezeigt hat. In seinem Verkehr mit Frauen fand er nur einen Genuss, wenn sie ihn auf den nackten Körper wie ein Kind schlugen, oder wenn sie ihm droheten.[1]

Lenau — einer der grössten Lyriker der Neuzeit — beschloss vor wenigen Jahren in der Irrenanstalt zu Döbling bei Wien sein Leben, das von früher Kindheit an ein auffallendes Gemisch von Genie und Wahnsinn darbot. Als Sohn eines stolzen Patriziers und einer katholischen, sehr gefühlvollen und strenggläubigen Mutter, äusserte er schon früh Neigung zum Trübsinn, zu Musik und Mysticismus. — Er studirte Medizin, Jura, Ackerbaukunde, vor allem aber Musik.

1831 beobachtete Kerner an ihm deutliche Anfälle von Melancholie, in welchen er nächtelang in den Gärten verweilte und sein Lieblingsinstrument spielte.

„Ich fühle mich wie durch eine Schwerkraft zur Traurigkeit hingezogen," schrieb er an seine Schwester. „Der Dämon des Wahnsinns wühlt in meinem Innern; ich bin wahnsinnig. Dir, Schwester, darf ich das sagen, du wirst mich dennoch lieb haben." Dieser Dämon bewog ihn, fast ohne Zweck nach Amerika zu gehen. Er kommt zurück, sieht sich gefeiert und mit Freuden von allen Seiten empfangen, aber die Hypochondrie hat ihren scharfen Zahn tief in sein Herz eingehauen. Alles ist unnütz."[2]

Dieses unglückliche Herz war allerdings krank, er litt an Pericarditis, von der er nicht völlig genas.

Seitdem verlässt ihn der Schlaf, sein alter Freund und einziger Arzt in seinen Leiden. Jede Nacht ist er von furchtbaren Bildern umringt. „Man könnte sagen," schreibt er in einer bei Irren nicht ungewöhnlichen Weise, „der Teufel halte Jagd in meinem Bauche. Ich höre darin fortwährendes Hundegebell und höllisches Todtenecho. Scherz beiseite, man könnte darüber in Verzweiflung gerathen."

Die Misanthropie, wie wir sie bei Cardano, Haller, Swift

---

[1] *Revue philosophique,* 1883.

[2] Schurz, Lenaus Werke V, 1, S. 275

und Rousseau kennen gelernt haben, stellt sich bei Lenau schon um 1840 ein mit dem ganzen Gefolge von Manie. Deutschland errichtet ihm Triumphbogen und giebt ihm Feste; er entflieht und irrt zwecklos von Land zu Land, Unruhe und unbegründete Zornausbrüche quälen ihn, er fühlt sich ausser stande, zu arbeiten, wie ein Mensch, sagt er, dem non est firmum sinciput.

Sein Appetit wird toll, wie sein Hirn es ist. Er fällt wieder dem Zauber des Mysticismus seiner Jugend anheim, studirt die Gnostiker, liest wie ehemals die Geschichten von Zauberern und dergl., trinkt enorme Mengen Kaffee und raucht unmässig. „Man glaubt gar nicht, wie sich bei mir neue Gedanken entwickeln, nach jeder Bewegung, die ich mir mache und besonders beim Anzünden einer neuen Cigarre." Er schreibt Nächte hindurch, läuft umher, reist, sinnt über eine Heirath, entwirft Pläne zu grossen Arbeiten und führt keine aus. Das war der letzte Anlauf eines grossen Geistes. Im Anfang des Jahres 1844 klagte Lenau immer mehr über Kopfschmerz, beständigen Schweiss, ungeheure Schwäche. — Die linke Hand, die Augen- und Wangenmuskeln sind gelähmt, er macht Fehler beim Schreiben, z. B. mir gut für mir geht, oder macht ungehörige Witzchen, wie „je ne suis pas delirant, mais lyrique."

Am 13. Oktober macht er einen Selbstmordversuch, wird daran gehindert, bricht in Wuth aus, zerschlägt und zerbricht alles, verbrennt seine Manuskripte. Nach und nach beruhigt er sich und gewinnt sogar so viel Einsicht, seinen Anfall zu beurtheilen und zu beschreiben. Daraus entsteht das furchtbar chaotische Gedicht „Die Traumgewalten"; das war noch ein Lichtstrahl in der Nacht, der Genius, dem es zum letztenmal gelang, den Wahnsinn zu dämpfen.

Sein Zustand verschlimmerte sich jedoch wieder, es kam ein zweiter Selbstmordversuch und ihm folgte der leidige Zustand von schwächlicher Erregtheit, welcher die progressive Paralyse einleitet.

„Ich geniesse mein Leben," schreibt er, „ich freue mich, dass anstatt der früheren schrecklichen Bilder mir jetzt so

liebliche, köstliche erscheinen.“ Er bildete sich ein, in Walhalla zu sein, in Gesellschaft von Goethe; er meinte, König von Ungarn zu sein und gewaltige Siege erfochten zu haben; er machte Wortspiele über seinen Familiennamen (Niembsch).[1]

1845 verliert er das früher sehr feine Geruchsvermögen, er mag die ihm früher so lieben Veilchen nicht mehr, er erkennt seine alten Freunde nicht.

Trotz dieses trostlosen Zustandes verfasst er ein lyrisches Gedicht in übertrieben mystischem Stile, das gleichwohl nicht ganz der alten Schönheit entbehrt. Da ihm eine Büste Platos gezeigt wird, ruft er: Das ist der Mann, der die stupide Liebe erfunden hat. Als er einmal Jemanden sagen hörte, hier wohnt der grosse Lenau, entgegnete er: „Jetzt ist der Lenau sehr, sehr klein!“ und weinte lange. „Lenau ist unglücklich,“ waren seine letzten Worte, als er am 22. August 1850 starb.

Die Leichenschau ergab nichts weiter als etwas serösen Erguss in die Hirnhöhlen und Spuren von Pericarditis.

Széchényi. — Gleichfalls im Döblinger Asyle endete einige Jahre später eine andere Grösse, Széchényi,[2] der Begründer der Donauschifffahrt und der Ungarischen Akademie, der Förderer der Revolution von 1848. Beim Niedergang der Revolution hörte man Széchényi, der noch Minister war, seinen Kollegen Kossuth bitten, ihn nicht hängen zu lassen. Man hielt das für einen Scherz; das war es aber nicht. Széchényi sah das Unglück voraus, das über sein Vaterland hereinbrach und hielt sich mit Unrecht dafür verantwortlich.

Der Verfolgungswahn hatte ihn ergriffen und drohte rasch in Wuth überzugehen und ihn zum Selbstmord zu treiben. Etwas ruhiger geworden, überfiel ihn eine krankhafte Geschwätzigkeit, die beim Diplomaten und Verschwörer etwas Seltenes ist.

Tag für Tag stellte er alle Irre, Blödsinnige und, was noch schlimmer, alle Feinde seines Landes, die er im Asyle traf, und beichtete ihnen seine eingebildeten Sünden.

---

[1] Nicolaus Niembsch, Edler v. Strehlenau, geb. 13. August 1802 zu Ezatad in Ungarn, † 1850.

[2] Kecskemetky, S. Széchénys staatsmänn. Laufbahn u. s. w., Pest 1866.



1850 erwachte in ihm eine alte Leidenschaft für das Schachspiel, die zu einer wahren Manie wurde. Man musste einen armen Studenten dafür bezahlen, dass er täglich 10—12 Stunden mit Széchényi Schach spielte. Darüber verlor der unglückliche Partner des letzteren den Verstand, aber er (S.) kam wieder zu sich. Sein Widerwille gegen den Verkehr mit Menschen minderte sich, auch der gegen den Besuch seiner Verwandten.

Von krankhaften Schrullen blieb ihm nur die Empfindlichkeit gegen das helle Licht, und dass er durchaus nicht sein Zimmer verlassen wollte. An gewissen Tagen willigte er darin, seine geliebten Kinder vor sich kommen zu lassen. Stillschweigend führte er sie an seinen Arbeitstisch und las ihnen seine Arbeiten vor. Es bedurfte aber wunderlicher Kunstgriffe, um ihn zum Betreten des Parkes zu bewegen.

Seine Intelligenz war intakt geblieben, sie hatte sogar gewonnen. Er hielt sich auf dem Laufenden aller Erscheinungen der deutschen und magyarischen Litteratur und merkte auch den leisesten Hauch eines bessern Geschicks für sein Vaterland. Als er sah, dass eine österreichische Intrigue die Vollendung der Orientbahn hindern wollte, schrieb er an Zichy einen Brief, aus welchem die ganze Schärfe seines Verstandes hervorleuchtet. Wir führen einige Stellen daraus an.

„Was schon einmal in der Welt vorgekommen, erscheint oft unter einer anderen Form und unter anderen Verhältnissen wieder. Eine zerbrochene Flasche kann freilich nicht wieder ganz werden, gleichwohl lassen sich die Scherben wieder gebrauchen; man kann sie in den Ofen schieben, sie einschmelzen und daraus ein Gefäss fertigen für den König der Weine, den Tokayer, während die ehemalige Flasche vielleicht nur einen schlechten, verdorbenen Wein enthalten hat. Das grösste Lob, das man einem Ungarn nachsagen kann, ist, dass er standgehalten hat. Du kennst, lieber Freund, unser altes Sprichwort: „Feststehen, wenn auch die Füsse im Kothe stecken.“ Halten wir uns daran, ohne Rücksicht auf die Vorwürfe unserer Brüder, wenn es das allgemeine Beste gilt. Auf seinem Posten bleiben mitten im Kothe, den gewisse fanatische und

leichtfertige Patrioten ihren Brüdern und Waffengefährten ins Gesicht schleudern, sich daran anklammern, wenn wir auch den Schlag auf unserer Wange fühlen, — das muss die Losung unserer Zeit sein."

Als 1858 das österreichiche Ministerium eine Pression auf die Ungarische Akademie übte, damit dieselbe den Artikel ihrer Statuten aufhöbe, der ihr die Pflege der magyarischen Sprache überwies — und zwar als Grundbestimmung ihrer Stellung —, schrieb Széchényi einen anderen Brief, der seine ganze Seele schildert.

„Darf ich schweigen, wenn ich diese edle Stiftung vernichten sehe? Kann ich die Dienste vergessen, welche diese Wohlthat unserem Lande geleistet hat? Ich frage das, ich, dessen Uebel nicht in einem verschwommenen Ideenwirrwarr besteht, sondern im Gegentheil in der unseligen Gabe, zu klar, zu hell zu sehen und mir keine Illusion zu machen. Soll ich nicht den Weckruf erheben, wenn ich sehe, wie unsere von einem Wahn verblendete Dynastie gegen das energischeste ihrer Völker sich verbeisst, gegen dasjenige, welchem die Zukunft das höchste Los bewahrt, und wie sie es nicht nur missachtet, sondern es ersticken, ihm jeden eigenen Charakter entreissen will und damit den Jahrhunderte alten Bau des Reiches bis in seine Wurzeln untergräbt. Als Gründer dieser Akademie gebührt mir das Wort. So lange mein Kopf auf meinen Schultern steht, so lange mein Hirn nicht ganz umnebelt, das Licht meiner Augen nicht von ewiger Nacht bedeckt ist, bestehe ich auf meinem Rechte, über das Reglement zu entscheiden. Unser Kaiser wird früher oder später begreifen, dass die Vermischung aller Rassen des Reiches eine Utopie seiner Minister ist; der Tag wird kommen, wo alle sich losmachen, Ungarn allein, das mit keiner Rasse der übrigen europäischen Nationen verwandt ist, wird seinem eigenen Geschick unter der Aegide der königlichen Dynastie entgegengehen."

Das war im Jahre 1858. Im folgenden Jahre, vor dem Kriege, sagte er die Niederlage vorher und schilderte die Folgen. „Es giebt Krisen," sagte er, „die zur Heilung führen, falls der Kranke nicht unheilbar ist." Er liess in London ein Buch

veröffentlichen, in welchem er in bizarr humoristischer, zugleich aber auch in erschreckender Weise die Leidensgeschichte Ungarns schildert, die Zukunft des Landes skizzirt und ihm eine versöhnliche Politik anräth, die mit der österreichischen Hand in Hand geht, ohne ihr untergeordnet zu sein.

Er sagt selbst von dem Buche: „Es ist ein elendes Machwerk. Wisset ihr aber, wie die Margaretheninsel zu stande gekommen ist? Einer alten Sage nach ging die Donau früher über die Stelle weg, wo jetzt die Insel liegt. Ein Aas sei angeschwommen und sei, man weiss nicht wodurch, gegen eine Sandbank gestossen und da hängen geblieben; Blätter, Zweige, ganze Bäume und alles, was der grosse Fluss mit sich führt, habe Stücke davon dagelassen, so dass eines Tages die prächtige Insel ans Licht kam. Mein Werk ist gewissermaassen dem Aase ähnlich. Wer weiss, was eines Tages daraus werden kann?"

Wenige Monate später folgte Hübner auf Bach; das liberale System hielt seinen Einzug. Der unglückliche Széchényi war ausser sich vor Freude; von seinem Zimmerchen aus ermuthigte er den Minister, schickte ihm Reformpläne, verfasste oder inspirirte Denkschriften über Oesterreichs Wiederbelebung, wobei er Ungarn nicht vergass. Viele hervorragende österreichische Politiker kamen zu ihm und horchten auf seine Rede. Der Traum ging aber zu schnell vorüber. Auf Hübner folgte Thierry, Bachs Schüler, angethan mit den alten Systemen und den verrotteten Werkzeugen Oesterreichs; alle Reformen wurden beiseite geschoben. Bei dieser Nachricht gerieth Széchényi ausser sich, er wendet sich an Rechberg und bittet ihn flehentlich, den Kaiser über seine neuen Fehler aufzuklären, bevor es zu spät sei, er übergiebt ihm ein Programm zu einer Konstitution für Oesterreich und eines desgleichen für Ungarn. Die inneren, untergeordneteren Angelegenheiten sollten in jedem der beiden Länder für sich, die allgemeinen Interessen zusammen behandelt werden. Weniger weitsichtig, als der geniale Geisteskranke, meint Rechberg kopfschüttelnd, man sehe, dass solch ein Vorschlag aus einem Irrenhause komme.

Noch mehr. In dem Wahn, dass Széchényi ein gemeiner Verschwörer sei, schickt der Minister Thierry seinen Häscher

in das Asyl, Nachforschungen über ihn einzuziehen, bedroht ihn mit Gefängniss und beraubt ihn seiner Papiere.

Der Unglückliche, dessen Wahnsinn in nichts als dem unwiderstehlichen Drange bestand, seinem Vaterlande Dienste zu leisten, bereut und fürchtet, nicht genug dafür gethan zu haben, er sieht jeden Weg zu Unternehmungen und Hoffnungen sich abgeschnitten. Vergebens sucht er seinen brennenden Schmerz zu unterdrücken, indem er wieder bis zur Verzweiflung Schach spielt. Endlich macht ein Pistolenschuss seinem Leben ein Ende. Das geschah am 8. April 1860.

Im Jahre 1867 wurde Franz Joseph als König von Ungarn gekrönt, die Träume des Irren von Döbling wurden zur Wahrheit, und Rechberg, der sie verspottet hatte, wurde dazu berufen, sie ins Leben treten zu lassen.

E. T. A. Hoffmann, als Dichter, Zeichner und Musiker hervorragend, war ein wüthender Trinker. Seine Zeichnungen wurden zu Karikaturen, seine Erzählungen grausenerregend, seine Musik ein Chaos von Tönen, und so ist er der eigentliche Begründer der phantastischen Dichtung geworden. Mehrere Jahre vor seinem Tode schrieb er in sein Tagebuch: „Warum läuft all mein Sinnen bei Tag und Nacht auf das Thema vom Wahnsinn hinaus und wider meinen Willen! Es ist, als ob die wirren Vorstellungen meinem Hirn entsprudeln, wie das Blut aus geöffneten Adern." Er war gegen die Vorgänge in der Atmosphäre so sehr empfindlich, dass er auf Grund seiner Empfindungen eine den meteorologischen Erscheinungen genau gleichlaufende Stufenleiter aufstellte.

Lange Jahre hindurch litt er an Verfolgungswahn mit Gesichtstäuschungen, bei welchen er die Phantasiebilder seiner Erzählungen in wirkliche Sachen und Personen sich verwandeln sah.

Der berühmte Physiologe, der Sicilianer Fodera erklärte oft, er könne mittelst eines sehr einfachen Ofens zweitausend Menschen mit Brot versehen und mit vierzig Soldaten jedwede Armee, und wenn sie aus Millionen bestehe, zu Grunde richten.

Im Alter von 50 Jahren schwärmt er in Liebe für ein ihm gegenüber wohnendes junges Mädchen, das ihm, als er

von der Strasse aus die reizende Gestalt mit Ekstase betrachtet, um ihn los zu werden, einen gewissen Topf über den Kopf giesst. Fodera war dadurch nicht abgeschreckt, er hielt das im Gegentheil für einen Liebesbeweis und geht ganz entzückt nach Hause. Im Hofe sieht er ein Huhn, das seiner Meinung nach dem geliebten jungen Mädchen ausserordentlich ähnlich ist. Er kauft es sogleich, küsst und streichelt es und lässt sich von dem Thierchen alles Mögliche gefallen; es darf die Bücher, Möbel und Kleider beschmutzen und selbst zu ihm ins Bett kriechen.[1]

Der ausgeprägteste Typus von Wahnsinn bei grossem Geiste ist aber durch Schopenhauer vertreten.[2]

Schopenhauer. Er erzählt selbst, dass er seine Intelligenz von seiner Mutter, einer sehr lebendigen, aber gemüthlosen Schriftstellerin, seinen Charakter vom Vater, einem bis zur Verrücktheit menschenfeindlichen Danziger Kaufherrn, überkommen habe.

Schon als Kind war er schwerhörig. Er glaubt, von seinem Vater seinen ungewöhnlich grossen Schädel, seine hohe Gestalt, die Taubheit und den feurigen Blick geerbt zu haben.

Er bereiste in Begleitung eines Geistlichen England, lernte die englische Sprache und Litteratur kennen und die Scheinheiligkeit seiner Gastfreunde verachten. Trotz des beständigen Wechsels der landschaftlichen Eindrücke auf diesen Reisen blieb er unlustig und liess seinem Missvergnügen mit sich selbst und der Umgebung oft freien Lauf. „Von Kindheit an war ich immer melancholisch," sagt er selbst. „Einmal, ich war vielleicht 18 Jahre alt, dachte ich bei mir, die Welt kann nicht das Werk eines Gottes sein, nein, sie muss von einem Teufel herrühren. Ich hatte freilich zu sehr unter dem Temperament meines Vaters gelitten."

Eingebildete Krankheiten setzten ihn in Schrecken; die erhabene Alpennatur der Schweiz machte ihn traurig, anstatt ihn zur Bewunderung hinzureissen.

---

[1] Costanzo, *Follia anormale,* Palermo 1876.

[2] Gwinner, Schopenhauers Leben, 1878. — Ribot, *La philosophie de Schopenhauer,* 1885 (éd. 2°). — Carl v. Sedlitz, Arthur Schopenhauer vom medizinischen Standpunkt aus betrachtet, Dorpat 1872.

Schopenhauers Mutter hatte wie Alle, die mit ihm in Berührung kamen, von seinem traurigen Charakter viel zu leiden, denn als er, 19 Jahre alt, gegen Ende 1807 zu ihr nach Weimar kommen wollte, schrieb sie ihm: „Ich habe dir stets gesagt, es wäre sehr schwer mit dir zu leben, und je näher ich dich betrachte, desto mehr scheint diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen. Ich verhehle es dir nicht, so lange du bist, wie du bist, würde ich jedes Opfer eher bringen, als mich dazu entschliessen. Ich verkenne ja nicht den Fond von Güte, den du hast, und wahrhaftig! das was mich von dir entfernt, das ist nicht deine Seele, dein Inneres, es ist deine Aussenseite, deine Ansichten, deine Urtheile, deine Art und Weise, dich zu geben; kurz, ich kann mit dir in nichts, was die Aussenwelt angeht, übereinstimmen; auch dein Missmuth, deine Klagen über unvermeidliche Dinge, deine finsteren Gesichter, deine bizarren Urtheile, die wie Orakelsprüche von dir ausgesprochen werden, ohne dass man dagegen etwas einwenden dürfte, bedrücken mich, verstimmen meinen heitern Humor, ohne dass es dir etwas hilft. Dein leidiges Disputiren, dein Lamentiren über die dumme Welt und das menschliche Elend machen mir schlechte Nächte und üble Träume."

Später hielt er sich immer mehr von seiner Mutter fern und führte als Grund dafür an, sie habe das Andenken seines Vaters missachtet, sie habe durch Freigebigkeit das gemeinsame Vermögen verschwendet und ihn in die Nothwendigkeit versetzt, sein Brot mit Arbeiten zu verdienen. Eine derartige Anstrengung entsprach nämlich seinem Temperament ganz und gar nicht infolge eines Angstgefühles, das, wie er selbst gesteht, oft an Verrücktheit grenzt.

„Wenn mich nichts beunruhigt, so quält mich der Gedanke, dass es etwas giebt, was mir verborgen ist. Misera conditio nostra."

1814 verliess Schopenhauer Weimar, um sein grosses Werk zu beendigen. Er ist überzeugt, dass er zuerst den einzigen möglichen Weg bahnen solle und könne, der die Menschen von Geist und Herz zur Wahrheit führe; er fühlt in sich

etwas mehr als die blosse Wissenschaft sich regen, er ist sich bewusst, dass es etwas Dämonisches ist.

Schon 1813 hatte er geschrieben: „Unter meiner Hand, noch mehr aber in meinem Kopfe reift eine Arbeit, eine Philosophie, welche Ethik und Metaphysik zugleich ist, die man bisher immer unvernünftigerweise voneinander getrennt hat, ebenso wie man den Menschen in Seele und Leib zerlegt. Das Werk wächst und krystallisirt sich stufenweise und langsam wie der Fötus im Mutterleibe; ich weiss noch nicht, was dabei zuletzt herauskommt.

Ich erkenne ein Glied, ein Organ, einen Theil nach dem anderen, ich schreibe, ohne zu untersuchen, was daraus entspringen kann, denn ich weiss, alles wächst auf demselben Boden. So kommt ein organisches, lebensfähiges System zu stande.

Das Gesamtbild des Werkes ist mir nicht klar, ebensowenig wie eine Mutter den Fötus kennt, der sich in ihrem Leibe entwickelt, den sie aber sich rühren fühlt. Mein Geist saugt Nahrung aus der Welt vermittelst der Intelligenz und des Denkens. Diese Nahrung giebt meinem Werke den Körper; gleichwohl begreife ich nicht, warum das in mir und nicht bei Anderen geschieht, die doch dieselbe Nahrung aufnehmen.

O Zufall! Beherrscher dieser Gedankenwelt, lass mich noch einige Jahre leben und ruhig bleiben, denn ich liebe mein Werk wie eine Mutter ihr Kind. Wenn es reift und ans Licht gebracht ist, dann gebrauche dein Recht und halte dich schadlos für den gewährten Aufschub. Wenn ich aber in diesem eisernen Jahrhundert vor jener Stunde erliegen sollte, so mögen diese noch unreifen Prinzipien und Studien von der Welt empfangen werden so wie sie sind, bis vielleicht ein verwandter Geist erscheint, der die Gliedmaassen herausfindet und zusammensetzt."

Das charakteristische Symptom, welches allen Denjenigen gemein ist, die auf dem Wege zur Verrücktheit sich befinden, der schnelle Uebergang von tiefster Traurigkeit zur Lustigkeit, findet sich auch bei Schopenhauer.

In den Momenten ruhiger Erwägung schreibt er im Jahre 1814, nachdem er gefunden hat, dass die Menschen „eine mit etwas Arsenik versetzte Brotwassersuppe“ sind und dass in ihnen eine ähnliche Selbstsucht herrscht, wie die ist, welche den Hund an den Herrn bindet — „und jetzt nimm dich nur nicht aus, prüfe deine Liebe, deine Freundschaften, sieh zu, ob deine objektiven Urtheile nicht grossentheils subjektiv, unrein sind“; und auf einer anderen Seite: „Ebenso wie der schönste Körper Schlacken und mephitische Dünste in sich trägt, ebenso zeigt der edelste Charakter Züge von Bosheit, das grösste Genie Spuren von Niedrigkeit und ungemessenem Stolz.“

Auf dieselben Gegensätze stösst man auch in seinem Leben. Bald ein bissiger, höhnischer Kritiker, äussert er die hochmüthigste Selbstüberhebung, bald verfällt er in die niedrigste litterarische Plattheit; in die Betrachtung der Natur versenkt, irrt er in der reizenden Umgebung Dresdens umher, dann wieder wälzt er sich in gemein-prosaischen Liebesabenteuern, aus denen ihn vornehme Freunde herausreissen müssen, und das gerade damals, als er an seinem grossen Werke: „Die Welt als Wille und Vorstellung“ arbeitete, einem Werke, das die Welt in Staunen versetzen sollte. „Er gab damit ein Beispiel von Mania puerperii spiritualis — ähnlich derjenigen Manie, von welcher gravidae oft befallen werden.“[1]

Schopenhauer äusserte selbst gegen Frauenstedt, dass er in der Zeit, wo er an seinem Werke arbeitete, doch wohl in seinem Wesen und Betragen etwas Seltsames gezeigt haben müsse, weil man ihn für verrückt gehalten habe.

Als er eines Tages eine Dresdener Orangerie besuchte und in Betrachtung der Pflanzen laut mit sich selbst sprach und mit den Händen focht, trat ein Aufseher an ihn heran und fragte ihn, wer er sei. Darauf antwortete Schopenhauer: „Wenn Sie mir sagen könnten, wer ich bin, würde ich Ihnen sehr dankbar sein.“ Sprachs und liess den Aufseher verdutzt stehen, der ihn jedenfalls für verrückt hielt.

---

[1] Von Sedlitz, l. c.

Es ist demnach nicht erstaunlich, wenn ein Mensch mit solcher Seelenanlage, wie Schopenhauer, durch einen Dämon und überlegenen Geist getrieben, sich den Propheten gleich dünkte.

„Als meine Intelligenz ihren Höhepunkt erreicht, ja, wenn sie, durch günstige Umstände veranlasst, ihre höchste Spannung erlangt hatte, so konnte sie alles, was sie wollte, sie empfing dann Aufschlüsse und gebar Gedankenverbindungen, die wohl des Aufbewahrens werth waren.“

Im Jahre 1816 schrieb er: „Es geht mir mit den Menschen wie Jesus von Nazareth, der vollauf zu thun hatte, seine Jünger zu wecken.“

Auch im Alter noch sprach er gerne von seinem Hauptwerke in einer Weise, die keinen Zweifel darüber zuliess, dass er es als eine Offenbarungsthat betrachtete, da ein Mensch nicht im stande sei, so etwas ohne Inspiration zu schaffen. Auch da noch staunte er es an, besonders das vierte Buch, wie das Wunder eines Mannes, dem kein Anderer gleich komme.

Man muss hierbei wiederum an die doppelte Persönlichkeit denken, die bei geistvollen Menschen so häufig vorkommt.

Nachdem er sein Buch dem Verleger übergeben hatte, eilte er nach Italien, ohne das Erscheinen abzuwarten, in dem stolzen Bewusstsein, die Welt mit einer Offenbarung beschenkt zu haben.

Um diese Zeit entwickelte sich in ihm der Grössenwahn. Die Störung, die sein Geist erlitten, wurde erst später erkannt. Er schrieb: „In dem zauberhaften Venedig hielten mich Amors bestrickende Arme lange gefangen, bis eine innere Stimme mir befahl, mich loszureissen und meine Schritte anderswohin zu lenken. Könnte ich nur, wie es mich verlangt, im Geschlecht der Kröten und Vipern meinesgleichen wiederfinden, so wäre mir das ein Trost.“

Während er so zwischen Erregtheit und Niedergeschlagenheit schwankte, erfuhr er den Bankrott seines Bankhauses. Man begreift, wie peinlich die Nachricht auf ihn wirken musste; er war von nun an genöthigt, von der Philosophie zu leben, für die zu leben sein Ehrgeiz war.

Zweimal versuchte er als Privatdozent in Berlin aufzutreten; er musste aber darauf verzichten, da der Erfolg seiner Erwartung nicht entsprach. Seine heftigen Angriffe auf Mitlebende entfremdeten ihm die Zuhörer. Seine leidenschaftliche Streitsucht, die Hartnäckigkeit, mit der er auf den launenhaftesten Behauptungen, wie auf Orakelsprüchen, bestand, lockerten die persönlichen Beziehungen zu seinen Freunden und allen Gelehrten.

Der Ausbruch der Cholera im Anfang des Jahres 1831 verstörte ihn vollends. Schopenhauer hatte schon in der Sylvesternacht von 1830—31 einen Traum gehabt, den er wie eine Prophezeiung ansah und zwar, dass er im Laufe des neuen Jahres sterben werde.

„Dieser Traum — so schreibt er in den *Cogitata* — war mit Veranlassung, dass ich Berlin nach dem Ausbruch der Cholera im Jahre 1831 verliess. Kaum war ich in Frankfurt a. M. angekommen, als ich eine ganz deutliche Geistererscheinung hatte. Es waren, wie ich glaubte, meine Vorfahren, die mir ankündigten, ich würde meine damals noch lebende Mutter überleben. Mein verstorbener Vater hatte ein Licht in der Hand.“ Diese Hallucination war der Anfang zu einer entschiedenen Geistesstörung, denn Schopenhauer verfiel um diese Zeit in „eine tiefe Traurigkeit, wo er wochenlang mit keinem menschlichen Wesen ein Wort sprach“.

Die Aerzte waren sehr um ihn besorgt und riethen dringend zu einer Luftveränderung, infolgedessen er sich nach Mannheim begab, wo er länger als ein Jahr verweilte, dann aber nach Frankfurt zurückkehrte, da die Krankheit ihren akuten Charakter verloren zu haben schien. Gleichwohl zeigten sich noch immer Spuren davon in seiner eigenthümlichen Haltung, in der Gewohnheit, zu gestikuliren und laute Selbstgespräche sowohl auf der Strasse als auch an der Wirthstafel zu halten, ferner in der gehässig neidischen Art, wie er von Männern wie Hegel, Schleiermacher u. A. m. sprach, die er Philosophaster und Possenreisser nannte, „die als Sterne am Firmament der Philosophie glänzen und den philosophischen Markt beherrschen“. Er beschuldigte sie, ihn um die Anerkennung und um seinen

Ruf gebracht zu haben, da sie ihn absichtlich todt schwiegen. Das war seine fixe Idee, die ebenso wie die Vorstellung von seiner Unfehlbarkeit in seinem Geiste festsass, selbst dann noch, als er in verhältnissmässig normalem Zustande sich befand und nach dreissigjährigem Zuwarten sein Name und sein Werk Anerkennung gefunden hatten.

Eigentlich aber trat der Grössenwahn und die Melancholie, in Begleitung von Wuthausbrüchen infolge des Verfolgungswahnes schon in frühester Jugend bei ihm auf.

Im Alter von sechs Jahren fürchtete er, seine Eltern wollten ihn verstossen. Als Student war er beständig mürrisch. Was ihm ganz besondere Pein verursachte, war das Geräusch, namentlich das Peitschenknallen.

„Gegen Lärm empfindlich sein,“ schreibt er, „ist einer der vielen unglücklichen Umstände, mit denen das Privilegium des Genies zu rechnen hat.

Qui non habet indignationem non habet ingenium ist sein Spruch. Er hatte freilich nur zu viele indignatio und selbst krankhaften Ingrimm.

Als er in Berlin eines Tages seine Wirthin im Vorzimmer schwatzen hörte, trat er hinaus und schüttelte sie so unbarmherzig, dass er ihr den Arm zerbrach und verurtheilt wurde, für ihren Unterhalt zu sorgen.

Als richtigen Hypochonder vertrieb ihn die Furcht vor Syphilis aus Neapel, aus Verona die Besorgniss, vergifteten Schnupftabak genommen zu haben (1818), aus Berlin das Entsetzen vor der Cholera, und schon einmal die Furcht vor der Aushebung.

1831 erfasste ihn ein neuer Raptus von Unruhe; beim mindesten Geräusch griff er nach dem Degen, die Furcht war ein wahres Leiden geworden; er öffnete keinen Brief ohne Bangen vor einem Unglück, er liess sich den Bart nicht scheren, sondern brannte ihn. Während er die Weiber, die Juden und noch mehr die Philosophen hasste, liebte er die Hunde — bis zu dem Grade, dass er sie in seinem Testament bedachte.

Er sprach über alles und jedes, auch über die kleinlichsten Dinge, über seinen ausserordentlichen Appetit (er ass unmässig),

über Mondschein, der ihm unlogische Gedanken eingebe u. s. w. Er glaubte an Tischrücken, war überzeugt, die Elektricität könne die Pfote seines Hundes heilen und ihm selbst das Gehör wiedergeben. Als sein Hausmädchen einmal geträumt, sie wische Tintenflecke ab, vergoss er am Morgen die Tinte, um daraus zu beweisen, „dass alles, was geschieht, nothwendig geschehen müsse“, und um ein tiefes System auf einem Irrthum aufzubauen.

Er war der personifizirte Widerspruch. Als Endzweck des Lebens gilt ihm die Vernichtung, das Nirwana. Gleichwohl meint er, hundert Jahre alt zu werden (d. h. also, er wünscht es zu werden). — Er predigt geschlechtliche Enthaltsamkeit und überlässt sich Ausschweifungen. — Nachdem er unter der Intoleranz seitens Anderer viel gelitten hat, schmäht er in unbegründeter, heftiger Weise Moleschott und Büchner und freut sich, dass ihnen von Regierungswegen das Lehramt genommen wird.

Er bewohnt untere Stockwerke aus Furcht vor Feuersgefahr, ist misstrauisch gegen den Barbier, er versteckt sein Gold im Tintenfass, Werthpapiere unter der Bettdecke. „Wenn ich nicht beunruhigt werde, dann empfinde ich gerade am meisten Furcht,“ sagt er, wie Rousseau.

Ein Rasirmesser macht ihm Furcht, ein fremdes Glas könnte ihm eine ansteckende Krankheit mittheilen; er trägt seine geschäftlichen Aufzeichnungen in Griechisch, Lateinisch, Sanskrit ein und versteckt seine Zinsabschnitte in Notenheften, unter Büchern, um sie vor Dieben und Neugierigen zu schützen, anstatt sie einfach zu verschliessen. Er glaubt, das Opfer einer Verschwörung von Professoren der Philosophie zu sein, die sich in Gotha das Wort gegeben hätten, seine Werke nicht zu erwähnen, und gleichwohl fürchtet er, dass sie darüber sprechen könnten. „Ich möchte lieber selbst von den Würmern zernagt werden, als dass die Professoren meine Philosophie benagen.“

In seiner Lieblosigkeit geht er so weit, seine Mutter zu schmähen und sein Urtheil über sie zum Maassstab für das ganze weibliche Geschlecht zu machen, „dessen Haare zu lang

und dessen Ideen zu kurz sind". Nach dieser Verdammung verwirft er gleichwohl die Monogamie und preist die Tetragamie, die allerdings das Unangenehme habe, mit vier Schwiegermüttern behaftet zu sein.

Derselbe Mangel an Gemüth veranlasst ihn zur Verachtung der Vaterlandsliebe, „der dümmsten aller dummen Leidenschaften", und er stellt sich auf die Seite des Militärs, das gegen das aufständische Volk geschickt wird. Den Soldaten und seinem Hunde hinterlässt er sein Vermögen!

Nur für eins hat er Sinn, das ist sein Ich, und nicht etwa bloss für das Ich als den Schöpfer eines neuen Systems, nein, in hundert Briefen spricht er mit grossem Behagen von seiner Photographie, von seinem Bilde in Oel und von einer Person, die es erworben hat, um es in einer Art von Kapelle, wie ein Heiligenbild aufzustellen.

Niemand hat übrigens den Satz von der Verwandtschaft des Genies mit dem Wahnsinn so stark und offenherzig betont, wie Schopenhauer.

„Die geistreichen Menschen," sagt er, „sind nicht nur unangenehm im praktischen Leben, sondern auch schwach in sittlicher Beziehung und boshaft." Ferner: „Solche Menschen können keine Freunde haben; auf den höchsten Höhen herrscht die Oede. — Das Genie steht dem Wahnsinn näher als der Durchschnittsintelligenz. — Das Leben der Genies zeigt sie uns oft wie die Geisteskranken in beständiger Unruhe."

Nikolaus Gogol hatte infolge einer unglücklichen Liebe sich geheimen Sünden ergeben, die zur Erklärung seines traurigen Endes dienen. Er starb an Erschöpfung oder vielmehr an Tabes dorsalis in tiefster Melancholie. Trotzdessen ist er einer der einflussreichsten russischen Schriftsteller und Humoristen geworden. Er hatte Pushkins Bekanntschaft gemacht und wendete sich seitdem der Novellenschriftstellerei zu. Sein Roman „Die todten Seelen" hatte durch seine ungemeine Vis comica, mit der er die Verderbtheit des russischen Beamtenthums geisselt, einen so durchschlagenden Erfolg, dass das Volk die Nothwendigkeit begriff, einer derartigen Wirthschaft

ein Ende zu machen, welche für die Opfer derselben wie für die Beamten ein Martyrium ist.

Er erreichte den Gipfel seines Ruhmes durch die Kosakengeschichte „Tarass Bulba“, um welcher willen seine Schmeichler ihn mit Homer verglichen, die Regierung belobte ihn. Da erfasste ihn die Idee, er habe sein Vaterland mit einer Unbarmherzigkeit und einem Realismus geschildert, welche eine Revolution zur nothwendigen Folge haben müsse. Eine Revolution halte sich aber nie in berechtigten Grenzen. Bräche sie aus, so würde die Gesellschaft, die Religion, die Familie umgestürzt werden, und er müsse sich anklagen, sie hervorgerufen zu haben. — Diese Idee beherrschte seinen Geist nun ebenso, wie ehemals die Frauenliebe, die Neigung zum Drama, zum Roman und zur Satire es ihm angethan hatten.

Er begann daher den westeuropäischen Liberalismus zu bekämpfen. Das Gegengift zog jedoch weniger Leser an, als das Gift es gethan. Infolgedessen giebt er alle Arbeit auf, zieht sich in sein Haus zurück und beschäftigt sich lediglich mit Beten zu den Heiligen, die ihm die Gnade Gottes für seine revolutionären Sünden erwirken sollen.

Er macht eine Pilgerfahrt nach Jerusalem und kommt etwas getröstet zurück. Da bricht die Revolution von 1848 aus und mit ihr die alten Gewissensbisse.

Nun verfolgte ihn das Bild des triumphirenden Nihilismus, der die Religion, das Vaterland und die Familie begraben will. In höchster Erregung ruft Gogol das heilige Russland auf, den heidnischen Westen zu vernichten und auf den Trümmern das orthodoxe, das panslavistische Reich zu gründen.

Im Jahre 1852 fand man ihn todt vor seinen Heiligenbildern hingestreckt.

Zweiter Theil.

Aetiologie des Genius.

Erstes Kapitel.

Vom Einfluss der Atmosphäre auf geistige Arbeit. Aehnlichkeit mit den Geisteskranken.

Einfluss der Atmosphäre auf die Irren. — Eine Reihe in meiner Klinik drei Jahre hindurch fortgesetzter Beobachtungen[1] hat mich vergewissert, dass unter den Einflüssen des Luftdruckes und der Wärme der psychische Zustand der Geisteskranken sich regelmässig verändert. Ein Beweis dafür ist, dass, sobald das Thermometer über 25°, 30° und 32° C. zeigte, namentlich wenn die Steigerung plötzlich eintrat, die Zahl der Tobsüchtigen von 29 auf 50 stieg, während in den Tagen, an denen das Barometer häufig wechselte — besonders wenn es stieg —, und hauptsächlich zwei bis drei Tage zuvor resp. danach, die Zahl der Tobsuchtsanfälle von 34 auf 46 wuchs.

Diese Empfindlichkeit, welche ich meteorische nennen will, steigerte sich ganz im Gegensatz zu der Integrität der Nervencentren, welche bei Idioten sehr gross, bei den Monomanen weniger gross ist.

Eine andere Beobachtung, welche ich an 23 405 Geisteskranken gemacht habe, ergab ein überraschendes Zusammentreffen des Ausbruchs von Geisteskrankheiten sowohl mit der wachsenden Höhe der Monatstemperatur, als auch mit den

---

[1] C. Lombroso, *Pensiero e meteore. — Biblioteca scientifica internazionale*, Vol. XVI. Dumolard, Milano 1872. — Idem, *Azione degli astri e delle meteore sulla mente umana*, Milano 1871.

grossen barometrischen Störungen (September, März). Dazu kommt, dass die erste Wärme stärker empfunden wird, als die ihr folgende intensivere, dass also diejenige, welche im Monat August gewöhnlich herrscht, viel weniger schädlich wirkt. — Die wenigsten Fälle geistiger Erkrankungen kommen in den kältesten Monaten vor. (S. Tabelle 1.)

Noch deutlicher ergiebt sich dieses Zusammentreffen aus ESQUIROLS Erhebungen über die französischen Irren.[1] Die französischen Zahlen sind deshalb für die Einwirkung des Luftdruckes beachtenswerther, weil in Frankreich der Aufnahme Geisteskranker in die Anstalten von den Behörden weniger Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, so dass dieselbe alsbald nach dem Krankheitsausbruch erfolgt.

Tabelle 1.

Monat	Geisteskranke		Temperatur	Monat	Geisteskranke		Temperatur
	Italien	Frankreich			Italien	Frankreich	
Juni	2704	55	21°29	Oktober	1637	44	12°77
Mai	2642	58	16°75	September	1604	48	19°00
Juli	2614	52	23°75	Dezember	1529	35	1°01
August	2261	45	21°92	Februar	1420	40	5°73
April	2237	50	16°12	Januar	1476	42	1°63
März	1829	49	6°60	November	1452	37	7°17

Ein ebensolcher Einfluss macht sich bei Denjenigen geltend, welchen die Natur in ihrer Grossmuth hohe Geistesgaben verliehen hat. — Sicherlich giebt es nur wenige unter den sogenannten Genies, die nicht eingestehen, dass ihre Inspiration nicht von Lufteinflüssen abhängig sei.

Wer ihnen nahe steht, oder ihre Briefe liest, erkennt sofort, wie sehr sie darunter leiden, daran, dass sie vor aller Welt sich darüber beklagen. Manchmal kämpfen sie mit allen Kräften und künstlichen Mitteln gegen die Einflüsse, welche den freien Flug ihres Geistes hemmen.

Einfluss von Wetter und Wind. — Montaigne schrieb: „Wenn meine Gesundheit danach, und der Tag hell

[1] QUETELET. *Physiqne sociale,* liv. IV. chap. 1.

und schön ist, dann bin ich ein anständiger Mensch.“ — Diderot pflegte zu sagen: „Es will mir scheinen, als ob ich jedesmal bei starkem Winde verrückt sei.“ — Giordani empfand die Gewitter zwei Tage voraus.

Ein ausgezeichneter Spiritualist, der Philosoph Maine de Biran, schrieb im *Journal de ma vie intime:* „Ich vermag es nicht zu fassen, weshalb an Tagen mit unfreundlicher Witterung mein Begriffsvermögen und meine Willenskraft nicht so stark sind, wie an heiteren Tagen.“ Und an einer anderen Stelle: „Es giebt Tage, wo der Gedanke den Schleier zu zerreissen scheint, der ihn umgiebt. Zu gewissen Zeiten erfasst mich ein rasender Eifer für das Gute und ich verehre die Tugend; zu anderen Zeiten bin ich gegen alles gleichgültig, sogar gegen meine Verpflichtungen. Hängen denn unsere Gefühle, Neigungen und Grundsätze vom leiblichen Zustande unserer Organe ab?“[1]

Aus seinem „Journal“ sehen wir, wie recht er hatte. Nehmen wir z. B. folgende Stelle aus dem Jahre 1818: — Im April finden wir darin zwei Epochen mit guten und vier mit schlechten Einfällen, obwohl das Wetter schön war. — Im Mai finden wir andauernde Traurigkeit und im November zehn Tage lang nur Heiterkeit verzeichnet.

Im Mai von 1815: „Ich habe wieder meine Nervenkrankheit vom Frühling, und aus Furcht zu viel zu arbeiten, thue ich gar nichts.“ — 23. Mai: „Ich freue mich der Luft, die ich athme, und der singenden Vögel, aber es scheint mir, als sei die Inspiration gänzlich in Empfindsamkeit aufgegangen.“ Jede Jahreszeit hat nicht nur ihre besonderen Empfindungen, sondern auch eine bestimmte Art der Auffassung des sich stets erneuernden Lebens. — 17. Juni: „Unwiderstehliches Verlangen zu denken; Inspiration.“ — 4., 6., 17. Oktober: „Gedankenleere; Traurigkeit.“

1816, 25. Januar: „Traurig und faul. Mein Leben ist unnütz.“ — 24. April: „Ich bin ein anderer Mensch; die Tage scheinen mir wie Festtage. Ein Etwas scheint in diesem

[1] E. Neville, *Maine de Biran, sa vie etc.*, p. 129, 1854.

Jahresabschnitt meine Seele in höhere Regionen zu versetzen und ihr eine besondere Widerstandskraft zu verleihen."

1817, 13. April: „Aufgeregt." — 7. Mai: „Ich arbeite über Condillac" — 10., 18. Juli: „Wunderbarer Fleiss." — 22., 23., 25. November: „Unfruchtbare Unruhe. Abnahme all' meiner geistigen Fähigkeiten."

1818, 1. April: „Nordwind. Ich bin gelangweilt, traurig, leidend und albern."

1820, 31. März: „In dieser Jahreszeit begegnet es mir stets, dass mein Körper, ebenso wie mein Geist, schwerfällig wird; ich habe das Bewusstsein meiner Erniedrigung." — „Im Mai bin ich noch traurig, im April arbeite ich." — 5. Dezbr.: „Das Wetter ist mild und feucht und schwächt alle meine Fähigkeiten."

1821, Mai: „Diesen ganzen Monat hindurch bin ich traurig und gebe den äusseren Umständen nach, wie eine Puppe." — 21. Oktober: „Ich fühlte mich wie neugeboren; ich setzte mich wieder an die Arbeit; aber das Wetter ist umgeschlagen, der Wind dreht jetzt nach Süden, er bläst mit Macht, und ich bin ein anderer Mensch; ich fühle mich schlaff, die Arbeit ekelt mich an, ich hänge nicht nur traurigen, trüben Gedanken, sondern auch all den Phantastereien nach, die immer so verderblich für mich waren."

Alfieri schrieb: „Ich vergleiche mich einem Barometer. Je nach der Schwere der Atmosphäre verspüre ich stets eine grössere oder geringere Leichtigkeit zum Schaffen, absolute Stumpfheit bei dem Brausen der Sonnenwend- und Aequinoktialstürme, weit geringere Verstandesschärfe am Abend als am Morgen, viel mehr Erfindungsgabe am Ende des Winters, bezw. des Sommers, als in der Zwischenzeit. Das hat mich bescheiden gemacht und mich davon überzeugt, dass es in solchen Augenblicken nicht in meiner Macht steht, anders zu sein."

Die Phasen seines Geisteslebens (schreibt Monod von Michelet) folgten dem Laufe der Jahreszeiten.[1]

---

[1] *Revue Bleue,* 1888 Nr. 9.

Wir erkennen schon daraus den beträchtlichen Einfluss des Luftdruckes, wie bei den Geisteskranken.

Wärme. — Viel deutlicher und bestimmter zeigt sich der Einfluss der Wärme.

Napoleon, der den Menschen als „ein Produkt der physischen und sittlichen Atmosphäre“ bezeichnete, er, dem der leiseste Wind wehe that, liebte die Wärme so sehr, dass er sogar im Juli sich Feuer im Zimmer anzünden liess; Voltaire und Buffon liessen ihr Arbeitszimmer zu jeder Jahreszeit heizen; Rousseau pflegte zu sagen, die Strahlen der Hundstagssonne helfen ihm beim Arbeiten, wenn er die glühende Mittagssonne sich direkt aufs Haupt scheinen liess.

Byron schrieb: „Ich fürchte die Kälte wie eine Gazelle.“

Heine schreibt in einem seiner Briefe: „Es donnert, es schneit, in meinem Kamin brennt ein Feuerchen, auch mein Brief ist sehr kalt.“

Spallanzani war im stande, auf den Aeolischen Inseln dreimal mehr zu studieren, als in den Nebeln Pavias.[1]

Leopardi bekennt in seinen Briefen: „Meinem Naturell ist die Kälte feind. Ich erwarte und ersehne die Herrschaft des Ormuzd.“

Giusti schrieb im Frühling: „Die Begeisterung beginnt mir von neuem zu lächeln, falls der Frühling mir wie sonst dabei hilft.“[2]

Paisiello komponirte nur, wenn er im Sommer in sechs und im Winter in neun Decken eingehüllt war;[3] ein Gleiches wird von Varillas, Méry und Arnaud erzählt.

Sylvester schreibt in der „*Nature*“: „Letztvergangenen 23. September befand ich mich an Bord der „Invicta“, und unter dem vorzüglichen und belebenden Einflusse der wohlthuenden und intensiven Sonnenstrahlen gelang es mir, aus dem Kopfe, ohne Anwendung von Feder oder Bleistift, eine höhere Gleichung zu lösen.“

---

[1] *Viaggio in Sicilia*, tom. 7.

[2] *Epistolario*, 1878.

[3] Réveillé-Parise, l. c.

Lesage wurde als Greis, je nachdem die Sonne am Meridian vorschritt, lebhaft und gewann nach und nach, zugleich mit seiner Heiterkeit, auch seine Einbildungskraft wieder; ging der Tag dagegen zur Rüste, so verminderte sich die Lebhaftigkeit seines Geistes stufenweise, bis er in einen Zustand von Bewusstlosigkeit verfiel, der bis zum anderen Tage währte.[1]

Giordani vermochte nur in der Sonne oder bei einer Ueberfülle von Licht und Wärme zu arbeiten.[2]

Foscolo schrieb im November: „Ich halte mich in der Nähe des Ofens auf; meine Freunde spotten darüber, aber ich bemühe mich, meinen Gliedern die Wärme zuzuführen, welche mein Herz weitet und erhebt.“[3] Und im Dezember: „Meine angeborene Schwäche, die Furcht vor der Kälte, nöthigte mich, stets nahe am Ofen zu bleiben, wobei das Feuer mir die Augenlider versengt hat.“

Milton bekannte in seinen lateinischen Klageliedern, seine Muse sei im Winter unfruchtbar. Nur während der Frühlings- und Herbstnachtgleiche war er im stande zu arbeiten. In einem Briefe beklagt er sich über die Kälte des Jahres 1678 und äussert die Besorgniss, durch das Andauern derselben könnte seine freie dichterische Einbildungskraft gehemmt werden. Johnson,[4] der uns diese Thatsache mittheilt, ist dafür ein um so glaubwürdigerer Zeuge, als ihm jede Spur von Phantasie abging, wie er denn ein unbeugsamer und nüchterner Kritiker war. Urtheilt er doch auch über diese Sache in seiner bissigen Weise dahin, dass „alles dieses das Produkt eines excentrischen Charakters sein müsse, da er, Johnson, klimatischen Einwirkungen nie zugänglich gewesen sei.“

Salvator Rosa spottete als Jüngling über die angeblichen Einwirkungen der Luft auf das geistige Schaffen, wie Lady Morgan berichtet.[5] Im Alter jedoch vermochte er fast nur

---

[1] Réveillé-Parise, l. c., pag. 352—355.

[2] Giussani, *Vita di Pietro Giordani*, pag. 188.

[3] *Epistolario*, I., pag. 395.

[4] *Miltons Life*, 1804.

[5] *Vita di Salvator Rosa*, vol. II.

noch bei Frühlingswärme zu denken und zu leben, wie er denn auch in seinen letzten Lebensjahren nur noch während des Frühlings malte.

Liest man „Schillers und Goethes Briefwechsel“, so ist man ganz überrascht, welchen Einfluss auf seinen Genius der grosse Dichter mit der feinen Empfindung den Himmelserscheinungen zuschrieb. „Ich bedarf,“ schreibt er im November, „während dieser trüben Tage und unter diesem bleiernen Himmel all meiner Elasticität, um mich aufrecht zu erhalten, und fühle mich noch unfähig zu ernster Arbeit.“

Und im Dezember: „Ich setze mich wieder an die Arbeit, aber die Luft ist so drückend, dass es mir unmöglich ist, die Klarheit des Geistes zu bewahren.“ Im Juli dagegen sagt er: „Dank dem schönen Wetter fühle ich mich wohler; auch wird das lyrische Talent, welches weniger als andere vom Willen abhängig ist, sich wohl bald wieder einstellen.“ — Im Dezember desselben Jahres beklagt er sich wiederum über die Nothwendigkeit, seinen „Wallenstein“ zu einer Jahreszeit vollenden zu müssen, welche unglücklicherweise ungünstig dafür sei und während der „ich gezwungen bin, Alles aufzubieten, wenn ich mir die Klarheit des Geistes bewahren will“. — Zum Schluss schreibt er im Mai 1799: „Ich hoffe mit meiner Arbeit vorwärts zu kommen, falls das Wetter weiterhin schön bleibt.“

Alle diese angeführten Beispiele berechtigen zu der Annahme, dass, abgesehen von sehr seltenen Ausnahmen, die Hitze zu den Erzeugnissen des Genius ebenso beiträgt, wie sie die Vegetation und, gleichermaassen nur zu sehr, den Wahnsinn fördert.

Hätten die Geschichtsschreiber, — welche so viel Zeit damit vergeudet haben, in so und so vielen Bänden aufs genaueste Missethaten von Fürsten und Königen zu schildern, — statt dessen einmal die gleiche Sorgfalt darauf verwendet, Untersuchungen anzustellen über die Zeiten, in denen der Gedanke zu einer grossen Entdeckung oder zu einem Meisterwerke der Kunst aufkeimte, sie würden sicherlich gefunden haben, dass

die heissesten Monate und Tage, wie für die gesamte Natur, auch für den Genius die fruchtbarsten waren.

Zu weiteren Beweisen führen wir folgendes an:

Dante dichtete sein erstes Sonett am 15. Juni 1282 und schrieb im Frühling von 1300 seine „Vita nuova"; am 3. April begann er sein grosses Gedicht.[1]

Darwin fasste den ersten Gedanken zu seinem grossen Werke im März und Juni.[2]

Petrarca dichtete seine „Afrika" im März 1338.

Michel Angelo entwarf den Plan zu seiner grossen Freske, die ein Cellini für das erhabenste seiner Meisterwerke erklärte, in der Zeit vom April bis Juli 1506.

Manzoni diktirte seinen „Fünften Mai" im Sommer.

Milton verfasste sein grosses Gedicht im Frühling.

Eine der schönsten Stellen in Michelets „La Sorcière," nämlich die über den „Jour des Morts", entstand im April von 1821.[3]

Foscolo dichtete den grössten Theil seiner „Grazien" im Juni 1813 und Juli 1814, den „Ajax" im Februar, die „Richarde" im August.[4]

Sterne begann den „Tristram" im Januar, im April die erste seiner Predigten und im Mai die berühmte Predigt über die „Irrthümer des Gewissens".[5]

Der „Candelaio" Giordano Brunos entstand im Juli und der Verfasser bezeichnet ihn in seiner geistvollen Widmung ausdrücklich als „das Ergebniss der glühend heissen Stunden der Hundstage". —

Voltaire dichtete seinen „Tankred" im August.

Byron schrieb den vierten Gesang des „Child Harold" im September, die „Prophezeihung Dantes" im Juni; den „Gefangenen von Chillon", die „Finsternisse" und den „Traum" verfertigte er während seines Sommeraufenthalts in der Schweiz.

---

[1] Lebin, *Sur l'époque de la composition de la Vita nuova,* p. 28.

[2] *Lettres et Vie,* I., 51.

[3] J. Michelet, *Mon Journal,* 1886, pag. 195.

[4] *Epistolario.*

[5] Stopfer, *Vie de Sterne,* Paris 1870.

Bei Gelegenheit der Bearbeitung des „Gingillino“ und „Priester Pero“ schreibt Giusti: „Dies hier sind die einzigen zwei Blättchen, welche ich im April, nach vierzehnmonatlichem Müssiggang, fertig gebracht habe.“

Schiller entwarf seine Dramen „Don Carlos“, „Wallenstein“, die „Verschwörung des Fiesko“ und „Wilhelm Tell“ im Herbst; „Wallensteins Lager“ und die „Aesthetischen Briefe“ im September; „Kabale und Liebe“ im Winter; den „Taucher“, den „Handschuh“, den „Ring des Polykrates“, die „Kraniche des Ibykus“ und „Nadowessirs Todtenlied“ im Juni; die „Jungfrau von Orleans“ im Juli.[1]

Goethe verfasste drei lyrische Gedichte im Herbst; „Werther“ im April; den „Schatzgräber“, „Mignon“ und noch eine andere lyrische Dichtung im Mai; den „Cellini“, „Alexis“, „Euphrosyne“, die „Metamorphose der Pflanzen“ und den „Parnass“ im Juni und Juli; die „Xenien“ „Hermann und Dorothea“, den „Westöstlichen Divan“ und die „Natürliche Tochter“ im Winter. In den ersten Tagen des März von 1788, die — so schreibt er — für ihn mehr werth waren als ein ganzer Monat, diktirte er, ausser anderen Dichtungen, den Anfang des „Faust“.[2]

Salomos dichtete seine Hymne „An die Freiheit“ im Mai.

Rossini komponirte fast die ganze „Semiramis“ im Februar und den Schluss des „Stabat Mater“ im November.[3]

Mozart schuf den „Mithridates“ im Oktober, — Beethoven seine „Neunte Symphonie“[4] im Februar.

Donizetti komponirte die „Lucia von Lammermoor“, wenn nicht ganz, doch auf jeden Fall die berühmte Arie „Tu che a Dio spiegasti l'ali“ im September, denn sie stammt aus dieser Zeit; die „Regimentstochter“ im Herbst; die „Linda von Chamounix“ im Frühling; die „Rita“ im Sommer; den „Don Pasquale“ und das „Miserere“ im Winter.[5]

---

[1] Schillers Briefe, 1874.

[2] Goethe, Aus meinem Leben.

[3] Zanolini, Rossini, 1877.

[4] Clément, *Les musiciens célèbres*, Paris 1878.

[5] Alborghetti, *Vita di Donizetti*, 1876.

Wagner komponirte den „Fliegenden Holländer“ im Frühling von 1841.

Canova modellirte seine erste Statue, „Orpheus und Eurydice“, im Oktober.[1]

Der Entwurf zu Michelangelos „Pietà“ entstand vom September zum Oktober 1498; die „Bücherei“ zeichnete er im Dezember; das Holzmodell zum Grabmal Julius II. entwarf er im August.[2]

Leonardo da Vinci fasste den Gedanken zum Reiterstandbild der Sforza und zu seinem Buche „Vom Licht und Schatten“ am 23. April 1490, denn in seinem Tagebuche heisst es: „Am 23. April 1492 habe ich dieses Buch angefangen und die Arbeit am Pferde wieder aufgenommen.“ — Am 2. Juli 1491 zeichnete er den Pavillon zum Bade der Herzogin und am 3. März 1509 entwarf er den Plan zum sogenannten Kanal von St. Christoph zwischen Mailand und dem Tessin.[3]

Die erste Anregung zur Entdeckung Amerikas kam Columbus in den Monaten Mai und Juni 1474 beim Aufsuchen einer westlichen Durchfahrt nach Indien.[4]

Zur selben Zeit wie Scheiner,[5] womöglich noch früher, nämlich im April 1611, entdeckte Galilei die Sonnenflecke; im Dezember 1610, wenn nicht gar schon im September — da er von seinerBeobachtung, als von einer bereits vor drei Monaten gemachten, spricht —, entdeckte er die Aehnlichkeit der Phasen der Venus mit denen des Mondes; im Mai 1609 erfand er das Teleskop;[6] im Juli 1610 entdeckte er die zwei Sterne, welche später als die lichtstrahlendsten Punkte des Saturnringes sich

---

[1] D'Este, *Memorie su Canova,* 1864.

[2] Gotti, *Vita di Michelangelo*, Firenze 1875. — Milanesi, *Lettere di Michelangelo,* Firenze 1875.

[3] Amoretti, *Memorie storiche sulla vita e gli studi di Leonardo da Vinci,* Milano 1874.

[4] W. Irving, *Histoire de la vie de Colomb,* p. 819, tom. 1. — Roselly de Lorgue, *Vie de Colomb,* 1857.

[5] Nach Secchi (*Soleil,* 1875 C.), habe nicht bloss Scheiner vor Galilei, sondern vor jenem schon Fabricius die Sonnenflecke entdeckt. Die Entdeckung des letzteren sei aber erst später bekannt geworden.

[6] Galilei, *Opere,* vol I., 69.

erwiesen, und fasste diese Entdeckung, seiner Gewohnheit gemäss, in den Vers zusammen:

„Altissimum planetam tergeminum observavi."

Im Januar entdeckte er die Trabanten des Jupiter und im November 1602 den Isochronismus der Pendelschwingungen.[1]

Im Mai von 1618 entdeckte Kepler das Gesetz, welches seinen Namen trägt; Zucchis Entdeckung am Jupiter fand im Mai, die Tycho de Brahes im November statt. Im August von 1546 entdeckte Fabricius den ersten periodisch erscheinenden Stern.

In der Zeit vom Oktober zum April (1666—67) entdeckte Cassini die Flecken der Venus, aus denen man ihre Bewegung erkennt, und im Oktober, Dezember und März (1671—1672—1684) vier Trabanten des Saturn. — Zwei derselben entdeckte Herschel im März von 1789. —

Im Juni von 1631 fasste Evelius den ersten Gedanken zu einer Beschreibung des Mondes.[2]

Einen Trabanten des Saturn entdeckte Huyghiens am 25. März 1665, einen anderen Dawes und Bond in der Nacht vom 19. September 1848. Von den zwei Trabanten des Uranus, welche Herschel im Jahre 1787 beobachtete und als unzweifelhaft bezeichnete, fanden Struve und Lassel den einen im Oktober von 1847 wieder auf, den zweiten, Namens Ariel, entdeckte Lassel am 14. September 1847, wobei er zum ersten Male, und zwar in der Nacht des 8. Juli 1847, den Trabanten des Neptun bemerkte.[3]

Den Uranus sah Herschel im März 1781,[4] und die Vulkane auf dem Monde beobachtete er im April.

Im Jahre 1728 entdeckte Bradley das Gesetz der Aberration.

Vicos und Enkes schöne Beobachtungen am Saturn fanden im März und April statt.

Drei der von Gambard aufgefundenen Kometen zeigten

---

[1] Arago, *Oeuvres*, 1871.

[2] Hoefer, l. c.

[3] Herschel, *Outlines of Astronomy*, 1874.

[4] Montucla, *Histoire des mathématiques*, 1799—1802.

sich ihm im Juli, zwei im März und Mai, je einer im Januar, April, Juni, August, Oktober und Dezember.[1]

Die drei letzten, d. h. im Jahre 1877 entdeckten Kometen bemerkte man im Oktober, Februar und September; die Trabanten des Mars beobachtete Hall im August.

Schiaparellis Entdeckung der Sternschnuppen datirt vom August 1866.

Aus „Malpighis Tagebuch" erfährt man, dass er seine Entdeckung an den Nieren im Juli und die der Glomeruli (Malpighi) im Juni machte. Es überrascht, wenn man sieht, wie in manchen Jahren ein Monat vor den anderen sich auszeichnet;[2] z. B. der Januar von 1788 und 1790 und der Juni von 1771, wo er 13 Entdeckungen machte.

Der erste Gedanke zum Barometer kam Torricelli (vgl. seinen „Brief an Ricci" vom 11. Juni) im Mai 1645; im März 1644 hatte er die Hauptentdeckung gemacht betreffs der Verbesserung der Gläser.

Die ersten Versuche Pascals über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten fallen in den September 1645.[3]

Franklin begann seine Versuche mit den Blitzableitern im März von 1792 und beendete sie im September desselben Jahres.

Goethe erklärt, es seien im Mai seine originellen Gedanken über die Farbenlehre entstanden, und im Juni hat er seine schönen Beobachtungen zur Metamorphose der Pflanzen gemacht.[4]

Alexander Volta erfand die elektrische Säule im Anfang des Winters von 1799—1800. Die allgemeine Annahme, er habe die neue Entdeckung, da er sie bereits am 20. März der Royal Society in London meldete, schon in den letzten Tagen des Winters gemacht, beruht also auf einem Irrthum. Im Frühjahr von 1775 erfand er den Elektrophor. In den ersten Novembertagen von 1784 entdeckte er die Erzeugung des Wasserstoffs in den organischen Gärungen, und im Herbst

---

[1] Arago, *Notices biographiques*, 1855.

[2] *Atti della vita di Malpighi*, 1774.

[3] Hoefer, *Histoire de la Chimie*, 1869.

[4] Briefe an Schiller, 1865.

von 1776 erfand er sein Wasserstoffpistol, dessen Erfindung die Biographen aus gleichem Grunde, wie die der Säule, ins Frühjahr von 1767 zurückverlegen. Im Anfang des Winters von 1776/77 hatte er die Idee von der ewigen Lampe, welche sich später in elektrisches Licht verwandelte; er verwirklichte diesen Plan im darauffolgenden Sommer. Im Zusammenhange mit dieser Entdeckung steht die Erfindung des Eudiometers aus dem gleichen Jahre; sie geschah in Wirklichkeit im Frühling und zwar um den Mai herum. Im April des Jahres 1777 sandte Volta an den Professor Barletta den berühmten, noch heute im Lombardischen Institut aufbewahrten Brief, in dem er vom elektrischen Telegraphen spricht. Im Frühjahr von 1788 baute er seinen grossen Konduktor aus silbernen Säulen, welche Erfindung er im August veröffentlichte. Den Beweis dafür, dass Louis Brugnatelli die Galvanoplastik im November von 1806 erfand, liefert ein Brief, den der Rechtsanwalt Zanino Volta unter den hinterlassenen Papieren seines Grossvaters vorfand. Ich erwähne das um so lieber, als Jacobi, Spencer und De la Rive fälschlich für die Erfinder gelten, denen allerdings das Verdienst gebührt, sie in der Zeit von 1825—1840 vervollkommnet zu haben.

Vermittelst der voltaischen Säule entdeckte Nicholson im Sommer 1800 die Desoxydation der Metalle.

Aus Galvanis Nachlass ergiebt sich, dass er seine Studien über die Darmluft im Dezember 1773 begonnen hat. Die ersten Beobachtungen über die Wirkung der Luftelektricität auf die Nerven kaltblütiger Thiere stellte er, wie er selbst schreibt, „in der 20. Stunde des 26. April 1776“ an. Im September 1785 studirte er die Elektricität in Bezug auf die Galle; im September 1786 begann er an Fröschen seine Versuche über die Muskelkontraktion ohne Vermittelung elektrischer Leitungsdrähte, woraus der Galvanismus entstand. Im November 1780 veröffentlichte er seine Experimente über die Muskelkontraktion der Frösche auf elektrische Reizung.[1]

---

[1] Gherardi, *Rapporto sui manoscritti di Galvani,* 1839.

Aus Lagranges kürzlich veröffentlichten Handschriften geht hervor, dass er den ersten Gedanken zur Berechnung der Variationen am 12. Juni 1755 gefasst hatte, am 19. Mai 1756 entstand in ihm der Gedanke zur „analytischen Mechanik“ und im November 1759 löste er das Problem der vibrirenden Saiten.[1]

Aus den Papieren Spallanzanis, welche zu prüfen ich in der Stadtbibliothek zu Reggio Gelegenheit hatte, erhellt, dass er seine Experimente über Schimmelbildung am 26. September 1770 begann. Am 8. Mai 1780 plante Spallanzani, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, „das Studium der Thiere, welche infolge der Kälte erstarren“; im April und Mai 1776 machte er seine Entdeckung bez. der Pathogenesis.

Der 2. April 1780 war für ihn der an Experimenten oder, um mich deutlicher auszudrücken, an Schlussfolgerungen bezüglich der Ovulation reichste Tag. „Es ist erwiesen (schrieb er unter diesem Datum nach 43 angestellten Experimenten), dass die Eier nicht in der Gebärmutter befruchtet werden, dass der männliche Same nur eine gewisse Zeit nach der Entleerung befruchtungsfähig ist; dass der Saft der Vesiculae ebenso befruchtet wie der Same und dass Wein und Essig die Befruchtung verhindern.“

„Die Ungeduld (so heisst es in diesem merkwürdigen Schriftstücke, welches uns in die eigentliche Brutstätte dieser bewunderungswürdigen Experimente einführt) gestattet mir nicht, daraus etwas anderes zu folgern.“

Am 7. Mai 1780 entdeckte er, dass es nur einer winzig kleinen Menge Samens zur Befruchtung bedürfe.

Aus einem Briefe an Bonnet ersehen wir, dass Spallanzani im Frühjahr 1771 sich mit dem Gedanken trug, die Wirkung des Herzens auf den Blutumlauf zu studiren. Im März 1773 begann er seine Forschungen über die Räderthierchen und im Mai 1781 fand man eine Mittheilung über 161 neue Experimente zur künstlichen Befruchtung der Frösche.

Nach Leibnitz's handschriftlichen Notizen bediente sich derselbe statt der damals gebräuchlichen Cavalierischen Be-

[1] Schiaparelli, *Intorno alcune lettere inedite di Lagrange*, 1877.

zeichnungen, der Differenzialrechnung zum erstenmal am 29. Oktober 1675.[1]

Seine ersten Gedanken über die Gleichartigkeit der Organismen kamen Geoffroy St. Hilaire im Februar.

Das Jod entdeckte Davy im Dezember und die Wirkung der ersten Stickstoffoxydationsstufe im April 1797.[2]

Seine ersten Beobachtungen über die Magnetnadel stellte Humboldt im November 1796, die über die gereizte Muskelfaser im März 1793 an.[3]

Die Einleitung zum „Kosmos" diktirte er im Oktober.[4]

Im Juli 1801 entdeckte Gay-Lussac die Fluorwasserstoffsäure und, ebenfalls im Juli, schloss er die Analyse des Alauns.[5]

Im September 1876 führte Jackson den Schwefeläther als Schlafmittel in die chirurgische Praxis ein.

Im Oktober 1840 erfand Armstrong die erste hydroelektrische Maschine.[6]

Seine Experimente am Galvanoskop machte Matteucci im Juli 1830; an dem Zitterrochen im Frühjahr von 1876; an den elektro-motorischen Muskeln im Juli 1837. — Seine Versuche über Zersetzung der Säuren stellte er im Mai 1835 an. Den Einfluss der Elektricität auf die Meteore stellte er im Mai von 1837 fest, nachdem er schon im Juni 1833 seine Untersuchungen über die Wärme und den Magnetismus zum Abschluss gebracht hatte.[7]

Falls der Leser es sich nicht hat verdriessen lassen, mir bis zum Ende dieser etwas langweiligen Aufzählung zu folgen,

---

[1] Gerhardt, *Le second centenaire de la découverte de l'algoritme de l'analyse supérieure par Leibnitz* (Monats-Berichte der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften, 1885).

[2] Figuier, *Histoire des découvertes*, 1861.

[3] Humboldt, *Correspondance*, Paris 1868.

[4] Briefe Humboldts an Varnhagen von Ense.

[5] Arago, *Notices biographiques*, 1855.

[6] Whewell, *History of inductive science*, London 1857.

[7] N. Bianchi, *Vita di Matteucci*, Firenze 1874.

so wird er aus dem Gesagten die Ueberzeugung gewonnen haben, dass vielen geistvollen Männern eine gewissermaassen specifische Zeitfolge, d. h. das Streben innewohnt, ihre zahlreichen Beobachtungen, ihre schönsten Entdeckungen, oder ihre besten ästhetischen Erzeugnisse zu einer bestimmten Jahreszeit, in dem einen Monat mehr als im anderen, zu verwirklichen und zu vollenden: z. B. Spallanzani im Frühling, Giusti und Arcangeli im März, Lamartine im August, Cardano, Byron

Tabelle 2.

Monat	Litterarische und künstlerische Arbeiten	Astronomische Entdeckungen[1]	Physikalische, chemische und mathematische Erfindungen	Gesamtsumme
Januar......	101	37	—	138
Februar.....	82	21	1	104
März	104	45	5	154
April	135	52	5	192
Mai	149	35	9	193
Juni........	125	24	5	154
Juli	105	52	5	162
August	113	42	—	155
September ..	138	47	5	190
Oktober.....	83	45	4	132
November ..	103	42	5	150
Dezember ...	86	27	2	115

und Alfieri im September, Malpighi und Schiller im Juni und Juli, Victor Hugo im Mai, Béranger im Januar, Belli im November, Milli im April, Volta vom November zum Dezember, Galvani im April, Gambard im Juli, Peters im August, Luther im März und April, Watson im September.

Eine specifische Art von Chronologie, eine Art Almanach des Geistes, ergiebt sich aus der Zusammenstellung der Jahreszeiten, in denen die verschiedenen geistigen Arbeiten in

---

[1] Das Verzeichniss der kleinen Planeten ist dem „*Annuaire du Bureau des longitudes*“ Paris 1877—78, dasjenige der Kometen, dem Ar-

Aesthetik, Poesie, Musik, Bildhauerei, Naturwissenschaft u. s. w. entstanden sind. (Vgl. vorstehende Tabelle 2.)

Wie man auf den ersten Blick sieht, ist der Mai der zu ästhetischen Schöpfungen günstigste Monat, dann kommen, in zweiter Linie September und April, während die am wenigsten günstigen Monate Februar, Oktober und Dezember sind.

Dasselbe lässt sich zum Theil auch von den astronomischen Entdeckungen behaupten, doch herrschen hier April und Juni vor, während bei den physikalischen Entdeckungen, ebenso wie bei den ästhetischen Arbeiten die Monate Mai, April und September alle anderen übertreffen.

Der Vortheil liegt also, ganz so wie bei den Wahnsinnigen, auch hier auf seite der ersten warmen und nicht auf derjenigen der heissen Monate. Ein Gleiches gilt von den Monaten mit schwankendem Barometerstand; auch sie haben den Vorzug vor den sehr heissen und vor den sehr kalten Monaten.

Jahreszeiten. — Gruppiren wir nun alle diese Daten den „Jahreszeiten gemäss", was uns erlaubt, und versuchen sie durch andere, bei denen der Monat nicht angegeben ist, zu ver-

---

tikel Carls im „Repertorium der Astronomie", München 1864, entnommen.

Es beginnt bei dem von Evelius im Jahre 1672 entdeckten Kometen und endet mit dem von Donati am 23. Juli 1864 beobachteten; die von Gambart entdeckten fehlen, weil sie schon anderwärts vorkommen.

Dasselbe ist, um der Gleichmässigkeit mit den kleinen Planeten willen, der Fall mit allen Kometen, deren Entdecker Carl nicht ausdrücklich nennt, ebenso wie mit denen, von welchen man nach früheren Berechnungen glaubte, sie seien mit blossem Auge wahrnehmbar. Doch stehen in dem Kataloge alle diejenigen, welche ohne Wissen des Einen oder Anderen, von mehreren Beobachtern fast gleichzeitig entdeckt wurden; denn es handelt sich hier nicht um eine Frage des Vorrangs, sondern um das psychologische Moment in der Entdeckung.

Uebrigens wäre es richtiger, jene drei Kometen, welche in den Aequatorialgegenden der südlichen Erdhälfte entdeckt wurden, mit Rücksicht auf den Wärmeeinfluss, wie dies in der Berechnung nach Jahreszeiten geschehen ist, unter den Monaten August, November und Juni, statt unter dem Februar, Mai und Dezember aufzuführen.

vollständigen, so finden wir als höchste Zahl der künstlerischen und schriftstellerischen Leistungen

für das Frühjahr 388
„ den Sommer 347
„ „ Herbst 335
„ „ Winter, als niedrigste Zahl . 280

Die meisten grossen Entdeckungen auf physikalischem, chemischem und mathematischem Gebiete fanden statt:

im Frühling........................ 22
darauf im Herbst................... 15
der Sommer zählt ihrer sehr wenige . 10
und der Winter noch weniger 5

Wir haben die astronomischen Entdeckungen von den physikalischen u. s. w. deshalb gesondert, weil der Augenblick ihres Entstehens weniger zweifelhaft, also auch wichtiger ist. Wir führen an:

im Herbst 135
„ Frühling 131
„ Sommer etwas weniger 120
„ Winter nehmen sie beträchtlich ab .. 83

Betrachten wir die grossen Schöpfungen im ganzen — es sind 1871 — so entfallen

auf den Frühling 541
„ „ Sommer 477
„ „ Herbst 485
„ „ Winter...... 368

Der überwiegende Einfluss der ersten warmen Monate auf die Geistesarbeit ist demnach eben so erwiesen, wie der auf die organische Natur überhaupt.

Einen gleichen Einfluss muss man ihnen auch bezüglich des Gehaltes der Werke zuerkennen, obwohl diese Frage in Ermangelung zureichender Grundlagen nicht sicher zu entscheiden ist. Wie bekannt, entstand der Gedanke zur Entdeckung Amerikas, wie zu der des Barometers, des Galvanismus, des Teleskops und des Blitzableiters, im Frühling. In derselben Jahreszeit entstand bei Michelangelo der Plan zu

seiner grossen Freske, bei Dante zur „Göttlichen Komödie“, bei Leonardo da Vinci zu seinem Buche über „Das Licht“, bei Goethe zum „Faust“. Im Frühling endlich entdeckte Kepler das Gesetz vom Lauf der Planetenbahnen, entwarf Milton sein herrliches Gedicht, Darwin sein grossartiges System und Richard Wagner den „Fliegenden Holländer“.

Wie gering auch die Anzahl der Fälle ist, in denen sich Tag für Tag die Spuren der Arbeit grosser Männer nachweisen lassen, so lässt sich doch die überwiegend grösste Thätigkeit in den warmen und eine Abnahme derselben in den kalten Monaten erkennen.

So fand ich in Spallanzanis „Diario“, welches in der Bibliothek von Reggio aufbewahrt wird, namentlich in dem Abschnitt aus den Jahren 1777—1781, also aus der Zeit, wo er seine Forschungen an den Schimmelpilzen über die Verdauung und die Befruchtung anstellte, folgendes:

50	nützliche	Beobachtungstage	im	März
65	„	„	„	April
143	„	„	„	Mai
41	„	„	„	Juni
33	„	„	„	August
24	„	„	„	September.

Dieselben schrumpfen zusammen auf:

17	Beobachtungstage	im	Dezember
10	„	„	November
18	„	„	Januar
17	„	„	Juli
2	„	„	Februar.

Blättern wir das merkwürdige Heft, worin Malpighi während eines Zeitraumes von 34 Jahren seine eigenen täglichen Beobachtungen niedergelegt hat, genauer durch, und gruppiren sie monatweise, so finden wir auch hierin eine Ueberfülle an neuen Entdeckungen:

den	Juli	mit	71	Tagen
„	Juni	„	61	„
„	Oktober	„	42	„
„	Januar	„	40	„

den September mit 34 Tagen
„ April „ 33 „
„ März „ 31 „
„ August „ 28 „
„ November „ 20 „
„ Dezember „ 13 „

Von 436 neuen Beobachtungen gehören den kalten Monaten nur 81, d. h. weniger als $^1/_5$ an.[1]

Aus Galvanis Papieren, welche Gherardi geprüft hat, ergiebt sich, dass er

im April 1772 sein Werk über Irritabilität
„ „ 1777 „ „ „ die Muskelbewegungen
„ „ 1777 „ „ „ den Bau des Ohres
„ „ 1772 „ „ „ das Paukenbein
„ „ 1776 „ „ „ „ Gehörorgan
„ März 1781 „ „ „ den Katarakt
„ Januar 1784 „ „ „ die Hygiene des Sehorganes

vollendet hatte.

Das Ergebniss ist ein scheinbares Ueberwiegen des April, doch steht das Faktum weniger fest, als in den vorhergehenden zwei Fällen.

Im Geiste vernehme ich schon die Einwendungen, welche sich gegen solche Folgerungen erheben. Wenig zahlreiche und mangelhafte Thatsachen, verwegenes Beginnen, die erhabenen, unberechenbaren Gebilde der Geistesarbeit in den engen Rahmen der Statistik spannen zu wollen!

Solcherlei Einwände können nur einer Schule wichtig erscheinen, für welche die Statistik nichts weiter als ein Gerüst grober Zahlen ist, die der Masse oft den Vorzug vor der inneren Beschaffenheit giebt und — in vorgefasster Meinung — a priori auf jede Begründung ihrer Behauptungen verzichtet, gerade als ob die Ziffern nicht ebenso, wie alle anderen Dinge auch, auf einer Synthese beruhten, als wenn sie durch sich selbst Werth erhielten, während sie einen solchen in Wirklichkeit doch nur dadurch haben, dass sie dem Denker das Material liefern.

[1] *Della vita e delle opere di Malpighi,* Bologna 1774.

Trotz der Geringfügigkeit dieser 1871 Daten sind sie jedenfalls von mehr Werth, als einfache Hypothesen oder vereinzelte Aeusserungen, da sie in einem gewissen Zusammenhange miteinander stehen. Geben sie auch keinen unanfechtbaren Beweis, so ermuthigen sie doch zu neuen, fruchtbringenden „psycho-meteorischen“ Forschungen.

Ueberdies sind geniale Arbeiten nie so zahlreich, dass sie grosse Zahlengruppen bilden könnten.

Allerdings hängt das Zusammentreffen vieler von ihnen von Zufälligkeiten ab, die mit unserem seelischen Zustande nichts zu schaffen haben. So können die Naturforscher in den warmen Monaten viel leichter beobachten und experimentiren; die lange Dauer und das Gleichmaass der Aequinoktialnächte, die Schwierigkeit der Beobachtung bei Nebel, das Unbehagen in den zu kalten oder zu heissen Tagen sind Gründe genug, um das häufigere Auftreten grosser Entdeckungen im Frühling und Herbst zu erklären.

Dass trotzdessen diese Verhältnisse an sich nicht ausschlaggebend sind, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man beachtet, dass die Anatomen z. B., soweit sie hier in Betracht kommen, zu allen Jahreszeiten, und namentlich in den kalten, Leichname in Fülle zur Verfügung haben, ferner, dass die langen und hellen Winternächte, in denen der Einfluss der Strahlenbrechung ein sehr verminderter ist, den Astronomen der gemässigten Zone ebenso günstig sein müssten, wie die lauen, mässig warmen Nächte des nordischen Klimas, in denen die meisten astronomischen Entdeckungen gemacht wurden. Ist doch auch der Einfluss bekannt, den Zufälligkeiten auf Todesfälle, Morde und Geburten haben, womit die Statistik so angelegentlich sich beschäftigt.

Wenn dessen ungeachtet alle diese Erscheinungen in einem und demselben Endziel gipfeln, so muss ihnen allen nothgedrungen eine gleiche Ursache zu Grunde liegen, und diese kann vernünftigerweise nichts anderes sein, als der meteorische Einfluss, wie wir dies weiter oben dargelegt haben.

Ich glaubte, die ästhetischen Schöpfungen mit den wissenschaftlichen darum zusammenstellen zu dürfen, weil ihnen beiden jenes Moment psychischer Erregung und äusserster Reizbarkeit gemeinsam ist, welches die Gegensätze und die entferntesten Dinge einander nähert und den zweifelhaften neues Leben einhaucht, kurz jenes treffend als schöpferisch bezeichnete befruchtende Etwas, worin Dichter und Gelehrte einander näher stehen, als man gemeinhin annimmt.

Welch hoher Gedankenflug offenbart sich nicht in den Experimenten Spallanzanis, in den ersten Versuchen Herschels und in Schiapparellis und Leverriers grossen Entdeckungen, die ihr Entstehen einer Hypothese verdanken, welche Berechnung und Beobachtung in Grundsätze verwandelten! — Die Entdeckung der Vesta, sagt Littrow, ist weder ein Werk des Zufalls, noch auch des Genius allein, sondern des vom Zufalle begünstigten Genius.[1] Der Stern, den Piazzi entdeckte, war schon von Zach gesehen, aber nicht beachtet worden, vielleicht weil Zach weniger Genie als Piazzi, oder gerade damals weniger Scharfblick hatte. Zur Entdeckung der Sonnenflecken, schreibt Secchi,[2] gehörte Zeit, Geduld oder Glück, jedoch bedurfte es des Genies für die wahre Theorie.

Wie vielen gelehrten Physikern, bemerkt dazu Arago, die einen Fluss entlang gefahren sind, hat nicht das Hin- und Herwehen der auf dem Mast der Barke befindlichen Fahne auffallen müssen, ohne dass sie, wie Bradley, das Gesetz der Abweichung vom normalen Zustande entdeckten.

Und wie viele Künstler, könnte man hinzusetzen, waren in der Lage, hässliche Köpfe von Lastträgern oder Orangen zu schauen, ohne dass in ihnen der Plan zu einem „Judas“, wie der Leonardo da Vincis, oder zur Schöpfung einer Arie, wie die in Mozarts „Don Juan“, aufstieg!

Es gilt indes noch einen letzten und zwar einen scheinbar ernsteren Einwand. — Fast alle grossen Geistesschöpfungen und Entdeckungen der modernen Physik sollen nämlich das

[1] Arago.
[2] *Soleil,* pag. 7.

Endergebniss eines langsamen und fortgesetzten Denkprozesses des Gelehrten, und sogar seiner Vorgänger sein. Sie würden also eine Art Sammlung bilden, deren Chronologie zu bestimmen deshalb schwierig wäre, weil das Datum, daran wir uns halten, eher das ist, welches den Augenblick der Geburt anzeigt, als den des Gedankens.

Ein solcher Einwand jedoch würde nicht bloss auf unseren Satz anwendbar sein; vielmehr kann man von allen menschlichen Erscheinungen, selbst von den plötzlichsten, behaupten, dass sie in diese Kategorie gehören. Die Befruchtung selber ist eine mit der Ernährung und Erblichkeit des organischen Wesens eng verknüpfte Erscheinung, Tod und Wahnsinn stehen selbst da, wo sie durch plötzliche oder zufällige Umstände veranlasst werden, einerseits mit den Lufterscheinungen und andererseits mit den Zuständen der Organe in Beziehung, so dass sich das genaue Datum in sehr vielen Fällen von der Geburt an nachweisen lässt.

Zweites Kapitel.

Klimatische, meteorologische und sociale Einflüsse auf das Entstehen begabter Männer.

Nach Buckle liefern die Länder mit feuerspeienden Bergen die meisten Künstler; — durchaus anders verhält es sich betreffs der Gelehrten.[1]

In einer vor kurzem erschienenen sehr schönen Schrift behauptet Jacoby, die meisten Intelligenzen seien in den dichtbevölkerten Städten zu finden.[2]

Es ist unleugbar, dass die Rasse (bei uns z. B. in den Ländern lateinischer und griechischer Rasse, die einen Ueberfluss an bedeutenden Männern haben), die politischen und

---

[1] Buckle, *Hist. of civiliz.*, I.

[2] Jacoby, *Étude sur la Sélection etc.*, Paris 1881.

wissenschaftlichen Kämpfe, der Reichthum, die litterarischen Mittelpunkte einen grossen Einfluss auf das Erscheinen begabter Männer ausüben. Wer kann leugnen, dass die politischen Kämpfe im Verein mit einer unbegrenzten Freiheit zu Athen, Siena und Florenz dazu beigetragen haben, in alten Zeiten eine grössere Fülle von Genie ans Tageslicht zu fördern, als zu anderen Zeiten und in anderen Ländern?

Gedenkt man indes des mächtigen Einflusses der Meteore auf das geistige Schaffen, so steht es unzweifelhaft fest, dass den atmosphärischen und klimatischen Verhältnissen die wichtigere Rolle zufällt.

1. Grosse Centren. — Rasse und warmes Klima. — Um uns ein Bild davon machen zu können, ist es erforderlich, die Vertheilung der grossen Künstler auf Europa, und namentlich auf Italien, uns näher anzusehen.

Als Material benutzte ich für Musik die Arbeiten von Fetis[1] und Clément,[2] für Malerei und Bildhauerei die beiden Wörterbücher Ticozzis.[3] Das Ergebniss lautet:

Musiker in Europa:

	Zahl	Auf 1 Million Einwohner
Italien	1210	40,7
Belgien	98	16,7
Deutschland	650	13,8
Frankreich	405	10,7
Holland	31	7,7
Griechenland	15	7,5
Schweiz	20	7,0
Dänemark	14	6,6
Oesterreich-Ungarn	239	6,5
England	149	4,6
Portugal	17	3,6
Spanien	62	3,5
Irland	7	1,4
Russland	34	0,4
Schweden	9	0,2

[1] *Biographie universelle des musiciens*, Paris 1868—80.

[2] *Histoire des musiciens célèbres*, Paris 1878.

[3] *Dizionario dei pittori* (italiani) 1858.

Die Länder mit der grössten Anzahl Musiker wären hiernach nächst Italien: Belgien, Deutschland und Frankreich; diejenigen also, in denen die Bevölkerung eine dichtere ist; die an Musikern ärmsten: Irland, Russland und Schweden, die beiden letzteren mit sehr schwacher Bevölkerung. Vergleicht man die schwachen Prozentsätze Spaniens und Griechenlands mit denen Deutschlands, so erscheint der Einfluss, welchen der vulkanische Boden und die lateinische Rasse ausüben, sehr gering.

Betrachtet man dagegen die Vertheilung der Künstler auf die verschiedenen Theile Italiens[1] etwas genauer, so sieht man sofort, dass die heissesten, festländischen Gegenden die erste Stelle einnehmen. Danach kommt die Emilia und Venetien. In bemerkenswerth schwacher Weise sind Piemont, die Marken und Umbrien vertreten; Sardinien fehlt vollständig. Aber obgleich die Ziffern grösser sind, kann man sich bezüglich des horographischen Einflusses eine genügend richtige Ansicht doch nur durch Vergleichung mit den Zahlen der einzelnen Bezirke bilden.

---

[1] Italienische Musiker von Ruf:

Neapel	216	Padua	15	Forli	3
Rom	127	Pisa	13	Messina	3
Venedig	124	Reggio (Emilia)	11	Rovigo	3
Mailand	95	Piacanza	11	Chieti	3
Bologna	91	Siena	10	Foggia	2
Florenz	70	Ravenna	10	Coni	2
Lucca	37	Vicenza	10	Pavia	2
Parma	34	Perugia	9	Massa	2
Genua	30	Pesaro	9	Teramo	2
Turin	27	Alessandria	8	Syrakus	2
Verona	24	Treviso	8	Ascoli	2
Brescia	22	Catania	7	Campobasso	2
Mantua	19	Arezzo	6	Belluno	1
Modena	19	Lecca	6	Catanzaro	1
Cremona	17	Como	5	Avellino	1
Palermo	17	Ancona	5	Potenza	1
Novara	17	Udine	5	Reggio (Calabrien)	1
Bergamo	16	Macerata	5	Caltanisetta	1
Bari	16	Caserta	4		
Ferrara	15	Livorno	3		

Da sehen wir die volkreichsten Centren, wie fast alle Provinzen mit grossen Städten, ausgenommen Piemont, Sardinien und Sizilien, in bemerkenswerther Weise vertreten. Beispielsweise Neapel, Rom, Venedig, Mailand, Bologna, Florenz, Lucca, Parma und Genua, also die erwiesenermaassen gesunden, warmen, am Meere und hauptsächlich hochgelegenen Orte. Hier macht sich dieser Einfluss sogar dem der Civilisation und des Zusammenströmens von Menschen gegenüber geltend. Das Verhältniss der grossen Städte ist hier wie 7 : 9. In der That sehen wir in zweiter Reihe andere wichtige Städte oder grosse Seecentren, besonders in den vulkanischen Gegenden: Palermo, Bari, Catania, daneben aber auch die Gebirgsorte: Bergamo, Brescia, Verona, Vicenza, Perugia, Siena. Der ethnische Einfluss ist hier nicht recht ersichtlich. Andererseits lässt sich die Armuth der Sardinier, Calabresen und Sicilianer an Musikern, besonders in den wärmsten Orten, nur daraus erklären, dass die berberischen und semitischen Stämme die Kunst nicht pflegten.

Dagegen scheinen die Völker griechisch-römischen und etruskischen Stammes damit besser ausgestattet zu sein, wie dies Neapel, Rom, Lucca und Bologna beweisen.

Von der Wirkung der Erdbeben, die nach Buckle den Hauptantheil an der Kunst haben soll, ist wenig zu spüren. Wenn auch Neapel und Aversa (was sich zur Genüge aus der Bevölkerung und dem Klima erklärt) hierin die erste Stelle einnehmen, so passt dies doch nicht auf Calabrien, trotzdem dieses Land von zahllosen Erdbeben heimgesucht wird.

Grosse Meister. — Zunächst ist zu bemerken, dass die Quantität nicht immer der Qualität entspricht. Bellinis und Rossinis Heimath z. B. dürfte zu den unfruchtbarsten Centren gehören. Ein grosser Mann wiegt allerdings Hunderte solcher künstlerischen Mittelmässigkeiten auf, welche die Masse, eine fast unbekannte und vergessene Masse ausmachen.

Vergleicht man damit den Prozentsatz der bedeutenden Komponisten, so ergiebt sich, dass die begünstigtsten Orte die warmen, am Meere gelegenen sind; im besonderen gilt dies von

Neapel. Gleich danach kommen Rom, Parma, Mailand und Cremona. Hier zählt (wie 3 : 5) der Einfluss, den der Menschenzusammenfluss und die Schule ausüben, erst in dritter Linie nach dem Klima.

Durchblättert man in dieser Weise CLÉMENTS[1] und FLORIMOS[2] Bücher Seite für Seite, so wird man finden, dass von 118 grossen Komponisten 44 (über ein Drittel) Italien angehören — von diesen letzteren 27, d. h. mehr als die Hälfte, Sizilien (Scarlatti, Pacini, Bellini), Neapel und seiner Umgegend, namentlich Aversa (Jomelli, Stradella, Piccini, Leo, Feo, Vinci, Fenaroli, der Erfinder der komischen Oper, Speranza, Contumaci, Sala, Caffaro, Duni, Sacchini, Carafa, Paisiello, Cimarosa, Zingarelli, Mercadante, Traeta, Durante, die beiden Ricci und Petrella). Der Grund zu dieser Erscheinung liegt unzweifelhaft in dem Einfluss, welchen die griechische Rasse und das gemässigte Klima ausüben. Von den noch übrigen 17 stammen etliche, wie: Donizetti, Verdi, Allegri, Frescobaldi, die beiden Monteverdi, Salieri, Marcello, Paganini (die zwei letzten gehören der Meeresküstenbevölkerung an) aus Oberitalien, alle anderen aus Mittelitalien, d. h. aus Rom (Palestrina, Clementi), Perugia und Florenz (Spontini, Lulli, Pergolese).[3]

Vergleicht man die Geburtsorte der bedeutendsten Komponisten mit denen ihrer mittelmässigen Fachgenossen, so haben den schwächsten Prozentsatz Pesaro, Catania, Arezzo, Alessandria. Eine hohe Zahl von Mittelmässigkeiten und musikalischen Genies trifft zusammen mit einem deutlichen Uebergewicht der warmen Klimate, der Küstenstriche, der griechisch-etruskischen Rasse und der volkreichen Centren (5 : 7); so in Neapel, Rom, Parma, Florenz, Mailand, Cremona und Venedig.

Ebenso ist in der Malerei das Uebergewicht der Zahl und

---

[1] L. c.

[2] *La scuola musicale di Napoli,* 1883.

[3] C. LOMBROSO, *Pensiero e meteore,* 1872. — *Archivio di psichiatria e Antropologia criminale Torino,* 1880, p. 157, (2. fascicolo).

der Berühmtheit auf seiten aller grossen Städte,[1] mit Ausnahme derer Sardiniens und Siziliens. Den Vorrang bezüglich der Zahl haben Mailand, Turin, Genua und Bologna; Florenz, und nach ihm Verona, Neapel, Rom und Venedig ragen nach beiden Seiten hervor. Auch hier kommt die grössere Menge der Maler auf die Gebirgsorte. Wir erwähnen nur Perugia, Arezzo, Siena, Udine, Verona, Vicenza, Rom und Brescia.

Fast dieselben Verhältnisse finden wir bei den Bildhauern und Baumeistern. In erster Linie stehen wieder die grossen Centren der Civilisation und die Hügelgegenden, vor allen Florenz, danach Mailand, Venedig, Neapel, Como, Siena, Verona, Massa; in dritter Linie Arezzo, Perugia, Vicenza, Bergamo, Macerata, Catania und Palermo.

Das Gesamtergebniss ist, dass die warmen Orte, die civilisirten Centren, wie die Gebirgs- und Küstenländer alle anderen hinter sich lassen, abgesehen von dem Einfluss, den die etruskisch-griechische Rasse ausübt. Uebrigens bestehen, mit Ausnahme von Neapel und Florenz, zwischen den Orten, welche grosse, und solchen, die meistens mittelmässige Geister

[1] Berühmte Maler in Italien.

Bologna	262	Padua	40	Ankona	16
Florenz	252	Parma	39	Alessandria	15
Venedig	138	Vicenza	39	Belluno	13
Mailand	127	Lucca	38	Macerata	13
Rom	100	Bergamo	37	Placentia	6
Genua	100	Udine	36	Caserta	6
Neapel	95	Arezzo	33	Rovigo	5
Ferrara	85	Ravenna	30	Palermo	4
Verona	83	Reggio (Emilia)	29	Salerno	3
Siena	73	Pisa	29	Lecce	3
Perugia	68	Treviso	24	Cuneo	3
Cremona	65	Ascoli	23	Massa	3
Modena	61	Novara	22	Catania	2
Pesaro	61	Pavia	20	Livorno	1
Brescia	50	Mantua	19	Aquila	1
Turin	46	Forli	19	Syrakus	1
Messina	43	Como	17		

hervorgebracht haben, keinerlei feste Beziehungen. Florenz betreffend muss man an den Einfluss seines Gemeinderathes denken, der, wie es geschichtlich festgestellt ist, auf die Einzeltalente ermunternd und fördernd einwirkte. — Dazu kommt die künstlerische Begabung der Rasse und die Vortrefflichkeit des Klimas. So war es auch ehedem mit Athen gewesen. Florenz erfreut sich wenigstens in Bezug auf Malerei und Bildhauerei einer unbestrittenen Vorherrschaft; man braucht nur an Donatello, Michelangelo, Verrocchio, Baldinelli, Cellini, Giotto, Masaccio, Andrea del Sarto, Allori, Bronzino und Fra Angelico zu erinnern.

2. Horographischer Einfluss. — Die nächste Stelle nach dem Einfluss der Wärme und der grossen Centren nimmt in den hügeligen und gebirgigen Gegenden der schwächere Luftdruck ein.

Diesem atmosphärischen Einfluss ist es denn auch einzig zuzuschreiben, dass man auf den Gebirgen Toskanas, namentlich in der Umgegend von Pistoja, Buti und Valdontani so viele Dichter, besonders Improvisatoren, sogar unter den Frauen, findet. Ich erinnere nur an die Schäferin, von der Giuliani in seinem Buche „Ueber den toskanischen Dialekt“ spricht, und an jene merkwürdige Familie Frediani, in der die Väter, Söhne und Grossväter alle Dichter waren. Ein noch lebendes Mitglied dieser Familie macht Verse, die der grossen Dichter des alten Toskanas würdig sind. Dagegen haben die Bauern des flachen Landes, obwohl sie desselben Stammes sind, soviel mir bewusst, nichts dem Aehnliches je geleistet.

Alle grossen Tiefländer, wie Belgien, Holland, Aegypten, und diejenigen Gebirgsländer, die, wie die Schweiz und Savoyen, zwischen überhohen Gebirgen eingeschlossen, vom Kropf und Kretinismus heimgesucht werden, sind arm an genialen Männern; noch ärmer sind die Sumpfländer. Die wenigen geistvollen Leute, welche die Schweiz aufzuweisen hat, wurden erst nach dem Siege der Rasse über den Kropfeinfluss geboren, und auch sie sind Söhne eingewanderter Franzosen und Italiener, wie die Namen Sismondi, Bonnet, Rousseau,

Tronchin, Tissot, de Candolle, Pestalozzi und Burlamaqui darthun.

Urbino, Pesaro, Forli, Como und Modena haben viel mehr und viel berühmtere grosse Männer hervorgebracht, als Pisa, Padua und Pavia, trotzdem die letzteren zu den vornehmsten und ältesten Universitätsstädten Italiens gehören. Ich erinnere nur an Rafael, Bramante, Rossini, Morgagni, Spallanzani. Muratori, Fallopia, Volta und Plinius.

Beweiskräftigere Beispiele sind folgende:

Das eine: Florenz, Stadt mit milder Temperatur und zugleich Ideal einer Hügelstadt, hat Italien die glänzendste Schar grosser Männer geliefert. Erwähnt seien hier nur: Dante, Giotto, Macchiavelli, Lulli, Leonardo, Brunellesco, Guichardini, Cellini, Fra Angelico, Andrea del Sarto, Niccolini, Capponi, Vespucci, Viviani, Lippi, Boccaccio, Alberti, Dati, Alemanni, Ruccellai, Ghirlandajo, Donati.

Im Gegensatz dazu hat Pisa, für das die wissenschaftlichen Bedingungen mindestens ebenso günstig liegen wie für Florenz, da es Sitz einer blühenden Universität ist, einige wenige und minder bemerkenswerthe Kriegs- und Staatsmänner ausgenommen, — „die seinen Untergang selbst mit Hülfe mächtiger Bundesgenossen nicht abzuwenden vermochten“, — an grossen Männern nur Nicola Pisano, Giunta und Galilei, der in Pisa allerdings, aber von florentinischen Eltern, geboren ward. Der Unterschied zwischen Pisa und Florenz besteht eben einzig darin, dass das erstere völlig in der Ebene liegt.

In der Lombardei haben die Gebirgs- und Seegegenden, wie Bergamo, Brescia und Como, vor der Ebene den Vorrang an grossen Männern. Ich will nur Tasso, Mascheroni, Donizetti, Tartaglia, Ugoni, Volta, Parini, Appiani, Maï, Plinius d. Jüngeren nennen, denen die Tiefebene kaum Alciato, Beccaria, Oriani, Cavalleri, Aselli und Boccaccini gegenüber zu stellen vermag.

Die Hügelstadt Verona erzeugte Maffei, Paul Veronese, Catull, Fracastoro, Sammicheli, Cagnola, Tiraboschi, Lorgna, Pindemonte, Aleardi, Pullé, Trezza; — von den Künstlern, Nationalökonomen und Denkern ersten Ranges ganz zu ge-

schweigen. So lebten — nach einer sehr genauen Statistik[1] — im Jahre 1881 in Verona allein 160 Dichter. Die reiche und gelehrte — aber eben gelegene — Universitätsstadt Padua dagegen gab Italien nur Titus Livius, Cesarotti und Pietro d'Abano.

Genua und Neapel, welche die Vorzüge eines gemässigten Klimas mit denen einer See- und Hügelstadt verbinden, haben, wenn auch nicht so zahlreiche bedeutende Männer wie Florenz, doch mindestens ebenso beachtenswerthe hervorgebracht, z. B. Kolumbus, Doria, Mazzini, Paganini, Vico, Caracciolo, Pergolese, Genovesi, Cirillo, Filangeri.

In Spanien ist der Einfluss des warmen Klimas offenbar. — Barcelona, wie auch ganz Katalonien, hat zwar sehr bedeutende Redner, aber keinen Künstler hervorgebracht, ausgenommen einen Dichter oder vielmehr Nachahmer Petrarcas. Sevilla dagegen erzeugte Cervantes, Velasquez und Murillo; — Cordova wiederum viele bedeutende Geister, wie Seneka, Lucan, Morales, Mina, Gongora und Cespredes, der Maler, Bildhauer und Baumeister zugleich war.

In Deutschland haben die Gegenden mit mildem, oder die gebirgigen mit gesundem Klima die grössten und zugleich die grösste Zahl der Dichter hervorgebracht. Vor allen ist die Main-Neckargegend wegen ihres milden Klimas, wegen ihrer reichen Vegetation und Fruchtbarkeit bekannt, — und dieser Gegend entstammen die berühmtesten Dichter, vor allen hervorragend Goethe, daneben viele andere „dei minorum gentium"; wie aus Frankfurt am Main die Brentanos, Bettina v. Arnim, Klinger (1753) u. a. m. — Dem Schwabenlande gehören ausser Schiller viele Dichter und Denker an, Schubart, Wieland, Hölderlin, Uhland, Justinus Kerner, G. Schwab, Hauff, Mörike, — Schelling (Scheffel), dem Rheinlande — Jacoby, Heinrich Heine.

Dem milden Klima des Sachsenlandes verdanken wir (vor allem Lessing), Theodor Körner, auch Gellert, Kästner, Thümmel u. s. w., den Hannöverschen Landen: Leisewitz,

---

[1] *Il censimento dei poeti veronesi,* 31. Dezember 1881.

die beiden Schlegel (Stolberg, Bürger, Klopstock, Bodenstedt, Hoffmann von Fallersleben) u. a. m. Thüringen ist die Heimath von Musaeus, Heinze, Gotter, — (Rückert, G. Freytag). — Dagegen ist das rauhere Flachland sichtlich arm an Dichtern.[1] (Vgl. Sternberg, *Arch. di Psichiatria*, Bd. X. 1889).

In den Vereinigten Staaten, sagt Beard,[2] begünstigt das trockene und unbeständige Klima im Norden ein reges geistiges Leben, Liebe zum Studium, Neigung für die Aufregungen des öffentlichen Lebens, wie auch eine grosse Neuerungssucht, während das feuchte und ziemlich beständige Klima im Süden Bestrebungen von so ausgesprochen konservativer Natur zu Tage fördert, dass die Tuchfabrikanten Georgias nur mit grossen Schwierigkeiten dort für ihre Stoffe und neuen Maschinen ein Absatzfeld finden; man weist sie zurück, nicht etwa, weil sie weniger gut oder nützlich, sondern darum allein, weil sie neu sind.

3. Einfluss der gesunden Luft. — Gleichmässigkeit des Wuchses und der Begabung. — Die Länder, wo keine oder wenige Künstler zu finden sind, wo die Malaria oder der Kropf heimisch ist, sind folgende: Kalabrien, Sassari, Grosseto, Aosta, Sondrio, Avellino, Caltanisetta, Chieti, Syrakus, Lecce.

Vergleicht man die verschiedenen Gegenden Italiens bezüglich des Vorkommens der Künstler mit dem Wuchse der letzteren, so findet sich eine auffallende Uebereinstimmung der besseren Gegenden mit den am schlechtesten ausgestatteten. Man findet sehr grosse Leute in Florenz, Lucca, Rom, Neapel, Siena, Arezzo und Venetien und sehr kleine Gestalten in den zuvor erwähnten Gegenden. Der Grund hiervon liegt aber nicht etwa in dem Verhältniss zwischen Geist und Körper, sondern

[1] Anm. des Uebers. — Als Ausnahmen müssen wohl gelten die Geburtsstätten Herders (Mohrungen in Ostpreussen), M. v. Schenkendorfs (Tilsit), E. M. Arndts (auf Rügen), Claudius' (in Holstein), M. Luthers (Eisleben), Paul Gerhardts (Gräfenhainichen), der beiden Humboldt, Paul Heyses, Tiecks, Gutzkows (Berlin), Immermanns (Magdeburg), Wilhelm und Max Müllers, — Moses Mendelssohns (Dessau).

[2] *Le nevrosisme américain.*

— wie ich es schon früher dargelegt habe[1] — darin, dass der Körperbau zwar dem Rasseneinfluss unterliegt, selbst aber den sichersten Maassstab für die Gesundheit der Bewohner abgiebt, während die Sterblichkeitsziffer nicht wesentlich damit zusammenhängt. Die Sterblichkeitsziffer wird nämlich durch gewisse Dyskrasien, z. B. Kropf und Kretinismus, nicht erhöht, da sie allerdings die Entwickelung von Körper und Geist hemmen, aber keinen Einfluss auf die Sterblichkeit haben.

Vergleicht man damit die letzten Ergebnisse der Militäraushebung in Italien, so erkennt man sofort, welche Landestheile infolge ihres ausgezeichneten Klimas, abgesehen vom Rasseneinflusse, die meisten grossen und wenigsten Dienstuntauglichen liefern, und zugleich die an geistvollen Männern fruchtbarsten sind. Es sind dies Toskana, Ligurien und die Romagna.

Dagegen liefern Sardinien, die Basilicata und das Aostiner Thal, als die ärmsten Gegenden an grossen und zum Militärdienst tauglichen Leuten, auch eine schwächere Zahl begabter Männer. Eine Ausnahme bilden Kalabrien und das Veltlin, wo sie, obwohl von kleiner Gestalt, allerdings häufiger, aber nur in den Theilen des Landes vorkommen, die vermöge ihrer Lage oder Höhe dem Bereiche des Kretinismus und der Malaria gänzlich entrückt sind. Sie selber sind also gewissermaassen beredte Zeugen dieses verderblichen Einflusses.

Vergleicht man den Gesamtbestand der bedeutenden Männer des achtzehnten Jahrhunderts, wie ihn Jacoby[2] zusammengestellt hat, mit dem der Grössenmaasse, die wir bei Broca und Topinard[3] finden, und mit der Gesamtsumme der Sterblichkeit in jeder Provinz,[4] wie sie Bertillon aufgestellt hat,[5] so gilt das oben Gesagte auch für Frankreich.

---

[1] *Statura degli italiani*, 1874. — *Dell' influenza orografica sulla statura*, 1878.

[2] l. c.

[3] Topinard, *Étude sur la taille*, 1846.

[4] *Démographie de la France*, Paris 1878.

[5] Siehe die statistische Tafel auf S. 153.

Sofort erkennt man die entschiedene Uebereinstimmung zwischen Begabung und Wuchs, wobei nur 11 Fälle auf 86 ausgenommen sind; von den 11 Fällen gehören überdies einige nicht hierher; sie erklären sich vielmehr durch den Zusammenfluss der Menschenmassen in den grossen Hauptstädten (Seine, Rhône, Rhônemündungen), wodurch die Sterblichkeit verdreifacht, das Wachsthum aber wenig beeinflusst, dagegen die Entwickelung des Genius oder besser, das Hervortreten des Genies, wie wir es betreffs Italiens bereits sahen, begünstigt wird. Gleicherweise erklären sich die Ausnahmen im Var, Hérault, in den Rhônemündungen durch die verhältnissmässig starke Menschenansammlung, durch das südliche Klima und die grosse Fruchtbarkeit, wodurch das Genie begünstigt und der Einfluss der Malaria bekämpft wird.

Gilt diese Beobachtung JACOBYS für die grossen Centren Paris, Lyon, Marseille, so ist sie gleichwohl für die Centren mittlerer Grösse nicht so erwiesen. Das Nord-, Pas-de-Calais-, Loire-, (Ober-Rhein-, Elsass-) Departement nehmen z. B. trotz ihrer sehr dichten Bevölkerung in der Reihenfolge der Genies nur die dritte, und das Loire-Departement gar erst die vierte Stelle ein.[1]

Zahlreicher sind die Ausnahmen (27 Fälle), sobald man die geographische Vertheilung der geistvollen Männer mit derjenigen der Sterblichkeit vergleicht. Die Sterblichkeitsziffer kann also den Einfluss des Kretinismus auf die Bevölkerung der Ariège, der Hoch- und Niederalpen, des Puy-de-Dôme, der Pyrenäen und Ardennen nicht ausdrücken. Kleinheit und Kropf sind hier die Hauptursachen für die Befreiung vom Kriegsdienste, womit wie bei der Bevölkerung des Veltlin in Italien, Geistesschwäche verbunden ist.

[1] Einwohner auf den Quadratkilometer:

Seine	3636,56	Manche	100,20
Rhône	224,40	Rhônemündungen	95,27
Nord	213,40	Landes	33,80
Ober-Rhein	123,—	Lozère	27,39
Pas-de-Calais	108,60	Hoch-Alpen	23,40
Loire	106,38	Nieder-Alpen	21,90

Alle Gegenden mit grosser Sterblichkeitsziffer, besonders die von der Malaria heimgesuchten Länder, die Sologne, das Morbihan und die Corrèze, weisen, mit Ausnahme der grossen Centren, den schwächsten Prozentsatz an begabten Männern auf. In den Orten mit besseren Gesundheitsverhältnissen findet das Gegentheil statt. (Vgl. die Tabelle 3 S. 153.)

Die horographischen Verhältnisse scheinen übrigens einen grossen Einfluss auszuüben. So liefern die sonnigen und fruchtbaren Landstriche des Languedoc, wie auch alle Gebirgsorte, die nicht in zu hohem Grade unter dem Kropfmiasma leiden (Doubs, Côte-d'Or, Ardennen), oder wo letzteres nicht stark genug war, um die Körperentwickelung zu hemmen, d. h. mit anderen Worten, um endemischen Kretinismus zu erzeugen (wie im Jura), ohne Rücksicht auf Abstammung oder Bevölkerungsdichtigkeit, die beachtenswerthesten Zahlen an begabten Männern. Es ergiebt sich dies deutlich aus Tabelle 4, wo die hohen Ziffern der Kropfkranken, der Stammler und Taubstummen und der kleinen Gestalten der Corrèze, des Puy-de-Dôme, der Ardèche, Ariège, Niederalpen und Pyrenäen, aneinandergereiht sind.

Die Bodenbeschaffenheit hat keinen Einfluss auf das Hervorbringen von geistvollen Menschen, denn wir treffen die höchsten Ziffern an im Côte-d'Or, dem Maas- und dem Moseldepartement, wo Kalkboden, die niedrigsten dagegen im Nord und den Deux-Sèvres, wo ebenfalls Kalkboden ist. Andere hohe Ziffern finden sich im Doubs, Jura und der Meurthe, wo der Boden jurakalkhaltig, während die Hochalpen, Charente und Saône-Loire, mit gleichem Untergrunde, sehr schwache Ziffern aufweisen.

Grösser ist der Rasseneinfluss. Die ligurische Rasse hat in fünf Departements von acht 66 %, ebenso die belgische, die keltische 19 %; die iberische und kimbrische Rasse geben die wenigsten.

4. Erklärung. — Es geht daraus hervor, dass das Genie in Gegenden mit unreiner Luft nicht gedeihen kann.

Von alters her schon haben sowohl Volk wie Weise ein Vorgefühl dieser fast unbedingten Zusammengehörigkeit des Genies und Klimas besessen und die Ursache des häufigen

Statistik
des Wuchses, der geistigen Begabung und Sterblichkeit in Frankreich.

Tabelle 3.

Departements	Reihenfolge nach der Grösse (Broca)	Reihenfolge nach der Häufigkeit der geistvollen Männer	Reihenfolge nach der niedrigsten Sterblichkeitsziffer	Departements	Reihenfolge nach der Grösse (Broca)	Reihenfolge nach der Häufigkeit der geistvollen Männer	Reihenfolge nach der niedrigsten Sterblichkeitsziffer
Doubs	1	2	36	Gironde	44	31	31
Côte d'Or	2	5	10	Haute-Garonne	45	18	15
Jura	3	10	75	Lot und Garonne	46	48	20
Haute-Marne	4	16	3	Vendéé	47	73	53
Pas-de-Calais	5	38	39	Gers	48	60	16
Somme	6	23	28	Seine	49	1	85
Oise	7	35	30	Pyrénées-Orient	50	57	58
Ardennes	8	30	2	Basses-Pyrénées	51	61	34
Haute-Saône	9	40	8	Korsika	52	61	79
Nieder-Rhein	10	25	49	Vienne	53	60	47
Moselle	11	20	36	Sarthe	54	71	27
Seine- und Marne	12	33	23	Loiret	55	11	52
Nord	13	64	55	Tarn und Garonne	56	37	11
Aisne	14	19	19	Aude	57	36	32
Marne	15	13	14	Mayenne	58	75	59
Aube	16	29	1	Nièvre	59	59	75
Ain	17	28	71	Ariège	60	79	21
Meuse	18	34	4	Loire	61	67	83
Rhônemündungen	19	3	76	Morbihan	62	78	61
Seine-Oise	20	6	40	Creuse	63	81	51
Calvados	21	17	25	Loir- und Cher	64	56	33
Rhône	22	4	82	Aveyron	65	44	61
Eure	23	53	9	Cantal	66	55	45
Orne	24	48	5	Haute-Loire	67	74	65
Vogesen	25	45	37	Ille- und Vilaine	68	24	69
Meurthe	26	7	24	Cher	69	81	56
Vaucluse	27	8	48	Indre	70	63	50
Isère	28	32	84	Nieder-Alpen	71	22	64
Manche	29	41	83	Tarn	72	66	21
Eure- und Loir	30	21	71	Landes	73	77	46
Deux-Sèvres	31	62	42	Lozère	74	76	70
Oberrhein	32	39	66	Indre und Loire	75	27	31
Charente-Inférieure	33	40	44	Côtes-du-Nord	76	80	80
Seine-Inférieure	34	15	67	Lot	77	64	20
Yonne	35	26	7	Allier	78	71	60
Maine und Loire	36	48	29	Finistère	79	42	88
Hautes-Pyrénées	37	72	18	Ardèche	80	58	72
Gard	38	12	83	Hautes-Alpes	81	49	89
Var	39	14	81	Charente	82	82	44
Drôme	40	46	57	Dordogne	83	70	68
Loire-Inférieure	41	69	26	Puy-de-Dôme	84	51	62
Hérault	42	9	54	Corrèze	85	50	87
Saône und Loire	43	52	64	Haute-Vienne	86	54	86

Erscheinens geistvoller Männer einhellig den Hügelländern zugeschrieben. So heisst es in einem toskanischen Sprichwort: „Bergbewohner haben schwere Schuhe, doch dünne Schädel.“ VEGETIUS sagt im 2. Kapitel des 1. Buches: „Plaga coeli non solum ad robur corporum, sed etiam animorum facit.“ Das Klima trägt nicht nur zur Kräftigung des Körpers, sondern

Tabelle 4.

Bergige Departements	Grösse 1831—60, Höhegrad der Dienstuntauglichen	Prozentsatz der hochbegabten Männer auf 1000 Einw.	Kropfkranke auf 1000 Einw.	Kretinen auf 1000 Einw.	Taubstumme auf 1000 Einw.	Stammler auf 1000 Einw.
Haute-Vienne	86	54	17	2.0	0.61	2.23
Hautes-Alpes	81	49	111	2.2	2.2	2.8
Corrèze	85	50	17	4.3	1.5	2.4
Puy-de-Dôme	84	51	44	3.6	1.2	1.9
Ardèche	80	58	29	6.8	1.3	3.9
Ariège	60	79	82	4.5	0.7	4.1
Lozère	74	76	29	6.8	2.10	3.4
Basses-Alpes.......	71	22	76	6.3	0.6	7.5
Aveyron	65	44	17	4.9	1.5	2.0
Basses-Pyrénées ...	51	61	21	3.2	0.6	2.9
Pyrénées-Orientales.	50	57	24	3.5	1.5	2.0
Hautes-Pyrénées ...	37	72	62	6.2	0.7	4.0
Vogesen	25	46	56	3.9	1.1	2.5
Ardennen	8	30	17	0.5	0.8	5.2
Jura	3	10	58	2.0	0.6	3.0
Côte d'Or	2	5	11	3.1	0.8	1.7
Doubs	1	2	22	2.9	0.6	1.0

auch zu der der Seele bei. „Athen,“ sagt derselbe Schriftsteller weiter, „wurde von der Minerva seiner dünnen Luft halber erkoren, die begabte Menschen daselbst geboren werden lässt.“ Desgleichen sagt CICERO an verschiedenen Stellen, dass in Athen, wo man dünne Luft athme, die Menschen weise seien, während in Theben, wo die Luft dick sei, nur schwerfällige Männer geboren würden. In seinem *Epistolarium*, gleichsam der Uebersicht seines Lebens, beharrt Petrarca darauf, dass

alle seine Meisterwerke in dem milden Hügellande der Vaucluse, wenn nicht verfasst, so doch mindestens erdacht wurden. — Michelangelo sagte zu Vasari: „Wenn ich einen guten Gedanken habe, Georg, so verdanke ich ihn der dünnen Luft deines Arezzoer Landes."[1] Zingarelli erwiderte Denen, welche ihn fragten, wie er auf die Melodie zu „Romeo und Julia" gekommen sei: „Sehet euch diesen Himmel an und dann sagt mir, ob ihr euch nicht fähig fühlt, ein Gleiches zu thun."[2] — Muratori schrieb in einem Briefe an einen Sienaer Freund: „Eure Luft ist bewundernswerth, denn sie bringt Geister von geradezu ausserordentlicher Fruchtbarkeit hervor." — „Trotzdem Schottland," schreibt Macaulay, „eines der ärmsten Länder Europas ist, so nimmt es doch durch seine vielen Gelehrten den ersten Rang ein. Es seien hier nur Beda, Michael Scott, Napier, der Erfinder der Logarithmen; Buchanan, Walter Scott, Byron, Johnson und, nicht zu vergessen, Newton erwähnt.

Umgekehrt sind die Genies in den Ebenen selten.

So sagt Renan von dem alten Aegypten, dem Lande der Ebene: „In der Geschichte Aegyptens begegnet man weder einem Umstürzler, noch einem Neuerer, noch einem grossen Dichter, noch einem Künstler oder Philosophen, oder Gelehrten, ja nicht einmal einem grossen Minister. . . . In diesem Jammerthale ewiger Sklaverei verbrachte man Jahrtausende, bebaute seinen Acker, war ein guter Beamter, schleppte Steine auf seinem Rücken und lebte sehr gut ohne Ruhm. Ein und dasselbe Niveau geistiger und sittlicher Mittelmässigkeit lastete auf Allen."[3] Das Gleiche könnte man von unserer Zeit behaupten.

Zunächst ist man in Verlegenheit, eine Degeneration, welche wir für die des Genies zu halten geneigt sind, da sich entwickeln zu sehen, wo die Gesundheitsverhältnisse die denkbar besten sind. — Wenn es nun Mikrobien giebt, die nicht in der Luft leben, so giebt es natürlich auch solche, die darin

---

[1] Vasari, *Vite*, pag. 29.

[2] Florimo, l. c.

[3] E. Renan, *Les antiquités égyptiennes* (*Revue des Deux-Mondes*, Avril 1865).

leben, und in sehr vielen Fällen liegt der Herd der Degeneration, namentlich der Degeneration durch Kropf, Malaria und durch Aussatz auf einem solchen Boden. Offenbar hat man jedoch auch hier mit der eigenthümlich kräftigenden Wirkung des Lichtes, der aufregenden ozonhaltigen Bergluft und der gemässigten Wärme zu rechnen. Es wird dies um so mehr einleuchten, als wir schon früher sahen, bis zu welchem Grade die Wärme die Geistesarbeit begünstigt,[1] und da es ausserdem recht wohl bekannt ist, wie nothwendig der Sauerstoffgehalt des Blutes für die Hirnarbeit ist.

Eine Bestätigung findet das eben Gesagte durch die Thatsache, dass in über 3000 Meter hohen Gebirgsländern, wo der Sauerstoffgehalt der Luft ein geringerer ist (nach Berts Messungen), niemals ein Genie geboren wurde. Wenn auch die hohen Civilisationen der Mexikaner und Peruaner auf den Hochebenen Amerikas zur Blüthe gelangten, so sind sie, wie Nibbi es in meinem *Archivio*[2] treffend bemerkt, doch dort nicht entstanden. Die wirkliche mexikanische Civilisation knüpft vielmehr an die der Tolteken, die aus dem Morgenlande kamen, an; und von den angeblich grossen Mexikanern, darunter 60 Präsidenten, ist kein einziger auf der Hochebene geboren. Ebenso verhält es sich mit jenen Männern, die man ohne eigentlichen Grund für Genies ansieht, nämlich die Botaniker Moizzos und Cervantes, die Maler Echeverria und Ixtlihcochitl.[3] Einige wirkliche Berühmtheiten, wie Garcilasso de Vega und Alvarès de Vera wurden zu Quito bezw. Bogota geboren, d. h. in Städten, die noch nicht 3000 Meter über dem Meeresspiegel gelegen sind.[4]

Uebrigens besteht zwischen dieser mittelbaren Wirkung der Natur auf die Produktion des Genius und auf die Geistesstörung ebenfalls eine gewisse Aehnlichkeit. Dass die Gebirgsbewohner leichter in Wahnsinn verfallen, als die der Ebene, ist sprichwörtlich geworden, wie die Bezeichnungen „die Luft

[1] Vgl. Kapitel I.
[2] *Archivio di Psichiatria ed Antrop. Criminale etc.*, vol. III, fasc. 3.
[3] Libri, *Histoire des mathématiques*, 3. vol.
[4] De Candolle, *Histoire des sciences*, Genève 1873.

des Monte Baldo", „die Wahnsinnigen von Collio und des Tellio" lehren. Sowohl die psychiatrische Statistik, als auch kürzlich gemachte Beobachtungen über im Gebirge häufiger als im Flachlande auftretende Epidemien von Nervenleiden bestätigen das. Wir erinnern nur an die von Monte Amiata (Lazzaretti), Busca, Montenero und Verzegnis, die sich in den letzten Jahren vor unseren Augen abspielten. Wir erinnern auch daran, dass die Hügel Judäas und Schottlands Brutstätten der Propheten und der Leute mit dem zweiten Gesicht, entweder genialer Narren oder verrückter Propheten waren. Diese Uebereinstimmung liefert uns also nicht nur einen neuen Beweis, sondern auch eine Erklärung für die Beziehungen des Genius zum Wahnsinn.

Meteorische Einflüsse. — Es giebt Geschichtsepochen, in denen viele grosse Männer fast gleichzeitig geboren werden. So zeichnet sich das Jahr 1769 durch die Geburt Napoleons, Wellingtons, Cuviers, Mehemet-Alis, Castlereaghs aus.[1] Zu Perikles', Augustus', Leos X., Philipps II. von Spanien, Karls I. von England, Ludwigs XIV. Zeit erscheinen sehr viele bedeutende Männer, und war das nicht etwa die Folge der Unterstützung und des Schutzes, die man ihnen angedeihen liess, wie behauptet wird. Es beruht diese Erscheinung vielmehr auf einem allgemeinern Grunde, der nur durch den Einfluss meteorischer Zustände sich erklären lässt.

Drittes Kapitel.

Einfluss der Rasse und der Erblichkeit auf Genie und Wahnsinn.

1. Rasse. — Ein ähnliches Verhältniss, wie wir es für die meteorischen Einflüsse gefunden haben, zeigt sich auch bei der Rassenabstammung, oft sogar sind die beiden so eng miteinander verbunden, dass man sie nicht trennen kann.

Wir sehen in Italien die etruskische und griechische Rasse an das milde Bergklima gebunden und die Zahl der grossen Geister daselbst erhöhen; der günstige Rasseneinfluss machte

[1] Chateaubriand 1769. — Canning 1770. (Uebers.)

sich sogar in wenig günstigen Klimaten bemerklich. Wie sollte man die hohe Intelligenz der Bewohner von Modena, Mantua, Lucca erklären, welche das feenhafte Klima von Florenz nicht besitzen, die aber etruskischen Ursprungs sind! Die Juden liefern uns ein anderes, sehr beredtes Beispiel dafür.

Ich habe schon in meinem *Uomo bianco e Uomo di colore*, sowie im *Pensiero e Meteore* gezeigt, dass infolge der blutigen Verfolgungen im Mittelalter und durch den Einfluss des kälteren Klimas die europäischen Juden eine höhere Bildungsstufe erlangt haben als die auf dem niederen Standpunkt des semitischen Lebens stehen gebliebenen Juden in Afrika und dem Orient, ja sogar oft eine höhere, als die Arier.

Es handelt sich hier nicht bloss um die allgemeine Bildung, sondern auch um die früher gereifte und fortgeschrittenere Geistesarbeit in verschiedenen Wissenschaften. Sicher ist das der Fall in Beziehung auf Musik, Journalistik, humoristische Litteratur, Schauspielkunst und auf mehrere Zweige der Philologie und Medizin. Der Belag dafür findet sich in mehreren Statistiken, unter denen die fleissige Arbeit von J. Jacobs über die geistige Befähigung der Juden im westlichen Europa und der Europäer überhaupt hervorragt.

1. Musiker jüdischer Abkunft sind: Meyerbeer, Choën, Halévy, Mendelssohn, Offenbach, Rubinstein, Joachim, Gusikow, J. Benedict, Moscheles. 2. Humoristen: Heinr. Heine, Saphir, Camerini, Revere, Kalisch, Jacobson, Jung, Weill, Fortis, Gozlan. 3. Litteraten: Auerbach, Kompert, Aguilar, Massarani. 4. Sprachforscher: Ascoli, Munk, Fiorentino, Luzzatto, Oppert, Benfey, Bernhardi, Lehr, Friedland, Weil, Lazarus, Steinthal u. s. w. 5. Physiologen und Aerzte: Valentin, Hermann, Haidenhain, Bernstein, Schiff, Stilling, Gluge, Cohnheim, Casper und Limann, Lawrence, Traube, Hirsch, Liebreich. 6. Philosophie: Spinoza, Sommerhausen, M. Mendelssohn. 7. Botaniker: Cohn. 8. Nationalökonomen: Ricardo, Luzzatti, Lassalle, Karl Marx. 9. Juristen und Staatsmänner: Crémieux.[1]

[1] Unter Nr. 3 wären noch aufzuführen: Börne, Ratisbonne, Lindau; unter 4. Daniel Sanders; unter 5. Henle, Remak, Weigert, Hitzig; Westphal, Meynert, Benedikt, Leidesdorf; unter 9. Stahl, Gans, Simon, Disraeli. (Uebers.)

Selbst in denjenigen Wissenschaften, für welche die Semiten ehemals kein Geschick bewiesen, wie für Mathematik und Astronomie, begegnet man hervorragenden Namen, z. B. Goldschmidt, Beer, Marcus, Sylvester, Kronecker und Jacoby, dem man die Jacobysche Reihe verdankt.

Es muss bemerkt werden, dass fast alle diese Geister den Grund zu neuem Schaffen gelegt und in Politik, Religion und Wissenschaft revolutionär gewirkt haben. Denn es ist Thatsache, dass von Juden die Bewegung zum Nihilismus und Sozialismus einerseits ausging oder wenigstens eingeleitet worden ist, andererseits aber auch die zum Christenthum und zum Mosaismus. Ausserdem verdankt ihnen der Handel den Wechselbrief, die Philosophie die positive Richtung, die Litteratur die moderne Humoristik.

Jacobs weist nach, dass sich an diese Ueberlegenheit hervorragender Geister ein Mangel an mittelmässigen anlehnt.

Die Ueberlegenheit erklärt er „durch den allgemeinen Unterricht, durch das innigere Familienleben, durch das fast gänzliche Fehlen an Priestern und Dogmen, — durch das die philologischen Studien erleichternde Studium der hebräischen Sprache, — und endlich durch die Art von Musik, die einen Theil ihrer religiösen Ceremonien bildet."[1] — Es ist wohl aber kaum anzunehmen, dass ein Zusammenhang zwischen dieser Art rhythmischen Gequiekes und Mendelssohns und Meyerbeers grossartigen Noten bestehe. Und, was Priester und Dogmen betrifft, so fehlt es den Juden daran nicht, eher haben sie wohl zu viel des Guten.

Meiner Ansicht nach fehlt es ihnen bisher an grossen Geistern wie Newton, Darwin und Michelangelo es sind, weil sie ihre volksthümliche Entwickelung noch nicht vollständig durchgemacht haben, wofür der Beweis in der Hartnäckigkeit gegeben ist, mit der sie an ihren alten Glaubenssätzen hängen.

Auffällig ist aber, dass Jacobs unter den Bedingungen ihrer Ueberlegenheit ihre grosse Nervenerregbarkeit nicht auf-

[1] Jacobs bezieht sich wohl auf die althebräischen Gesänge, welche Byrons *Hebrew melodies* zu Grunde liegen. (Uebers.)

führt, von der er doch, wie wir sehen werden, selbst spricht. Damit hätte er auch die Kehrseite des Bildes, ihr Nachstehen an mittelmässigen Intelligenzen erklären können, auf die der Wahnsinn stets weniger Einfluss hat.

2. Wahnsinn. — Es ist wirklich höchst merkwürdig, dass die Juden ein vier-, ja sechsmal grösseres Kontingent an Geisteskranken stellen als ihre anderen Mitbürger.

Auch Jacobs, der von den Beziehungen zwischen Genie und Wahnsinn keine Ahnung hat, liefert uns bezüglich der englischen Juden ein ergreifendes Bild davon in einer vergleichenden Uebersicht über die Verbreitung des Wahnsinns und des Genies im englischen Volke. (Vergl. Tab. 5.)

Tabelle 5.

	Irre		Talente		
	Auf 1 Million Einwohner	Auf 100 Einwohner. Mittel	Mässige unt. 1 Million Talentvollen	Mässige unter 100 Talentvollen. Mittel	Berühmte unter 100 Talentvollen. Mittel
Engländer	3050	3	256000	26	74
Schotten	3400	3,5	239000	24	76
Englische Juden	3900	4	222000	22	78

Servi zählt in Italien 1 Irren auf 391 Juden, das ist fast viermal so viel als unter Katholiken.[1] Diese Thatsache wird durch Vergas Zählung im Jahre 1870 nicht nur bestätigt, sondern noch richtiger gestellt; nach ihm kommt

1 Irrer auf 1775 Katholiken,
1 „ „ 384 Juden.

Mayr giebt für das Jahr 1871 das Verhältniss der Geisteskranken in Deutschland folgendermaassen an:

	Geisteskranke auf 10,000 Christen	Geisteskranke auf 10,000 Juden
Preussen	8,7	14,1
Bayern	9,8	25,2
Ganz Deutschland...	8,6	16,1

[1] *Gli Israeliti di Europa,* 1872.

Das sind ganz auffällige Verhältnisse oder vielmehr Missverhältnisse für eine Bevölkerung, wo die Greise, die eine grosse Zahl von Greisenwahn liefern, sehr zahlreich, die Alkoholiker dagegen sehr selten vorkommen.

An dieses unselige Vorrecht haben wohl die Vorkämpfer des Antisemitismus, dieser »Schmach« des gegenwärtigen Deutschlands, nicht gedacht.

Sie würden sich weniger über die Erfolge dieser Rasse erhitzen, wenn sie bedächten, um welchen Preis dieselben auch heut noch erkauft werden; denn wenn auch die ehemaligen Trauerspiele mit ihren blutigen Opfern sich nicht mehr wiederholen, so ist dieses Volk um deswillen doch nicht weniger unglücklich, da an der Wurzel seines Ruhmes der Wurm nagt, und da es sich nicht mehr damit trösten kann, durch seine Aufopferung zur edelsten Art der Zuchtwahl beizutragen. Das gilt nicht bloss für die Juden.

Die Sturm- und Drangperiode der deutschen Litteratur hat gleichfalls gezeigt, dass Genie und Wahnsinn einander nahe stehen. Diese Periode war auf dem Gebiete der Litteratur das für Deutschland, was auf politischem Gebiete für Frankreich die grosse Revolution wurde. Die Geister waren in höchster Erregung, die davon Ergriffenen wuchsen sozusagen über sich selbst hinaus, krankhafte Erscheinungen gingen aus der nervösen Ueberreiztheit hervor und geniale Menschen verfielen plötzlich in Wahnsinn. (Ein trauriges Beispiel hierfür giebt der unglückliche Dichter Lenz.) Lesen wir ihre Schriften, so finden wir neben grossen Schönheiten auch Ueberspanntheiten, aus denen sich nachträglich auf die Geistesbeschaffenheit jener Menschen schliessen lässt, deren Genialität an Verrücktheit grenzt. (Sternberg, l. c.)

Beard bemerkt, dass die im Norden Amerikas herrschende Nervosität aus dieser Gegend ein Land von grossen Rednern macht.

Der Rasseneinfluss ist sowohl für das Genie wie für das Irrsein ersichtlich. Die Erziehung trägt wenig, die Abkunft sehr viel dazu bei. „Durch Erziehung," sagt Helvetius, „kann man Bären tanzen lehren, aber kein Genie schaffen."

3. Erblichkeit des Genies. — Nach Galton[1] und Ribot[2] hat die Erblichkeit sehr oft einen gewichtigern Einfluss auf das Genie, vor allem in der Musik, die ein so bedeutendes Kontingent an Irren liefert.

Die Künstlerfamilien Palestrina, Benda, Dussek, Hiller, die zwei Brüder Eichhorn sprechen dafür. Andrea Amati war der Stammvater der berühmten Geigenmacherfamilie von Cremona. Beethovens Vater war Tenorist in der kurfürstlichen Kapelle zu Köln und sein Grossvater erst Kantor, dann Kapellmeister der letzteren, Bellini der Sohn und Enkel von Musikern, Haydns Bruder ein ausgezeichneter Orgelspieler und Komponist für Kirchenmusik, Mendelssohns Grossvater und mehrere Angehörige der Familie waren musikalisch, Mozart war der Sohn eines Kapellmeisters des Fürstbischofs von Salzburg. Palestrina hatte Söhne, die zwar früh verstarben, aber schätzenswerthe Kompositionen hinterliessen, die mit den Werken ihres Vaters erhalten sind.

Die Familie Bach giebt das vorzüglichste Beispiel von Vererbung geistiger Begabung. Seit dem Jahre 1550 folgten sich acht Generationen, deren letzter Sprössling, Wilhelm Friedrich Ernst, seit 1798 Kapellmeister der Königin von Preussen, im Jahre 1845 starb. Während 200 Jahren ging eine Menge von Künstlern ersten Ranges aus dieser Familie, deren Stammvater der gesang- und musikliebende Pressburger Bäckermeister Veit Bach war, hervor. Er hatte zwei Söhne, welche diesen ununterbrochenen Reigen von Musikern begannen, der über Thüringen, Sachsen und Franken während zweier Jahrhunderte sich ausbreitete. Alle waren sie Orgelspieler oder Kantoren. Da sie so zahlreich geworden, dass ihr Lebensunterhalt unter der Nähe litt, mussten sie sich weiter voneinander begeben und kamen überein, jährlich einmal an einem bestimmten Tage zusammenzutreffen. Dieser Brauch erhielt sich bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, wo mehrere Male an 120 Personen Namens Bach an einem Ort zusammentrafen.

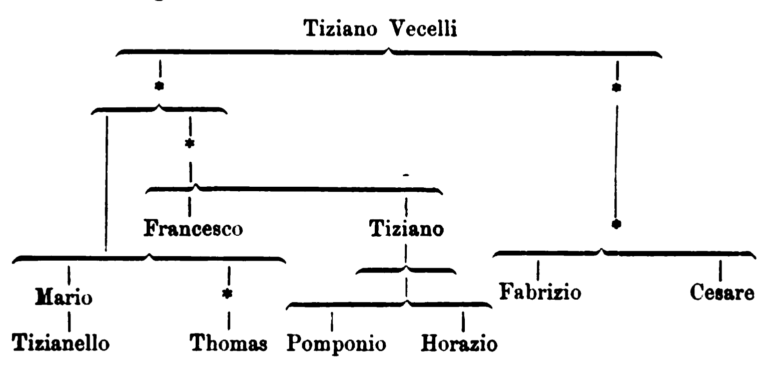
---

[1] Galton, *Hereditary Genius* 1868.

[2] Ribot, *L'hérédité psychologique.* 1878.

Fétis (*Biographie universelle des musiciens*) zählt 57 Musiker aus der Familie Bach auf, von denen 29 hervorragende Künstler waren. — Die Familie der Couperin blühte von 1632 bis 1815 und sogar bis jetzt.

Unter den Bildhauern werden die Familien Adam, Couston, Sangallo, unter den Malern van der Velde, Coypel, van Eyck, Murillo, Veronese, Bellini, Caracci, Correggio, Mieris, Bassano, Tintoretto, Cagliari, Vanloo, Teniers, Vernet und vor allem Tizian genannt, der einen ganzen Stamm von Malern hinterliess, wie aus nachstehender, durch Ribot mitgetheilter Uebersicht hervorgeht.



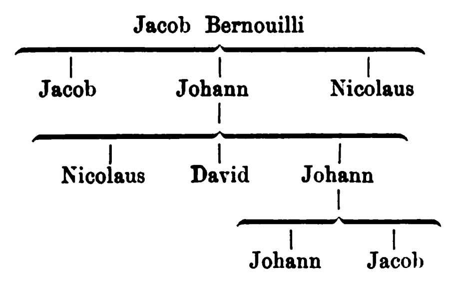
Unter den Dichtern ist Bacchylides, der Neffe von Simonides und Oheim von Aeschylus, zu erwähnen. Letzterer hatte wiederum zwei Söhne und Neffen, die Dichter waren; Seneca und sein Neffe Lucanus; Sophokles, Aristophanes, dessen zwei Söhne dramatische Dichter. Ariosts Bruder und Neffe waren Dichter, Tasso der Sohn von Bernardo, Manzoni der Neffe von Beccaria, Swift der Neffe von Dryden, Coleridge mit seinen Söhnen und Neffen; ebenso Corneille, Racine, Dumas Vater und Sohn, die Brüder Andrée und Josephe Chenier, Alphonse und Ernest Daudet.

Von hervorragenden Naturforschern sind zu nennen: Plinius, Humboldt, die Familien Darwin, Euler, de Candolle, Jussieu, Saussure, Geoffroy St. Hilaire, Hooker, Herschel, Thackeray; von Philosophen und Linguisten: die Scaliger, Vossius, Fichte, Grimm, Schlegel; von Staatsmännern: Pitt,

Fox, Canning, Walpole, Peel, Disraeli, von Archäologen die Visconti. — Aristoteles war der Sohn eines gelehrten Arztes, seine Söhne und die Neffen Nicomachus und Callisthenes ebenfalls Gelehrte.

Der Astronom J. D. Cassini hatte den berühmten Jacob C. zum Sohn, Caesar C., der mit 22 Jahren Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde, zum Enkel. Sein Urenkel war Direktor des Observatoriums und sein Ururenkel ein ausgezeichneter Naturforscher und Philologe.

Der Stammbaum der Bernouillis folgt hier;



Sämtliche Mitglieder dieser Familie zeichneten sich in irgend einem Fache aus. 1863 lebte noch zu Basel ein Abkömmling der Familie, Christoph Bernouilli, als Professor der Naturwissenschaften und 1829 ein Bernouilli, der einen Ruf als Chemiker hatte.

In der Familie der Brentano ging die erbliche Begabung auch auf die weiblichen Mitglieder über. Als geistreich ist zunächst die Frau Sophie Laroche, Wielands Angebetete und Goethes Freundin zu nennen, dann ihre Tochter Maximiliane, mit welcher Goethe ebenfalls in Beziehungen stand, und die Kinder der Letzteren, Clemens Brentano und die geniale Bettina von Arnim (die Mutter der hochbegabten Gisela, „Gattin von Hermann Grimm, Sohn von Wilhelm Grimm.“ Uebers.)

Von den Brentanos ist Fritz als Schriftsteller, Franz noch jetzt als Philosoph und Ludwig als einer der bedeutendsten Nationalökonomen bekannt (Sternberg, *Archiv. di Psichiatr. ecc.*, t. X.)

Galton hat in einer werthvollen Arbeit, die zwar an dem Fehler leidet, dessen auch ich mich oft nicht erwehren konnte, nämlich an der Verwechslung des Genies mit dem Talent, die Zahl von 421 Genialen auf 1 Million Männer angenommen — und dabei sind in dieser Zahl nicht einmal 250 Menschen von hervorragendstem Geiste inbegriffen. — Auf 100 berechnet, würde für das Genie in Bezug auf Erblichkeit folgende Reihe sich ergeben:

48 Söhne	18 Oheime
41 Brüder	13 Vettern
31 Väter	17 Grossväter, aïeuls
22 Enkel	3 Urgrossväter, bis-aïeuls
14 Urenkel	5 Gross-Oheime.

Diese, vielleicht etwas zu weit ausgedehnte Beziehung zur Erblichkeit würde ein Verhältniss von 50 zu 100 bei den Malern und 40 zu 100 bei den Dichtern ergeben.

Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Mann von Geist von geistreichen Eltern abstamme, würde sich etwa zu folgendem Bilde gestalten:

31 %	für	den	Vater	eines	berühmten	Mannes	verhalten	sich	wie	1	zu	6
41 %	„	die	Brüder	„	„	„	„	„	„	1	„	7
48 %	„	„	Söhne	„	„	„	„	„	„	1	„	4
17 %	„	„	Grossvät.	„	„	„	„	„	„	1	„	25
18 %	„	„	Oheime	„	„	„	„	„	„	1	„	40
22 %	„	„	Neffen	„	„	„	„	„	„	1	„	40
13 %	„	„	Vettern	„	„	„	„	„	„	1	„	100

Galton bemerkt indes dazu, dass diese Zahlen sich ändern, je nachdem es sich um Künstler, Diplomaten, Militärpersonen u. s. w. handelt.

4. Kritik. — Ich glaube jedoch nicht, dass diese ungeheure Anhäufung von Thatsachen uns berechtigt, dem erblichen Einfluss auf das Genie eine gleichbedeutende Stellung wie für das Irrsein einzuräumen.

Bei dem letzteren äussert sich derselbe viel entschiedener mit 48 zu 80. Wenn auch das Galtonsche Gesetz auf Beamte und Staatsmänner passt, bei denen Schmeichelei und fetischdienstliche Kriecherei gegen eine Partei oder Kaste

den Sohn oder Enkel eines grossen Mannes weit über Verdienst herausstreichen kann, so ist das doch bei den Künstlern und Dichtern ganz etwas anderes.

Bei ihnen zeigt sich der quest. Einfluss oft bei Brüdern, Söhnen und besonders bei Enkeln, sehr selten aber bei Grossvätern und Oheimen. — Während ferner die Vererbung des Genies bei dem männlichen Geschlecht zu dem des weiblichen wie 70 zu 30 sich verhalten soll, vererbt sich das Irrsein von beiden Geschlechtern fast in ganz gleicher Zahl.[1]

Cicero, Condorcet, Cuvier, Buffon, Goethe, Sidney Smith, Cowper, Napoleon I., Cromwell, Chateaubriand, Walter Scott, Byron, Lamartine, St. Augustin, Gray, Swift, Fontenelle, Ballanche, Manzoni, Kant, Wellington, Foscolo hatten der Sage nach ihren Geist von ihren Müttern geerbt, Baco, Rafael, Weber, Schiller, Milton, Alberico Gentile, Alberti, Tasso vom Vater. — Worin bestand aber im Grunde genommen die Berühmtheit dieser Väter und Mütter, dass man mit Sicherheit annehmen dürfte, sie hätten ihr Genie auf ihre Kinder übertragen?

Zudem findet man bei einer grossen Menge genialer Männer, dass die Vererbung überhaupt aufhört, entweder infolge Sterilität[2] oder infolge von Degeneration, wovon uns die Adelsgeschlechter Beweise geben.[3]

---

[1] Ribot berichtet in der *Hérédité psychologique* über eine französische Statistik aus dem Jahre 1861, wonach auf 1000 Irre jedes Geschlechtes 264 Männer und 266 Weiber mit erblicher Belastung entfallen.

Unter den Männern war das Irrsein vom Vater in 128, von der Mutter in 110, von beiden in 26 Fällen; unter den Weibern in 100 Fällen vom Vater, in 139 von der Mutter, in 36 von beiden übertragen.

[2] Schopenhauer, Descartes, Leibnitz, Malebranche, Kant, Spinoza, Michelangelo, Newton.

[3] Galton selbst gesteht zu, dass von 31 Familien des hohen Adels, welche in der letzten Zeit der Regierung Georg IV. obrigkeitliche Aemter bekleideten, zwölf erloschen, und zwar hauptsächlich solche, die mit reichen Erbinnen Ehen eingegangen waren. Von den in den Jahren 1583—1654 in das Berner Patriziat aufgenommenen 487 Familien waren im Jahre 1783 nur noch 168 vorhanden und die 112 des Bundesrathes waren im Jahre 1615 auf 58 zusammengeschmolzen. — „Sobald man die Ankunft eines spanischen Granden meldet, kann man darauf gefasst

Endlich zeigt sich, dass mit Ausnahme einer geringen Zahl, wie die Familien der Darwin, Cassini, Bernouilli, S Hilaire und Herschel es sind, das Genie nur in unbedeutendem Maasse auf die Nachkommenschaft übergeht und nur durch den Glanz des Namens verherrlicht wird.

Foscolo, Alfieri, Meyerbeer, Leonardo da Vinci, Voltaire, Macaulay, Chateaubriand, Mazzini, Beethoven, Händel, Cavour, Aleardi, Guerrazzi waren Hagestolze, während sehr viele bedeutende Männer, die verheirathet waren, keine glückliche Ehe führten, z. B. Shakespeare, Dante, Marzolo, Byron, Coleridge, Carlyle, Ary Scheffer, Rovani, A. Comte, Haydn, Milton, Sterne.

Selten lebt in den kommenden Geschlechtern
Der Väter Tugend wieder auf. (Dante.)

Wer denkt bei Tizianello an Tizian, bei Nicomachos an Aristoteles, bei Horaz Ariost an seinen grossen Oheim und bei dem guten Professor Christoph an seinen grossen Vorfahren J. Bernouilli?

Der Irrsinn dagegen wird häufig in vollem Maasse übertragen und nimmt sogar schlimmere Formen bei den späteren Generationen an. Die Fälle von erblichem Irrsinn bei Söhnen und Enkeln kommen, oft unter derselben Form wie bei den Vorfahren, häufig vor.

Alle Nachkommen eines Hamburger Patriziers, der als Kriegsheld in der Geschichte bekannt ist, wurden in ihrem 40. Lebensjahre von Wahnsinn befallen; es blieb nur ein einziger Sprössling übrig und diesem, der gleichfalls Soldat war, verbot der Senat, zu heirathen. Wirklich wurde auch er mit 40 Jahren geisteskrank.

---

sein, eine Missgeburt erscheinen zu sehen.“ (Ribot, *de l'hérédité*, p. 820). — Fast der ganze französische und italienische Adel ist heutzutage zum willenlosen Werkzeuge in der Hand der Geistlichkeit herabgesunken und das ist es nicht zum geringsten, was unsere Einrichtungen zur Unbeständigkeit verdammt. — Wie viele unter den europäischen Herrschern mögen wohl noch jene Tugenden ihrer Vorfahren besitzen, deren muthmaasslicher Vererbung auf sie sie zum grossen Theil ihren Thron und ihr Ansehen verdanken?!

In der Irrenanstalt von Connecticut befanden sich 11 Glieder einer Familie hintereinander.

Ein Uhrmacher, der infolge der Revolution von 1789 irr geworden, aber geheilt worden war, vergiftete sich, auch seine Tochter verfällt in Wahn- ünd Blödsinn, einer seiner Brüder versetzt sich einen Messerstich in den Unterleib, ein anderer ergiebt sich dem Trunke und stirbt auf der Landstrasse, ein dritter verweigert die Nahrung und stirbt an Entkräftung; seine Schwester, die selbst übrigens gesund bleibt, hat einen epileptischen und zugleich geisteskranken Sohn, eine Tochter, die im Wochenbett geisteskrank wird und die Nahrung verweigert, ein Kind, das die Brust nicht nimmt und zwei andere, die frühzeitig an einer Hirnaffektion sterben.

In einer Familie, die von einem Melancholischen abstammte und in 4 Generationen 80 Mitglieder zählte, fand Berti 10 Irrsinnige, übrigens fast alle melancholisch, 19 mit Nervenleiden, 3 Genies und 3 Verbrecher, also 36 p. C. Das Uebel wuchs in den späteren Generationen immer mehr und trat frühzeitiger auf. Im ersten und vierten Stamme mehren sich Irrsein und Neurose durch alle Generationen hindurch, im zweiten und vierten wird eine Generation auf männlicher Seite und zwei auf weiblicher Seite übersprungen.

Die Geschichte der Familie Jucke hat gezeigt, dass ein derartiger Einfluss noch einer mächtigeren Entwickelung fähig ist, namentlich, wenn er mit Alkoholismus in Verbindung steht. Von einem einzigen Familienhaupte, dem Trunkenbolde Max Jucke, entstammten binnen 75 Jahren 200 Diebe und Mörder, 280 Blinde, Idioten und Phthisische, 90 Prostituirte und 300 vorzeitig gestorbene Kinder. Die verschiedenen Glieder dieser einen Familie kosteten dem Staate mehr als eine Million Dollars.

Das ist nun kein vereinzeltes Vorkommniss, in allen neuen Werken findet man ähnliche, sogar noch merkwürdigere Fälle.

In welcher Familie geistreicher Männer fänden wir aber ein ebenso unseliges und zugleich so reichhaltiges Geschlechtsregister?

Es giebt gleichwohl noch traurigere Verhältnisse. Flemming und Demaux haben gezeigt, dass nicht allein Gewohnheits-

trinker auf ihre Nachkommen die Anlage zu Irrsinn und Verbrechen verpflanzen, sondern dass dies auch durch sonst nüchterne Eltern geschehen kann, wenn sie einmal im vorübergehenden Rausche zur Empfängniss Gelegenheit geben, so dass sie entweder epileptische oder paralytische, oder Irre und Idioten, insbesondere mikrokephale oder schwachsinnige Kinder zeugen, die bei erster Gelegenheit in Irrsinn verfallen.[1] So verhängnissvoll kann im Zustande der Trunkenheit eine einzige Umarmung für eine ganze Generation werden.

Welche Aehnlichkeit findet man aber darin mit der seltenen und fast stets unvollständigen erblichen Uebertragung des Genies?

5. Verbrecherische oder irre Eltern und Kinder von geistreichen Menschen. — Gleichwohl fehlt es nicht an einem gewissen Parallelismus zwischen Genie und Irrsein. Wir sehen im Gegentheil, dass viele Geisteskranke geistreiche Eltern haben und dass viele Männer von Geist Kinder und Verwandte haben, die epileptisch, irr oder Verbrecher sind und so umgekehrt. Die Geschichte grosser Geister bringt Beispiele genug hierfür; man denke an die römischen Cäsaren, an Karl V., an Peter d. Grossen. Da finden wir die zum Verbrechen und Irrsinn fortschreitende Degeneration öfter bei Eltern und Kindern, als die Erhaltung und das Wachsthum an Geist.

Dadurch wird a posteriori der degenerative Charakter des Genies bezeichnet, gleichzeitig dann auch seine Beziehung zu der Moral Insanity.

Commodus, der Sohn des tugendhaften Marc Aurel, war ein Ungeheuer. — Scipios, des Africanus Sohn, ein Schwachkopf, und Ciceros Sohn ein Trunkenbold. — Luthers Sohn war ungehorsam und aufbrausend, Wilhelm Penns Sohn laster-

---

[1] *Academ. des sciences*, 1871. Man konstatirte, dass 5 Fälle von Epilepsie, 2 von Irrsinn, 2 von allgemeiner Paralyse, 1 von Idiotismus und mehrere von Mikrokephalie ähnlichen Umständen ihr Dasein verdankten. Die als Folge der Trunksucht bei den Nachkommen so häufig auftretende Mikrokephalie wird verständlich, wenn man bedenkt, wie konstant Atrophie und Hirnsklerose bei dem Trinker selbst vorkommen.

haft und spitzbübisch. — Themistocles, Aristides, Pericles, Thucydides hatten Unglück mit ihren Kindern. Ein Enkel des Columbus lebte in Trigamie; zwei Söhne von Cardanus waren Verbrecher, der eine, ein Spieler, Säufer und Dieb, kam nach und nach in die Gefängnisse von Pavia, Mailand, Cremona, Bologna, Viacenza, Neapel; sobald er verhaftet wurde, versprach er, sich bessern zu wollen, kaum aber war er entlassen, so beging er wieder einen Diebstahl; er verleumdete sogar seinen Vater und suchte ihn ins Gefängniss zu bringen.[1] Cardans Vater stammelte, war ein Original, kleidete sich nicht wie andere Leute und beschäftigte sich mit allerlei besonderen Studien. Da er mehrere Schädelstücke infolge einer in seiner Jugend erhaltenen Wunde eingebüsst hatte, so bildete er sich ein, unter der Führung eines Geistes zu stehen. Cardans Mutter war zornmüthig und machte während der Schwangerschaft mit ihm einen Abortusversuch.[2] — Aretinos Mutter scheint eine Kurtisane gewesen zu sein. — Petrarca hatte einen lasterhaften Sohn, einen Müssiggänger, der „für die Wissenschaften weniger Sinn hatte, als es jemals bei dem Sohn eines Gelehrten der Fall gewesen“; er starb schon im Alter von 24 Jahren. — Rembrandt gab sich vergeblich alle mögliche Mühe, aus seinem Sohn einen Maler zu machen.

Walther Scotts Sohn war Kavallerieoffizier und schämte sich der litterarischen Berühmtheit seines Vaters, von dessen Romanen er auch nicht einen einzigen gelesen zu haben sich rühmte. Ein Sohn Mozarts soll auf die Frage des Musikers Bianchini, ob er die Musik liebe, eine handvoll Goldstücke auf den Tisch geworfen und gesagt haben: „Das ist die einzige Musik, die ich liebe!“

Sophokles' Söhne versuchten ihren greisen Vater wegen Schwachsinnes entmündigen zu lassen. Johnsons Mutter war geisteskrank, Friedrichs des Grossen Vater hatte Wuthanfälle, Peters des Grossen Sohn desgleichen und war ein Säufer (wie sein Vater). Richelieus Schwester bildete sich ein, ihr Rücken

---

[1] Bertolotti, *Testamenti di Cardano*, 1882.

[2] *De vita propria.*

sei von Krystall, sein Bruder hielt sich für Gott-Vater, Hegels Schwester meinte ein Briefcouvert zu sein, Niccolinis Schwester hielt sich wegen der Ketzerei ihres Bruders für verdammt und versuchte mehrere Male ihn zu tödten.

Lambs Schwester tödtete ihre Mutter in einem Anfall von Manie. Karls des Fünften Mutter Johanne war wahnsinnig, seine Enkel und Urenkel desgleichen; Don Carlos brutal und grausam, Philipp III. litt an Konvulsionen,[1] Karl II., mit dem das Geschlecht ausstarb, war epileptisch, schwachsinnig und lypemanisch. Alexander Farnese,[2] Sohn der unehelichen Tochter Karls V., Margarete, wieder ein Genie (wie auch der uneheliche Sohn Karls Don Juan d'Austria. Uebs.).

Beethovens Vater war wegen seines Trinkens so berüchtigt, dass man ihm nachsagt, die Wirthe der Weinspelunken hätten bei seinem Tode Thränen vergossen. Byrons Mutter war halbtoll, sein Vater ein schamloser, bizarrer Verschwender, sein Grossvater ein berühmter Seemann. Man konnte daher mit Recht von ihm sagen, dass „wenn es einen Fall giebt, wo der erbliche Einfluss die Excentricität des Charakters bestimmt hat, so war es bei ihm, denn er entstammte einer Reihe von Vorfahren, bei denen alles darauf hinauszugehen schien, die Harmonie des Charakters und den häuslichen Frieden zu stören. Alexanders Mutter war ausschweifend, intrigant, sein Vater ein Trunkenbold. — Plutarchs Grossvater war dem Weine ergeben und pries seine Vorzüge; Cimons Vater ein Trinker und ausschweifend.

Kerners Tante mütterlicherseits war irr, seine Schwester melancholisch und eins ihrer beiden Kinder irr, das andere somnambul, die Söhne von Tacitus, Carlini, Bernardin de St. Pierre, Mercadante, Donizetti, Volta, Manzoni, eine Tochter von Victor Hugo, der Vater und die Brüder Villemains, Kants Schwester, die Brüder Zimmermanns, Perticaris, Puccinottis waren irr;

---

[1] Anm. des Uebers. — Unter ihm 1609 die Vertreibung der Moriskos.

[2] Ireland, *The blot upon the brain*, 1885, pag. 147.

ein Sohn von Vanderbilt epileptisch. Von d'Azeglio, dessen Grossvater und ein Bruder mehr als bizarr waren, erwähnt selbst das in Turin umlaufende Sprichwort: „I Taparei a l'an nen le grumele a post" (Die Taparelli — der Familienname der d'Azeglios — haben den Kopf nicht an der richtigen Stelle).

Ebenso schreibt Baudelaire von sich selbst: „Meine Vorfahren waren irr oder Idioten und starben alle in schrecklichem Wahnsinn." Ihre Biographen haben das allerdings nicht auffinden können.

Renan giebt über den Ursprung seiner schon erwähnten Neurose selbst Aufschluss, indem er sie der religiösen und frühen priesterlichen Erziehung im Seminar zuschreibt, die einem Menschen für immer anhängt und deshalb Irre in Fülle hervorbringt.[1]

Ein Irrenarzt dürfte übrigens noch eine andere Quelle für Neurose und atavistische Zustände in der kleinen Geburtsstadt Renans, in Tergnier, finden. Dieses Dorf wimmelt nämlich von Ganz- und Halbirren infolge des häufigen Untereinanderheirathens von Verwandten und des vorwiegenden geistlichen Einflusses.

„Diese harmlosen Irren," sagt er, „gehörten gewissermaassen zu dem Wesen der Gemeinde. Man traf sie fast überall an; sie begrüssten, sie empfingen Einen mit irgend einem widerlichen Scherzwort, worüber man gleichwohl lachen musste. Man liebte sie; sie leisteten Dienste. Ich werde nie den närrischen Kauz, den Brian, vergessen, der sich für einen Priester hielt und einen guten Theil des Tages in der Kirche zubrachte, wo er that, als ob er die Messe feiere."

Grösseren Einfluss auf ihn hatten die in seiner Familie herrschenden Geistesstörungen. Sein Oheim war halbverrückt,

---

[1] Unter Andern, sagt er, gab es da einen wirklichen Irren, den Priester Verger, der schliesslich den Erzbischof umbrachte, und einen gewissen H., der ein wahrer Heiliger zu werden versprach, der während des Betens heisse Thränen vergoss und danach eine entgegengesetzte Richtung einschlug, politische Meinungen äusserster Art vertrat und wahrscheinlich unter der Commune erschossen wurde.

[2] Renan, *Souvenirs d'enfance et de jeunesse*, Paris 1883.



immer unterwegs, lag Tag und Nacht in den Kneipen, wo er den Bauern, bei denen er sehr beliebt war, Geschichten und Sagen erzählte — und wurde eines Abends todt auf der Landstrasse gefunden. Sein Grossvater, ein eifriger, ehrlicher Patriot, verlor 1815 den Verstand und man sah ihn mit einer ungeheuer grossen dreifarbigen Kokarde umherlaufen, wobei er rief: Wer will mir meine Kokarde nehmen.

Renan selbst war ein Siebenmonatskind und blieb lange schwach und zierlich. Daher kam es, dass die priesterliche Erziehung, die wie ein glühendes Eisen die ruhigsten Seelen entflammt, tiefer auf ihn einzuwirken vermochte.

Auch bei Schopenhauer war die erbliche Anlage zu Psychosen und Neurosen sehr ausgesprochen. Väterlicherseits entstammte er einer alten Danziger Kaufherrenfamilie; sein Urgrossvater hatte einen sehr energischen festen Charakter, der Grossvater mit seinem ruhigen Kaufmannswesen scheint das Vermögen in die Familie gebracht zu haben, aber die Grossmutter Renata hatte eine Tante und einen Grossvater, die geisteskrank waren. Schopenhauers Vater, Heinrich, scheint ein äusserst befähigter Geschäftsmann gewesen zu sein, überdies mit dem angeborenen Patrizierstolz der kleinen Republik behaftet und, von Jugend auf schwerhörig, litt er ausser an einer wahrhaften Reisewuth an so heftigen Zornausbrüchen, dass alles, selbst Hund und Katze vor ihm die Flucht nahm.

Mit der zunehmenden Taubheit nahm auch die Reizbarkeit zu und er litt, wenn nicht an wirklicher Geistesstörung, doch wenigstens an Angstbeschwerden; man hatte den Verdacht, er habe sich umgebracht. Als physische Degenerationszeichen finden sich an ihm: grosse flache Ohren, sehr vorspringende Augen, dicke Lippen, kurze Stülpnase. Indes war er hoch von Wuchs.

Schopenhauers Mutter, mit 19 Jahren verheirathet, war geistreich, ehrgeizig und, wie er selbst sagt, ziemlich leichtfertig; ihr Bruder Friedrich war von früher Jugend an schwachsinnig.

Ueber den erblichen Einfluss der Geisteskrankheiten giebt die preussische Statistik vom Jahre 1877 folgende Mittheilung.

Von 10 677 Irren waren 6369 erblich belastet, und zwar kommen auf

	seitens der Eltern %	seitens der Grosseltern und Oheime %	seitens der Geschwister %
Irrsein	89,0	86,0	76,1
Schwere Neurosen	12,4	6,7	13,1
Verbrechen	1,0	0,1	0,1
Alkoholismus	18,0	3,1	3,3
Selbstmord	1,7	2,7	2,3
Ungewöhnliche Begabung	6,3	1,3	3,6[1]

Daraus scheint sich zu ergeben, dass ziemlich viele Geisteskranke von geistvollen Menschen abstammen. Die Zahl der Geschwister von begabten Irren bestätigt diesen Einfluss noch mehr, sie übertrifft die des Selbstmordes, der Trunksucht und des Verbrechens bei Geschwistern.

Unter 22 Fällen erblichen Irreseins haben Aubanel und Thoré 2 Fälle bei Söhnen von Genies verzeichnet. (Ribot, l. c. S. 171.)

Auch den Alten war die Sache nicht unbekannt.

Der sehr originelle Alexander Tassoni behandelt in seinen *Pensieri diversi* 1621 die Frage: Wie kommt es, dass geistreiche Väter sehr dumme Kinder und dumme Väter sehr kluge Kinder haben? — Unter den erstern zählt er auf: den Sohn des Scipio Africanus, des Antonius, Ciceros, Agrippa Posthumus, Claudius des Drusus, Caligula des Germanicus, Commodus, Marc Aurels Sohn, Lamprocles Socrates, und Arideus, Philipps Sohn.

Gelegentlich vieler auffälligen Aeusserungen von gelehrten Zeitgenossen kommt er zu dem Schluss, bei vielen grossen Männern seien die Lebensgeister mehr oder weniger im Gehirn zusammengedrängt, um dasselbe zu stärken und zu geistigen Kraftäusserungen zu befähigen; da aber zu diesem Zwecke Blut nnd Same kalt und schläfrig (!) blieben, so folge daraus, dass die Kinder, besonders die Söhne, zur Dummheit neigen.

5. Das Alter der Eltern hat ausser den sonstigen erblichen Einflüssen, die unserem Einblick entgehen und sich nur ahnen lassen, grosse Bedeutung. Marro hat gezeigt, dass

[1] Meynert, Jahresber. für Psychiatr., Wien 1880.

der Einfluss des reifern Alters der Eltern auf die Intelligenz und den Irrsinn der Kinder nicht zu unterschätzen ist.[1]

Die Zahl der Genies und Talentvollen, die von bejahrteren Vätern herstammen, ist gross. Z. B. Napoleon I., Sciacci, Bizzozzero, Rochefort, Dumas der Aeltere, A. Jussieu, Balzac, J. Cassini, C. Vernet, B. Disraeli, H. Walpole, W. Pitt, L. Racine, Adler, Auriac, Béclard, Schopenhauer. Von jungen Vätern stammen: Friedrich II., Victor Hugo, De Girardin, Arnoth, Barral, Bertillon, Bezabrasof, Ségur.

Dieser Einfluss macht seinerseits die Langlebigkeit der Männer von Geist erklärlich.

6. Empfängniss. — De Candolle[2] spricht von dem Einfluss, welchen heftige Leidenschaft der Eltern bei der Zeugung auf die Söhne haben kann und erinnert dabei an die genialen Bastarde.

Erasmus rühmte sich seiner unehelichen Geburt, dass er nicht der Langeweile der ehelichen Pflicht seinen Ursprung verdanke. Isaac Disraeli schrieb im Toland: „Die aussereheliche Geburt schafft starke und entschlossene Charaktere.“ Unehelich waren: Themistocles, Karl Martel, Wilhelm der Eroberer, der Herzog von Berwick, den Montesquieu einen ganzen Mann nennt, Leonardo da Vinci, Boccaccio, A. Dumas, Cardanus, D'Alembert, Savage, Prior, De Girardin, La Harpe, Alexander Farnese, Don Juan d'Austria, Dupanloup.

Dasselbe ist der Fall mit den Irren und Degenerirten.[3]

Newton wurde nach zweijähriger, erzwungener Enthaltsamkeit seiner Eltern gezeugt. Man erkennt daraus, dass wir noch nicht alle die zahlreichen Quellen für erbliche Beeinflussung des Genies aufzudecken vermochten.

Denkt man an alle die Männer von Geist, die von brustkranken oder trunksüchtigen Eltern gezeugt worden sind,

---

[1] Marro, *I caratteri dei delinquenti*, 1887.

[2] *Histoire des Sciences*, Genéve 1883.

[3] Einen Sohn Ludwig XIV. und der Montespan nannte man wegen seiner beständigen Traurigkeit den Sohn des Jubiläums, da er in der Bussezeit der Jubiläumsfeier gezeugt war. Déjerine, *L'Hérédité dans les maladies du syst. nerv.*, 1886.

bedenkt man ferner, wie diese beiden Entartungszustände bei den Nachkommen häufig in moralische Entartung sich umsetzen, so gewahrt man schon, dass es noch andere erbliche Ursachen für das Genie geben kann, die dem gewöhnlichen Beobachter entgehen und deshalb wenig gekannt sind.

Viertes Kapitel.

Einfluss von Krankheiten des Rückenmarkes, von Fieber, von Kopfverletzungen. — Beziehnngen zum Genie.

Gérard de Nerval sagt in seinem Buche „Traum und Leben“, dass er oft in einem krankhaft erregten Seelenzustande arbeite und dass der alte Satz mens sana in corpore sano unrichtig sei, weil viele bedeutende Geister in einem schwachen und kranken Körper stecken.

Conolly behandelte einen Kranken, dessen Intelligenz bei Applikation von Vesikatorien sich hob, und andere, deren Geist im Anfangsstadium[1] der Phthisis und der Gicht sich belebte.

Cabanis, Tissot, Pomme berichten, dass gewisse febrile Zustände eine ungewöhnlich lebhafte Bethätigung der Psyche hervorrufen. — „Vor einigen Jahren,“ schreibt Sylvester „fand ich, als ich glücklicherweise von einer Bronchitis befallen wurde, in einem nächtlichen Fieberanfall die Lösung der Aufgabe.“ (*Nature*, 1883.)

Ein geistreicher Mann, Maine de Biran, der immer krank war, erklärt den Einfluss der Körperschwäche auf den Geist folgendermaassen: Die meisten Menschen haben das Gefühl ihrer Existenz darum nicht, weil es ununterbrochen fortbesteht. Solange der Mensch nicht leidet, denkt er nicht an sich selbst; nur die Krankheit und die Gewohnheit des Nachdenkens vermögen uns über uns selbst zu belehren.“

[1] Anm. des Uebers. — Ist wohl noch öfter der Fall im Ausgangsstadium der Phthisis.

Häufig machen Kopfwunden und akute Krankheiten, die nicht seltenen Veranlassungen zu Geistesstörung, aus einem kaum gewöhnlichen Individuum einen geistreichen Menschen. Vico fiel als Kind von einer hohen Treppe hinab und zerbrach sich das rechte Scheitelbein. Gratry wurde aus einem mittel mässigen Sänger ein grosser Meister, nachdem ein herabfallender Balken ihm den Schädel zerschlagen hatte. Mabillon, der in seiner Kindheit sehr stumpf gewesen, wurde der grosse Mann infolge einer Kopfverletzung. Gall, der das erzählt, hat einen halbblödsinnigen Dänen gekannt, der in einen intelligenten Menschen sich verwandelte, als er im Alter von 13 Jahren kopfüber eine Treppe herunter gerollt war. Vor einigen Jahren wurde ein Savoyer Kretin infolge des Bisses von einem tollen Hunde in seinen letzten Lebenstagen sehr intelligent Händel litt schon an Paralyse als er sein Hauptwerk schrieb.

Dr. Halle[1] hat Leute von mittelmässiger Beanlagung gekannt, deren Intelligenz infolge von Rückenmarkkrankheiten ausserordentlich zunahm.

„Möglicherweise hat meine Krankheit meinen letzten Schriften etwas Krankhaftes aufgeprägt," meint Heine mit besonderer Selbsterkenntniss. Und diese Bemerkung gilt nicht bloss für seine letzten Schriften. „Meine geistige Regsamkeit ist mehr der Ausfluss meines Leidens, als des Genies" — schreibt er mehrere Monate vor der Verschlimmerung der Krankheit (Rückenmarkleiden). „Ich habe Verse gemacht, um meine Schmerzen zu mildern. In dieser Schreckensnacht des unsinnigsten Schmerzes wirft sich mein armer Kopf umher und schüttelt mit unbarmherziger Lust die Zipfel meiner alten Nachtmütze." (*Correspond. inédite.* Paris 1877.)

Béclard wendete sich erst nach einem Schlagfluss dem Experiment zu, da er vorher nur Theoretiker gewesen war. (*Revue scientif.* Avr. 1888.)

Bichat, und Schroeder van der Kolk wollen beobachtet haben, dass Menschen, die an einer Ankylose der Halswirbel litten, eine ungewöhnliche Intelligenz besassen.

---

[1] *Journal of Mental Science,* 1872.

Allgemein bekannt ist, dass Bucklige besonders scharfsinnig und boshaft sind. Rokitansky sucht die Erklärung darin, dass die Aorta eine Biegung erleidet nach Abgabe der zum Kopf führenden Arterien, infolgedessen das Herz an Volumen gewinne und der Arteriendruck im Schädel zunehme.

Fünftes Kapitel.

Einfluss der Civilisation und der Gelegenheit auf das Genie. Die grossen Städte, die hohen Schulen, Zufälligkeiten.

Wie überzeugend auch alle diese Dinge klingen, so kann man doch nur unter einem gewissen Vorbehalt Schlüsse daraus ziehen, denn es giebt ausserdem eine Reihe fast unfasslicher Faktoren, welche alle jene Einflüsse, sogar den der Bodenbeschaffenheit durchkreuzen und unsicher machen.

Wir haben schon gesehen, dass in den grossen Centren, trotz des Klima und der Rasse, die Zahl der Künstler und Talente wächst. Ist das natürlich oder nicht vielmehr künstlich erzeugt? Sehen wir doch, dass die grossen Centren für die Heimathsstätten von Personen gelten, die ihren Geburtsort verlassen und dorthin sich begeben haben, wie das auch der Fall mit vielen Neugeborenen und Kranken ist. Sicher ist das der Fall, namentlich wenn man an den verderblichen Einfluss der Grossstädte denkt und wenn man mit Smiles erwägt, dass „das Leben der grossen Städte der geistigen Arbeit nicht günstig ist“, und dass „alle Männer, die einen grossen Einfluss auf ihre Zeit gewannen, in der Einsamkeit gross wurden“. „Alle grossen Männer Englands und sogar Londons waren vom Lande. Das ist wenig bekannt, weil diese Männer ihr Leben in den Städten beschlossen, wohin sie der Wiederhall ihres Rufes gezogen hatte.“

Carlyle sagt: Alle in London geborenen Menschen kommen mir nur wie Bruchtheile von Menschen vor. In den *Lives of*

the Engineers liest man, dass alle grossen englischen Ingenieure vom Lande stammen.

Eine Malerschule wirkt sogar dann künstlerisch anregend auf ein Centrum, wenn sie von aussen dahin verlegt und wenn vorher die Kunst daselbst nicht betrieben worden ist; je älter eine solche Schule, um so grösser ist die Zahl der Künstler. Nehmen wir z. B. Piemont, wo das vorwiegend militärische zusamt dem geistlichen Element noch mehr als Klima und Rasse die Entwickelung der schönen Künste, insbesondere der Musik zurückgehalten hat. Bis zum Jahre 1460 fehlte es daselbst an bedeutenden Malern, und die wenigen vorhandenen waren Fremde, so Bono, Bondiforte; als man den letztern aber von Mailand hatte kommen lassen, kamen unmittelbar nachgezogen Sodoma, Martini, Joh. Vercellese; auf Ferro de Valduggia folgten Lanini und Tansi de Valduggia, wie denn auch auf Anregung Viottis fünf berühmte Violinspieler in kurzem sich einfanden.

Kaum hatte sich in Novara, Alba und Vercelli ein bekannter Maler wie Macrino, Gaudenzio Ferrari gezeigt, als sofort auch andere auftraten. Sogar in der Gegenwart liefert das Land, nachdem der militärische Einfluss dem socialen gewichen ist, ebensoviele ja sogar mehr Künstler an Zahl und Verdienst, als die übrigen Provinzen. Beispiele sind: Gastaldi, Mosso, Pittara u. s. w.

Wer vor 300 Jahren in Schottland eine Statistik der Denker hätte aufstellen wollen, würde vielleicht nicht einen einzigen gefunden haben, und jetzt ist Schottland, nachdem der Druck religiöser Unduldsamkeit von ihm genommen ist, einer der reichsten Sammelplätze Europas für kühne und originelle Denker.

Auf der anderen Seite hat Griechenland nichts mehr von seiner Ueberlegenheit in Bezug auf Geistesprodukte, während die Natur des Landes und die Rasse im Alterthum ihm die erste Stelle zugewiesen hatte. Rasse und Natur haben sich nicht geändert, aber Sklaverei, politische Kämpfe und Armuth haben seine Kräfte erschöpft; denn ein Volk erlaubt sich den Luxus der Künste nicht, solange seine Existenz nicht gesichert und unbehindert ist.

Auch kann der Einfluss der Anhäufung in grossen Centren häufig durch den Einfluss der Wohlhabenheit verdeckt werden. Die Einwirkung der Rasse und des Klimas hört dabei zwar nicht auf, aber ihre Aeusserungen bleiben latent. Der kräftige Geist, der in der Rasse und unter dem Klima von Toskana lebte, aber durch den Einfluss der Medici, der Priester und durch die pedantischen Linguisten entnervt wurde, spricht jetzt noch aus den Improvisationen der Bäuerinnen von Pistoja und in dem feinen Witz der Bevölkerung von Florenz. Genies wie Pacini, Carrara, Betti, Giusti, Guerrazzi, Carducci sind aber dort nicht mehr allgemein, sondern vielmehr nur spärlich gesät und vorübergehend.

Mir will es scheinen, als ob der soziale Einfluss häufig nur ein scheinbarer und nicht wirklicher ist; — es ist eben der Schnabel des Küchleins, der die Eierschale durchbricht, nicht das Spermatozoid, welches den Embryo bildet.

In Florenz wie in Athen waren es die Zeiten der republikanischen Bewegungen, welche die höchste Blüthe des italienischen Genius ans Licht brachten. Aehnliche Bewegungen in Süd-Amerika und 1789 in Frankreich haben nicht sowohl grosse Männer geschaffen, sondern mehr nur nützliche und solche, die für gross gelten.[1] Man darf sogar vermuthen, dass die vielen grossen Männer, die in Florenz auftraten, selbst die Veranlassung zu den Umwälzungen gegeben haben. (*Atlant. Monthl.*, 1881).

Dasselbe ist der Fall mit der Gelegenheit.

Die Gelegenheit scheint allerdings bisweilen zur Entwickelung des Genies beizutragen. — Der Vorwurf, den Servius Sulpicius gegen Mucius Scaevola aussprach, er kenne die Landesgesetze nicht, veranlasste den Letztern, sich zu einem grossen Rechtskundigen auszubilden. Oft ist aus den Arbeitern in den Steinbrüchen von Florenz zur Zeit der alten Republik ein berühmter Bildhauer hervorgegangen, z. B. Mino di Fiesole, Desiderio de Settignan und Cronaca. (*Simon il.*)

---

[1] Taine, *Les origines de la France contemporaine*, 1885. Paris, Hachette.

Auch Canova und Vincenz Vela sind Steinarbeiter gewesen, wie auch John Brown, der sich zu einem der geachtetsten Geologen erhob (desgl. Hugh Miller durch den Fund von Petrefakten, SMILES, Selbsthülfe. Uebers.).

Andrea dal Castagno war Hirt in Mugello, als er eines Tages, von einem Sturm überrascht, in eine Kapelle sich flüchtete, wo ein Stubenmaler oben an einer Madonna pfuschte. Es ergriff ihn ein so unwiderstehliches Verlangen, es ihm nachzuthun, dass er überall mit Kohle Figuren zeichnete und dadurch einen Ruf unter den Landleuten erhielt, bis Bernardino von Medici sich seiner annahm, ihn studiren liess und er ein berühmter Maler wurde. — Vespasian Bisticci wurde aus einem Papierhändler in Florenz durch den Verkehr mit Gelehrten, den sein Gewerbe mit sich brachte, selbst zu einem Gelehrten.

Oefter ist die Gelegenheit nur der letzte Tropfen, der das Gefäss überlaufen macht. Das zeigt sich in zahlreichen Fällen, wo das Genie trotz aller widerwärtigen Umstände und trotz lebhaften Widerstandes seitens Anderer sich Bahn brach. Man braucht nur an Boccaccio, Goldoni, Muratori, Leopardi, Ascoli, Cellini, Petrarca, Metastasio, Cavour und an Socrates zu erinnern, der zu seinem Lebensunterhalt Steine schneiden musste.[1]

Alle unsere grossen Musiker der letzten Zeit wurden in ihrer Jugend verkannt, so Wagner, Rossini. Verdi wurde sogar einstimmig aus dem Konservatorium von Mailand zurückgewiesen.

Der Spruch ist alt, in dem es heisst: Wem die Natur es nicht sagen will, dem werden Tausende von Athen und Rom es nimmer sagen.

Die Umstände sind es demnach und die Civilisation, welche das Genie und seine Entdeckungen heben und tragen, welches unter anderen Verhältnissen verborgen geblieben, verspottet und sogar verfolgt worden wäre.

Die Geschichte zeigt uns, dass die grossen Entdeckungen selten neu, dass sie vielmehr lange Zeit als Spielzeug und

---

[1] Anm. des Uebers. — Spinoza schliff Diamanten, Hans Sachs dichtete, während er Schuhe flickte.

Kuriositäten behandelt worden sind. „Der Dampf," sagt Fournier,[1] „hat schon zu Herons von Alexandrien und Anthemius von Tralles Zeiten zu Kinderspielzeugen gedient.

Der menschliche Geist und das Bedürfniss unserer Rasse arbeitet erst an Millionen Versuchen, bevor man erkennt, was aus einer Sache zu machen ist."

Im Jahre 1765 bot Spedding das tragbare Gas schon fix und fertig der Gemeinde Whitehaven an; sie wies ihn zurück. Nun kamen Chaussier, Minkeler, Lebon und Windsor, die nur das Verdienst hatten, die Entdeckung sich zu eigen zu machen.

Die Steinkohle war schon im 15. Jahrhundert bekannt, das Räderschiff im Jahre 1472, die Schraube vor 1790. Als Papin Versuche mit dem Dampfschiff machte, wurde er verspottet und als Charlatan behandelt. Da die Schraube endlich in Gebrauch kam, sah es ihr Erfinder Ch. Savage nur vom Gefängniss aus, wo er wegen Schulden sass.

Die Daguerrotypie wurde schon im 16. Jahrhundert geahnt, von Fabricius in Italien im Jahre 1566 erwogen und endlich aufs neue entdeckt durch Tiphaigne de la Roche. — Der Galvanismus war schon von Cotugno und Du Vernay entdeckt worden.

Auch die Lehre von der Zuchtwahl ist nicht die ausschliessliche Entdeckung Darwins. „Die gegenwärtigen Thierarten — sagte schon Lucrez — konnten sich nur durch ihre List, ihre Stärke und Geschwindigkeit erhalten."

Plutarch bemerkt, dass diejenigen Pferde, welche von Wölfen verfolgt worden sind, schneller als die übrigen laufen. Den Grund dafür findet er darin, dass die beweglicheren allein am Leben geblieben, während die langsameren aus der Herde von den Raubthieren eingeholt und gefressen worden sind.

Newtons Gesetz der Anziehung wird schon in Werken des 16. Jahrhunderts, namentlich von Kopernicus und Kepler erwähnt und fast vollständig aufgestellt von Hook.

Für den Magnetismus, die Chemie und sogar für die

---

[1] E. Fournier, *Le Vieux-Neuf,* Paris 1887.

Kriminal-Anthropologie u. a. m. gilt dasselbe. Es ist also nicht die Civilisation, welche Genies und Entdeckungen hervorbringt, sondern jene trägt nur dazu bei, diese zum Ausdruck zu bringen, oder besser ihre Annahme zu bewerkstelligen.

Man darf demnach annehmen, dass jede Zeit und jedes Land seine Genies haben kann, aber wie es im Kampf ums Dasein geschieht, wo der grösste Theil der Wesen nur entsteht, um einem anderen zur Beute zu fallen, so ergeht es auch vielen Genies, dass sie unbekannt oder verkannt werden, wenn sie nicht den günstigen Augenblick erfassen.

Giebt es nun auch civilisirte Länder und Zeiten, die der Entwickelung des Genies günstig sind, so giebt es auch andere, die ihm schaden. — In den Gegenden von Italien z. B., wo die Bildung von alters her besteht, wo sie sich verschiedene Male gehoben und jedesmal stärker befestigt hat und daher den Volkscharakter durchdringt, ist das Erstehen eines Genies seltener, also, allgemein ausgedrückt, wo die Volksbildung älteren Ursprunges ist, da verhält man sich gegen Neues abstossender. In den Ländern dagegen, wo die Civilisation jüngeren Datums und die Barbarei länger herrschend gewesen ist, wie in Russland, da werden neue Ideen mit der grössten Bereitwilligkeit aufgenommen.

Dritter Theil.

Das Genie bei den Irren.

Erstes Kapitel.

Beispiele von Schöngeistern, Humoristen und Dichtern unter den Irren. — Die Journale der Irrenanstalten. — Uebersicht. — Leidenschaft. — Atavistisches.

Der Zusammenhang von Genie und Irrsein, den wir nachgewiesen zu haben glauben, wird durch die Ueberreizung der Intelligenz und die zeitweilige wahrhafte Genialität bestätigt, die man bei den Irren häufig beobachten kann.

„Es scheint," sagt CH. NODIER,[1] „dass die zerstreuten und sich kreuzenden Strahlen der kranken Intelligenz plötzlich wie die Sonnenstrahlen auf der Linse bündelförmig verschmelzen und den Reden des armen Irren so vielen Glanz verleihen, dass man mit Recht bezweifeln darf, er sei im Vollbesitz seiner Vernunft klarer und klüger gewesen und habe überzeugender sich ausgedrückt.

„Die Geisteskrankheit gräbt zwar tiefe Lücken, hemmt aber nicht immer sämtliche Geistesfähigkeiten. In den Dichtungen von total Dementen ist die Quantität (der Silben) oft sehr richtig wahrgenommen.

Der griechische Maler Domenico Theotocopuli, dessen Meisterwerke die spanischen Kirchen zieren, war wahnsinnig. In England sahen wir den Kampf von Löwen und wüthenden Hengsten auf einer Diele mittelst der Spitze eines glühenden

---

[1] *Les Bas bleus,* 1846, pag. 217.

Eisens von einem Geisteskranken gezeichnet und glaubten eine Skizze von Géricault auf Asphalt zu sehen."[1]

Im Wahnsinn macht ein unwissender Bauer lateinische Verse, ein anderer spricht plötzlich eine Sprache, die er nie erlernt hat, und weiss nach seiner Heilung kein Wort mehr davon, eine Frau singt geistliche und lateinische Lieder, die sie niemals gewusst hat, ein am Kopf verwundetes Kind spricht Sätze in deutscher Sprache und weiss kein einziges Wort von dieser Sprache, nachdem es wieder genesen ist."[2]

WINSLOW kannte einen Edelmann, der in gesundem Zustande nicht eine einfache Addition fertig brachte, und der während der Anfälle von Manie zu einem ausgezeichneten Mathematiker wurde. Desgleichen eine Frau, die in der Irrenanstalt zur Dichterin wurde, nach der Entlassung aber wieder prosaisch ihre Wirthschaft besorgte.

Ein Verrückter beklagte sich über seine Internirung in Bicêtre in folgenden Versen:

Ah! le poète de Florence
N'avait pas dans son chant sacré
Rêvé l'abîme de souffrance,
De tes murs, Bicêtre exécré.[3]

ESQUIROL erzählt, ein Maniakalischer habe während des akuten Stadiums ein Geschütz erfunden, das später Anerkennung gefunden hat.

MOREL behandelte einen Irren, der periodisch stumpfsinnig war, aber in den freien Zwischenzeiten ganz hübsche Lustspiele verfasste.

MARCÉ spricht von einem Kranken, Namens John Clare, der in Prosa Unsinn sprach, aber stilvollendete und gedankenreiche Elegien verfasste.[4]

LEURET sagt bezüglich der Manie: „Es ist mir mehrmals begegnet, dass ich die Fähigkeiten gewisser Personen überschätzte, wenn ich sie nach ihrem Verhalten während des

---

[1] THEOPHILE GAUTIER, *Voyage en Italie*, Paris 1880.

[2] TRÉLAT, *Recherches historiques sur la folie*, p. 81, Paris 1839.

[3] MOREAU, *Psychologie morbide*, Paris 1859.

[4] MARCÉ, *De la valeur des écrits des aliénés. Journ. de Médec. mentale*, 1864.

maniakalischen Anfalles beurtheilte. Mancher Kranke hat mich durch seine Reden und Aeusserungen betroffen gemacht, während ich fand, dass derselbe Mensch nach seiner Genesung von ganz gewöhnlichem Schlage und weit unbedeutender war, als wofür ich ihn gehalten hatte."[1]

Marcé[2] theilt die Geschichte einer gebildeten, nicht eben sehr intelligenten jungen Frau mit, die während eines Anfalles von Manie, wobei Eifersuchtsideen in den Vordergrund traten, Briefe an ihren Ehemann schrieb, die hinsichtlich ihres beredten, leidenschaftlichen und energischen Ausdruckes sich dreist mit den feurigsten Stellen der Neuen Héloise messen konnten. Wenn aber der Anfall vorüber war, so wurden die Briefe wieder einfach und bescheiden, und Niemand hätte zu glauben vermocht, sie seien aus derselben Feder wie jene geflossen.

Erhöhte geistige Thätigkeit, sagt Dagonet, beobachtet man sogar auch in Depressionszuständen, häufiger jedoch bei den Expansivformen. Als Belag dafür diene der Brief einer Melancholischen, den sie an ihren Ehemann, einen Dorfschulmeister, schrieb. Der Brief wimmelt von orthographischen Fehlern. Die Frau war ungebildet und in ihrem Normalzustande wusste sie sich nicht geläufig auszudrücken; während der Krankheit jedoch hatten sich ihre geistigen Fähigkeiten gehoben. Der Brief lautet:

„Warum hat der Herr des Weltalls mein Grab nicht aufgethan in der Blüthe meiner Jugend? Warum hat er mich damals nicht fern von dir gehalten, da du mich nicht liebtest und ich dein Unglück bin? — Warum wurde ich Mutter? — Um unglücklich, mehr als unglücklich zu werden und meine Kinder, die ich so sehr liebe, zu verlassen . . . Warum hassest du mich? . . . Stände ich mit den Füssen in glühendem Oel, so würde ich noch sagen: Ich liebe dich! — Warum liessest du mich nicht sterben? Du wärest nun glücklich und ich meine Leiden los . . . Meine lieben Kinder würden mit ihrem Spiel-

---

[1] Leuret, *Fragments psychologiques sur la folie.*

[2] *Annales médico-psychologiques,* tom. III, p. 93, 1864.

zeug kommen und sich auf mein Grab setzen; .. ich würde im dunkeln Grabe sie noch sagen hören: „Da ist unsere Mutter!“[1]

Wäre diese Frau bei der Lektüre von CHATEAUBRIANDS Dichtungen gross geworden, so hätte sie sich nicht mit mehr Schonung und Gefühl ausdrücken können.

Ein junger Mensch (sagt TISSOT), dem sein Lehrer nichts beibringen konnte und der, wie man sagt, das Eigenschaftswort nicht mit dem Hauptworte zu verbinden vermochte, sprach während eines bösartigen Fiebers fliessend Lateinisch und entwickelte Gedanken, die ihm bis dahin nie gekommen waren.[2]

Unter anderen Beispielen für den Zustand, den Lecamus „weise Narrheit“ nennt, führt er das von Frl. Antheman an, die während des Deliriums lachte und bester Laune war. Da ihre rechte Hand gelähmt war, so gebrauchte sie die linke mit unglaublicher Geschicklichkeit zum Malen und Sticken; nicht weniger staunenerregend als ihre Handarbeiten waren die geistigen Leistungen. Sie deklamirte Verse von höchstmöglicher Lebendigkeit und Zartheit, die ersten, die sie überhaupt gemacht hatte.

„Ich werde versuchen,“ sagt GÉRARD DE NERVAL in seinem Buche *Le Rêve et la Vie*, „die Eindrücke einer langen Krankheit zu schildern, die sich lediglich in den Geheimnissen meines Geistes zutrug. Ich weiss eigentlich nicht, weshalb ich den Ausdruck Krankheit gebrauche, denn nie in meinem Leben habe ich mich wohler gefühlt. Mitunter glaubte ich, meine Kraft und Thätigkeit seien verdoppelt, es schien mir, als wisse ich alles, als verstehe ich alles; die Phanthasie trug mir unendliche Genüsse zu. Wenn man das wiederbekommt, was die Leute den Verstand nennen, sollte man da bedauern ihn verloren zu haben?“

Welcher Irrenarzt hätte nicht ähnliche Ausprüche aus dem Munde unglücklicher Irren vernommen, die nach Wieder-

---

[1] *Annal. médico-psycholog.*, 1850, p. 48. — PARCHAPPE, *Symptomatologie de la folie.*

[2] TISSOT, *Des nerfs et de leurs maladies,* p. 133.

erlangung ihrer Vernunft den vorübergegangenen Zustand, diese vita nova, die Gérard als das Ueberströmen des Traumes in das wirkliche Leben definirt, vermisst hätten."

„Einer erhöhten geistigen Rührigkeit," sagt Parchappe, „begegnet man beim Irrsein häufig; im akuten Stadium ist sie sogar das augenfälligste Symptom. Die wissenschaftlichen Jahrbücher enthalten eine Menge authentischer Fälle, welche dazu beitrugen, das Vorurtheil von übernatürlicher Erhöhung der Geisteskräfte zu bestärken, dieselben erklären gewissermaassen, wie die Liebe zum Wunderbaren bei leichtgläubigen Beobachtern durch Uebertreibung und Entstellung ähnlicher Thatsachen den unglaublichsten Erzählungen, von denen die Geschichte der religiösen Sekten, vor allem aber die Geschichte der Besessenheit im Mittelalter wimmelt, Glauben verschaffen konnte."

Auch van Swieten (*Commentarii* 1121) hat eine Frau gesehen, die während des manischen Anfalles in Versen sprach, die sie mit grösster Gewandtheit machte, obgleich sie in ihrem früheren gesunden Zustande nicht die mindeste poetische Anlage gezeigt hatte.

Lorry gedenkt einer vornehmen, mässig begabten Dame, die in Anfällen von Melancholie so intelligent sich zeigte, dass sie in wohlgesetzter Rede über die schwierigsten Fragen sich zu äussern vermochte.

Ein junges vierzehnjähriges Mädchen aus dem Volke war anlässlich einer Mission in Irrsinn verfallen und sprach so gewandt über religiöse Dinge, als ob sie Theologie studirt habe; sie sprach über Gott und Christenpflicht und verstand es, die ihr gemachten Einwürfe in scharfsinniger Weise zurückzuweisen. (J. Frank, *Mania.*)

Morel theilt mit, er habe Gelegenheit gehabt zu bemerken, dass bei einigen hypochondrischen, hysterischen und epileptischen Irren die Geistesthätigkeit während des Ausbruches der Anfälle sich ausserordentlich steigere. — „Ein junger hypochondrischer Geisteskranker in meiner Behandlung setzte alle Diejenigen, die ihn sahen, durch seinen Redefluss und durch seine glänzende Darstellungsgabe in Erstaunen. Zu ge-

wissen Zeiten gelang es ihm, in einer Nacht ein Musik- oder Theaterstück fertig zu stellen, das nicht ohne bedeutende Schönheit war. Für mich jedoch, der ich den Kranken kannte, war die Prognose dieses Zustandes keinen Augenblick zweifelhaft. Ich wusste, dass dieser junge Mensch nach drei bis vier Tagen der Aufregung in ein dumpfes Hinbrüten und in einen Stumpfsinn verfallen würde, in welchem ihm sogar das Bewusstsein über seine natürlichen Bedürfnisse fehlte. Dieser traurige Zustand endete schliesslich mit vollständigem Blödsinn.

„Auch bei einer Hysterischen mit vorwiegend religiösen Wahnvorstellungen habe ich dergleichen ausserordentliche Erscheinungen im Bereich des Erinnerungsvermögens beobachtet. Sie hatte häufig Predigten beigewohnt und noch mehr gelesen. Ich habe sie oft Wort für Wort wiederholen gehört, was sie gelesen und was man in ihrer Gegenwart gesprochen hatte. Mit dem Buche in der Hand konnten wir ihr folgen, wenn sie unter dem Einfluss der nervösen Ueberreizung ihres Gedächtnisses die Predigten sehr bekannter christlicher Redner vortrug. In ihrem gewöhnlichen Zustande war es ihr unmöglich, etwas Aehnliches zu thun. Wir wussten aber, wie bei der vorigen Beobachtung, was von einer derartigen Erscheinung zu halten war, von den zahlreichen Fällen abgesehen, mit denen man die Leichtgläubigkeit aller Zeiten ausgebeutet hat. Es war bei dieser Hysterischen das Wahrzeichen für den Ausbruch einer Exacerbation, auf welche der Stupor folgt.

Wir wollen einmal die ausserordentliche Spannung der Aufmerksamkeit bei einer hypochondrischen Irren betrachten, die ihre eigenthümlichen Empfindungen selbst mittheilt. Ich gebe den Auszug nach einem von dieser Kranken mir hinterlassenen Tagebuch, welches alles enthält, was diese Art von Kranken empfinden.

6. September 1852, 9 Uhr abends. — Diesen Abend beim Zubettgehen lebhafter Schmerz in der Kreuzgegend und in den Schenkeln. Schmerzhaftes Reissen im linken Ohr und Auge. Beim Einschlafen von Furcht übermannt. Ich falle in bodenlose Abgründe, wie mit einem eisernen Haken, der mir den Kopf und das Herz in die Höhe zieht.

7. September 1852, 7 Uhr abends. Schiessender Schmerz in den Augen. Heftiges Leiden der Augenlider. Druck in den Schläfen, besonders in der linken. Die Augen thränen beständig, der Kehlkopf zusammengepresst; ein furchtbarer, immerwährender Heisshunger lässt mir keine Ruhe. Ich werde so zornig, dass mich die Anderen für verrückt halten. Könnte ich aufschreien, so würde mir das wohlthun, es kocht in mir und ich sehe gut dabei aus. In meinem Schädel fühle ich etwas wie eine kleine Säge. Beständig dieses Sägen und Raddrehen. Meine Knochen kommen mir vor wie trockenes Holz, das brennt wie Campecheholz.

8. September 1852. — Habe den ganzen Tag nichts thun können. Ein Gürtel umschnallt mir die Stirn. Ich lege mich tiefbekümmert. Furcht beherrscht mich, bisweilen ein Gefühl wie Hass, ein klein wenig (erlaubte) Eifersucht gegen Diejenigen, die sich frei bewegen und arbeiten können. Ich habe im Rücken wie kleine Darmsaiten, die nach allen Richtungen hinstreichen und Musik machen wie eine Harmonika. Das ist zum Sterben. Der stärkste Mann müsste vor Schreck todt umfallen, wenn ein Wesen in meinem Zustande ihm erschien. Und man lacht über mich. Die Aerzte wollen nichts hören von meinen Leiden. Es giebt Augenblicke, in denen ich alles, was ich jemals gesehen, auf einmal beisammen sehe. Ich fühle mich in die Lüfte oder auf die Dächer gehoben; ich fürchte mich vor mir selbst. Fast wie ein altes Rembrandtsches Gemälde in Kupferstich.

Träume. — Verreckte Pferde ohne Kopf, beim Abdecker. Schrecken jeder Art. Dann sind es meine Familienangehörigen, die mir erscheinen; alles aber sehe verhässlicht, verkürzt, mir ist es wie eine Camera obscura und ich sehe alles verkleinert. Ich gebe zu, dass ich närrisch bin, aber gebt auch ihr wenigstens zu, dass ich recht krank bin u. s. w.“

Man weiss, schreibt PAULHAN,[1] dass gewisse Geistesfähigkeiten bei den Blödsinnigen bisweilen intakt bleiben. Sie können z. B. Karte oder Dame spielen, obgleich ihr Geist im

[1] *Revue philosophique*, 1888.

ganzen aus den Fugen ist. Bei den Idioten findet man ähnliche Dinge. GRIESINGER fand in Earlswood bei London einen jungen Mann, der ein merkwürdiges Modell von einem Kriegsschiffe ganz allein angefertigt hatte; er war übrigens sehr beschränkt, insbesondere hatte er keinen Begriff von Zahlen. „Man sieht häufig Individuen auf der tiefsten Stufe des Blödsinnes, die recht gute Zeichnungen oder Malereien ausführen; natürlich ist das bei ihnen nur ein mechanisches Geschick."

ESQUIROL erzählt den Fall eines Generals, der an Manie litt. „Das Delirium dauert während des ganzen Sommers mit einigen Intervallen, wo es nachlässt; während der letzteren schreibt er Komödien, Vaudevilles, welche die Inkohärenz seiner Gedanken erkennen lassen; trotzdessen sinnt er über die Verbesserung einer Waffe, von der er eine Zeichnung macht, wonach er ein Modell angefertigt zu sehen wünscht. Eines Tages begiebt er sich zu dem Waffenschmied, wird aber auf dem Heimwege von Unruhe und Delirium befallen. Acht Tage darauf kommt er wieder zum Waffenschmied, das Modell ist fertig und er bestellt 50,000 Stück danach anzufertigen. Dieser Auftrag allein klärt den Waffenschmied über die Krankheit des Generals auf. Die Waffe wurde übrigens später für gut befunden und eingeführt." Demnach war trotz der allgemeinen Gedankenzerrüttung ein wichtiges System erhalten und nutzbar zu machen.

Der schon erwähnte Dr. ESQUIROS (nicht zu verwechseln mit ESQUIROL) führt folgende sehr merkwürdige Thatsachen an: „LEURET hat uns die Geschichte eines Irren in Bicêtre vorgetragen, der während seiner Krankheit ein bedeutendes Talent zum Schriftstellern erkennen liess, das ihm im gesunden Zustande durchaus abging. „Ich bin noch nicht ganz genesen," äusserte er selbst dem Arzte gegenüber, der ihn entlassen zu können vermeinte, „ich habe dazu noch zu viel Geist. Wenn ich mich wohl befinde, brauche ich acht Tage Zeit, um einen Brief zu schreiben. In meinem natürlichen Zustande bin ich dumm; warten Sie noch bis dahin." Derselbe Beobachter theilte uns ferner das Beispiel eines Kaufmannes mit, dessen Geschäfte

schief gegangen waren; während seiner Krankheit nun fand der Mann heraus, wie er sie wieder ins Gleiche bringe; mit jedesmaligem Aufhören eines Anfalles von Delirium traf die Vervollkommnung einer mechanischen Vorrichtung, oder die Entdeckung eines Mittels zusammen, wodurch er seinem Geschäft einen neuen Aufschwung gab. Nach Ablauf dieser vortheilhaften Geisteskrankheit hatte er seinen Verstand und sein Vermögen wiedererlangt.

In der Anstalt des Dr. Blanche auf dem Montmartre zeigte man uns an den Wänden Reste einer Kohlenzeichnung, die halbverwischt die Königin von Saba und irgend einen König vorstellte. Es war das Werk eines bekannten jungen Schriftstellers, bei dem die Krankheit, von der er übrigens genas, dieses neue Talent entwickelt hatte, das im gesunden Zustande nicht oder wenigstens sehr mässig vorhanden gewesen war.

„Man sagt, Marion Delorme habe in einem Irrenhause den Mann gefunden, der zuerst die Idee gehabt, die Dampfkraft für gewerbliche Zwecke zu verwenden, Salomon de Caus. — Die Talente, welche durch die Krankheit zur Erscheinung kommen, verschwinden grösstentheils mit der Krankheit wieder.“[1]

In meiner Klinik in Pavia befand sich ein junger Bauernsohn, der im Alter von zwölf Jahren sehr originelle Melodien erfand und seinen Unglücksgefährten Spitznamen anhängte, die sie noch heute tragen. Mit ihm zusammen befand sich ein alter verwachsener, pellagrakranker Bauer, der auf die Frage, ob er sich glücklich fühle, die eines griechischen Philosophen würdige Antwort gab: „Alle Menschen sind glücklich, sogar die Reichen, wenn sie nur wollen.“

Viele meiner Leser werden sich eines gewissen B. erinnern, der nacheinander Musiker, Bedienter, Lastträger, Garkoch, Spielwarenhändler, Soldat, Schreiber und dabei stets unglücklich gewesen ist. Er hinterliess uns eine selbstgefertigte

---

[1] Esquiros, *Paris au XIX. siècle. — Les maisons de fous*, tom. II. pag. 163.



Beschreibung seines Lebens, die, abgesehen von orthographischen Fehlern, gedruckt zu werden verdiente, und bat um seine Entlassung in Versen, die für einen ungebildeten Mann aus dem Volke originell und schön genannt werden dürfen.

Vor kurzem hörte ich einen geisteskranken Schwammhändler über die Grundidee vom Kreislauf des Lebens folgendermaassen sich ausdrücken: „Wir sterben nicht. Wenn die Seele abgenutzt ist, so schmilzt sie und verwandelt sich. Mein Vater sah an derselben Stelle, wo er sein todtes Maulthier vergraben hatte, eine Menge Champignons treiben und die Kartoffeln, die früher immer nur sehr klein geblieben waren, um das Doppelte wachsen.“ Da sieht man also einen gewöhnlichen Kopf durch die Triebkraft des Irreseins zu Begriffen sich erheben, zu denen sich die grössten Denker kaum emporschwingen können.

G. B., der Neffe eines berühmten Schriftstellers, war irr. Als ich ihm, da er ausreiten wollte, nicht gern gestattete, ein etwas launisches Pferd zu besteigen, sagte er: „Keine Furcht, Doktor. Similia similibus.“

M. G., ein trübsinniger Kaufmann, antwortete Einem, der ihn Mr. le Comte genannt hatte: „Was für ein Comte (Graf), ich habe Comptes (Rechnungen) die Menge gemacht, aber in Geld, andere kenne ich nicht.“

Als ich die moralisch-irrsinnige Frau M. eines Morgens fragte: „Warum wollen Sie mir die Hand nicht reichen? Sind Sie böse?“ antwortete sie: „Pallida virgo cupit, rubicunda recusat.“ Auf die Frage ob sie die Anstalt bald zu verlassen hoffe, erwiderte sie, sie werde gehen, wenn die draussen ihren Verstand wiedergefunden hätten.

V., ein Dieb und irr, war während eines Spazierganges davongegangen. Da man ihn eingeholt hatte und ihm den Missbrauch des Vertrauens zum Vorwurf machte, meinte er, er habe nur die Gelenkigkeit seiner Beine probieren wollen.

B. B., eine über 70 Jahre alte, zahnlose Maniakalische, erging sich in Schmutzreden. Da man ihr das für ihr Alter unschickliche Benehmen vorhielt, sprach sie: Alter, Alter! Sehen Sie denn nicht, dass ich noch nicht einmal gezahnt habe?

N. B., den der Wahnsinn zum Dichter gemacht hatte,

schrieb ganz hübsche Verse, an denen nur die Füsse etwas zu lang geriethen; sein Zimmergenosse G. R. meinte, er mache die Füsse absichtlich so lang, damit die Verse festen Grund hätten und seinem Gedächtniss nicht entrinnen könnten.

1. Dichter. — Sehen wir uns nun einmal nach den wirklichen Dichtern der Irrenhäuser um. Wenige von ihnen besitzen eine vollständige litterarische Bildung; die meisten scheinen inspirirt, ich möchte fast sagen durch die Krankheit hingerissen zu sein. Ich könnte viele Beispiele dafür anführen, wenn der Plan und Raum dieses Werkes es erlaubten. Ich beschränke mich daher nur auf wenige, um den Widerspruch in den Charakteren zu zeigen, da es höchst merkwürdig ist, die Uebergänge von tiefer Traurigkeit zu ausgelassener und selbst obscöner Lustigkeit und von vornehmer Eleganz zu blödsinnigem Geschwätz zu beobachten.

Parant[1] theilt ein Gedicht von einem Toulouser Irren mit. Der Verfasser richtet sein Opus in Form einer Epistel an einen der Hülfsärzte des Asyls, bei dessen Beförderung auf eine andere Stelle und bei seiner Abreise nach dem neuen Wohnort.

An Herrn Doktor C...
Epistel (13. Mai 1887).

Es fordert ein Arzt meine Muse heraus.
Viel Ehre fürwahr! doch in diesem Haus,
Wo alles so schwarz und den tristen Poet
Kein göttlicher Hauch von oben anweht...
Welch schweres Geschäft, hier Verse zu bilden!
Ja, als ich noch weilt' in des Südens Gefilden,
In der schönen Gascogne, da weckte wohl mal
Den verdüsterten Geist ein glühender Strahl.
Im stolzen Bordeaux, mit dem feinen Ruhm,
Da sang ich von Wein und von Narrenthum,
Versteht sich von Narren mit Schellen.
Nun haben die feindlichen Wellen
Die Ruhe geraubt mir und mich verbannt
Von der Gironde weinreichem Strand.
Vorbei ist's mit Liedern und Madrigals,
Mit tollen Weisen und attischem Salz.
Die weinende Muse ist flügellahm,
Wie ein Engel, dem man den Himmel nahm!

[1] *La raison et la folie,* Paris 1887.

Der Vogel im Käfig giebt keinen Hall,
Nicht bin ich mehr die Nachtigall,
Grasmücke nicht und auch nicht Finke —
Du schmeichelst, Doktor, glaub'! ich dünke
Mich nicht Poet zu sein, nur Reimling; hier
Die Verse selbst beweisen's dir.

Nur dir zu Gefallen ich reimen muss —
Doch störrisch ist der gefangene Pegasus. —
Willst du die Muse neu beleben,
So musst du ihm die Freiheit geben,
Wie ich durch dich gesundet bin.
Nicht Jugend fordr' ich, die ist hin!

„Entschieden zeigt sich in diesem kleinen Dichtwerk eine sehr lebendige Auffassung. Gleichwohl hat der Verfasser an den Tagen, wo er es schrieb, einen Selbstmord- und einen Mordversuch auf seine Mutter gemacht, ist wechselsweise erregt und niedergeschlagen gewesen, hat aber immer unter der Herrschaft derselben Wahnideen gestanden. Während der Depression bildet er sich ein, man beschuldige ihn gewisser Verbrechen, er werde vor die Geschworenen kommen, er sei von aller Welt verachtet, und an allem sei seine Frau schuld; er hallucinirt offenbar." (Parant.)

M. G., selbst ein Dichter von Ruf und Bruder eines berühmten Dichters, wurde infolge unmässigen Trinkens von Manie befallen. Er misshandelte seine Frau, schrie und tobte gegen seine vermeintlichen Verfolger. Nachdem die ersten Anfälle vorüber waren, verfiel er in Grössenwahn, schrieb sehr schön klingende, aber zusammenhangslose Verse, eine Tragödie mit 60 Personen, wo Archimedes, Garibaldi, Victor Emanuel, Charles-Felix, Eva, David, Saul nebeneinander vorkommen sogar Unsichtbare, Sterne, Kometen halten darin Reden. Z. B. wird Archimedes folgendermaassen angeredet:

Dall' Erebo uscito, respondi, ove sei?
O forse t'involi pei balzi cruenti?
Se un giorno lanciasti, atleta agli dei
Un angiol dai vanni di fuoco lucenti
Ancor non è stanco dei cieli il tiranno . .
Se più della luce la notta t'abbella,
Si tinga di nero la vecchia tua stella.

Dem Erebus entfloh'n, wo bist du? sprich
Verbirgst dich wohl auf blut'gen Klippen?
Hast einst den Göttern zugeschleudert
Den Engel mit dem feurigen Gefieder —
Noch ist nicht müde der Tyrann der Himmel.
Wenn mehr dir als das Licht die Nacht gefällt,
So kleide sich in Schwarz dein alter Stern.

Darauf antwortet Archimedes:

Ich bin der Löwe, der da brüllt, und der die Mähne schüttelt.

Von der Prosa des Verfassers geben wir folgendes Beispiel, aus dem sein Grössenwahn hervorleuchtet:

„Der einzige anständige Mensch, den man gleichwohl für irr und hochmüthig genug hält, dass er von dem Menschengeschlecht als ein Gott anzubeten wäre — gegen den er in Wirklichkeit viel zu untergeordnet ist — bin ich, der Unterzeichnete S. M., nicht Papst, nicht König, nicht Präsident der Republik; im Gegentheil, der ich jede Regierung und Regierungsform, jede Partei und Parteigenossen hasse. Ich, S. M., Sohn meines Vaters, Bewohner von F., einer Stadt, die man mit Stumpf und Stiel ausrotten müsste, ohne selbst die Fliegen zu schonen.“

Er versuchte sich später in allen möglichen Formen von Poesien, in barbarischen Versmaassen oder besser gesagt in den unmöglichsten Versmaassen, die er Ameter oder Olimeter nannte. Mitunter hielt er sich für Horaz.

Noch schlechter war seine neue Prosa. Er wollte eine neugriechische Sprache schaffen, in welcher die Steine Lithiases, die Freunde Philos, die Zeiten Chronos, die Hände Chires u. s. w. hiessen. Z. B. „Wir gehen auf Lithiases, denn das ist es, was man den Kies nennt, der die Wege bedeckt.“ — „Die Bauchspeicheldrüse (Pancreas) ist das Blasenstück, oder Philtrum oder der Harnsack, der durch das Emporeticum, d. h. den männlichen Harnweg geht, der aus Gutta-Percha oder besser Gutta-Perder besteht, was ein- und dasselbe ist.“

Kurz darauf macht er gleichwohl einige Sonette, die sich den heitertesten Reimen Bernis ebenbürtig zur Seite stellen

liessen. Danach hätte man ihn für einen wirklichen humoristischen Dichter halten können; — aber ein paar Tage später ist er wieder anders; seine Verse werden düster, ernst und streng und geben ein lebendiges Bild von der einsamen Trauer des Melancholischen.

„An mich selbst.

Und mit wem hast du es? — Mit Allen und Keinem, mit dem Himmel, der sich dunkel färbt, mit dem Silbenmaass, das die Seufzer nicht wieder giebt, die mein Herz zernagen. — Am Hass, am Leiden Aller habe ich Freude.“

„Leiblich-seelischer Zustand des P. L.
hier im Asyl.

Wer auf den ersten Blick dich sieht — denkt sicherlich dir fehlt Gemüth — doch falsch gedacht, denn oft genug birgt rauhe Hülle zarte Liebe, die aufflammend zum Guten sich erwärmt. So haucht der Rose Blatt unsichtbar aus den Duft, der seine Adern füllt; wie dem Jasmin, entströmt dem Liebeshauch der holde Duft. — Feind allem Spiel, braust Venus, Bacchus feur'ger Athem umsonst dich an, ihr neckisch Schmeicheln prallt von deiner harten Rinde ab. Du bist von Stein, die Winde fächeln vergeblich um dich her.“

Es folge hier noch ein kleines meisterhaftes Gemälde vom Seelenleiden des Dichters:

„An einen Vogel im Hofe.

Vom Busch zum Felsen, — Vom Felsen zum Hügel, — Trägt dich dein Flügel, — ob du fliegst, ob du ruhst bei Tag und bei Nacht — Wir gebunden an unsern Stolz — Wie das Rad in eiserner Speiche; — In ew'gen Qualen drehen wir uns — Immer im Kreise und immer hier! — Caval. Y.“

Diese Verse wurden unter den Augen des Dr. Tarchini-Bonfanti verfasst von einem Geisteskranken. Um die Schönheit dieser Zeilen richtig zu verstehen, muss man wissen, dass sie auf den Hof des Asyles anspielen, wo ein hoher Baum steht, unter dem der Verfasser mit seinen Leidensgefährten gewöhn-

lich sich aufhielt. „Sie halten sich da fast den ganzen Tag auf, schreibt mir Tarchini-Bonfanti, und gehen auf dem Steinpflaster, der den Hof umgiebt, umher. Der Verfasser der Verse ist seit 20 Jahren hier, hält sich für einen Edelmann, einen Fürsten u. s. w. und sieht überall Geheimnisse; — lange Zeit hatte er die Schrulle, mit seiner Pfeife die Schlüssel des Direktors zu berühren. Er hat es gern, sich in recht sauberen Kleidern zu zeigen und befleissigt sich vornehmer Manieren. Er zeichnet ziemlich gut, bringt aber meist nur Schmierereien zu stande; wenn er nicht kopirt, beziehen sich die Sachen, die er erfindet, stets auf gewisse geheimnissvolle Grillen, die er im Kopf hat.“

Es ist also ein Kranker, bei dem der Grössenwahn eine systematische Form angenommen hat. Das Sonderbare ist, dass Y., der ein Schreibwüthiger ist, ausser an dem genannten Tage immer nur in Prosa und mehr als mittelmässige Verse, überdies höchst unkorrekt schrieb, — aber immer aufs tiefste von seinen eiteln Träumereien überzeugt, die er doch in seinen Versen geisselt. Als Beweis dienen ein paar Bruchstücke, die wir aufs Gerathewohl aus seinen Handschriften herausziehen.

„Thier oder Mensch um eines Haares willen — gegen mein Ordensband — das der Hutmacher geküsst hat. — Eingesperrt! fort!

Ich will spazieren gehn — es ist mein Wille so, weil ich das Recht darauf habe — dem Gesetz zufolge, das Sie kennen, ohne Zweifel! Der Untergebene mit Ihrem Schlüssel.“

Dass sein Grössenwahn auch damals, als er die schönen Verse an den Vogel schrieb, fortdauerte, bewies übrigens die Unterschrift, der er seinen Titel als Cavaliere Y. beifügte.

Ein anderes Beispiel liefert uns ein Verrückter aus Siena, einer Stadt, die eine der reichsten Italiens — an geistreichen Narren ist.

„Die Ameise. — Wenn es ein gemeines, hässliches und boshaftes Thier auf der Erde giebt, dem man den Garaus machen sollte, wegen seiner feigen Nichtswürdigkeit, so ist das — es haben es auch schon Andere gesagt — die Ameise.

Kommt der Sommer, der arme Bauer schwitzt beim Mähen, — so schleicht sie ganz heimlich, unversehens heran und schleppt die Aehren weg, die unersättliche Ameise.

Im kalten Winter am geschützten Ort — spottet und lacht sie über den Arbeiter — frisst und frisst sich dudeldick — und giebt dem Bettler kein Körnchen ab, die geizhalsige Ameise.

Selbstsüchtige nur und schwachköpfige Leute sind es, die sie unter den lobenswerthen Thieren in die erste Reihe stellen, die Muse ist ihr Feind — der unedeln Ameise.

Höre zu, liebes Kind! — Findest du auf deiner Tenne dieses fluchwürdige Insekt, so tritt mit deinem kleinen Fuss darauf — zertritt geschwind alle Ameisen. Gott segnet dich dafür."

Der Verfasser dieses Gedichtes ist ein dem Blödsinn naher Verrückter, der einer lothringischen Familie anzugehören vermeint, wie aus nachstehendem Briefe hervorgeht:

Herr Doktor! — Hier die Verse. Ich habe sie in wenigen Minuten verfertigt; sie schmecken etwas nach Improvisation. Für den Fall, dass Sie dieselben veröffentlichen (was nicht schwierig ist) und eine Einleitung hinzufügen (was sehr leicht ist), bitte ich Sie, als Gentleman daran zu handeln. Seit der Veröffentlichung des Heimchens (in der Chronik vom Monat Januar 1886), das Sie mir gestohlen haben — und das ich niemals veröffentlicht hätte, als inkorrekt — habe ich wenig Verlass auf Sie. Sie haben geschrieben, es sei Ihnen gegeben worden (ich wiederhole, Sie haben es mir gestohlen) von einem armen Monomanen (oh! es scheint mir, Sie zeigen sich in Ihrem wahren Lichte), der sich für einen Lothringer ausgebe. Die Wahrheit ist, dass ich seit länger als einem Jahre (seit der Veröffentlichung des Heimchens) mich für Heinrich VI. von Bourbon, d. h. für den Dauphin erklärt habe. Wenn ich in der ersten Zeit meiner Gefangenschaft an diesem Orte mich Peter Leopold von Lothringen (den dritten dieses Namens) genannt habe, so hiess das nicht, dass ich ein Lothringer bin, denn man konnte jedweden Lothringer (Bastard oder Zweifelhaften) darunter verstehen;

Peter Leopold III. ist der Chef des erhabenen Hauses, er ist sehr legitim und ich kenne ihn. Auch in dieser Sache ist Unzuverlässigkeit im Spiel. Also . . .

Ihr E. M.

Folgendes ist der Brief eines in St. Anne internirten Droguisten an die Jungfrau Maria.

St. Anne, 26. Februar 1880.

Madame,

Veuillez agréer l'hommage
De ce modeste sonnet
Et le tenir comme un gage
De mon sincère respect.

Sonnet.

Souvenez-vous, reine des dieux,
Vierge des vierges notre mère,
Que vous êtes sur cette terre
L'ange gardien mystérieux.

Derselbe richtete an Herrn Magnan ein langes Gedicht über eine dramatische Vorstellung und führt dasselbe mit folgenden anmuthigen Versen ein.

Venéré Docteur,

L'estime et la reconnaissance
Sont la seule monnaie dû coeur,
Dont votre pauvre serviteur
Dispose pour la récompense,
Qu'il doit à vos soins, pleins d'honneurs.

Recevez donc cet humble hommage,
Docteur admiré, révéré,
Et j'ajouterai bien-aimé,
Et vous vouliez tenir pour gage
Qu'en cela du moins j'ai payé.

Ein Anderer scheint weniger von Hochachtung und Dankgefühl durchdrungen zu sein. Er hat eine Satire auf die Irrenärzte in 120 Alexandrinern verfasst, die mit Schmähworten gespickt sind, wie „schamlose Medikaster“, „verworfenste Verbrecher“, die ihr heiliges Amt zu niedrigen Verleumdungen und zu einem teuflischen Handel missbrauchen, um sich mit ihren Gehältern vollzupfropfen, die Schriften ihrer unglücklichen Pflegebefohlenen unterschlagen oder vernichten u. dgl. m.

Der Verfasser dieser Verse, M. X., war infolge übermässiger geistiger Arbeit plötzlich von unerträglichem Kopfschmerz befallen worden; darauf waren beängstigende Gefühle,

Gewissensbisse über eingebildete Vergehen, Furcht vor Strafe von Gott gefolgt und wenige Tage danach der Wahn, er sei von Gott, wie einst Nebukadnezar, in ein Vieh verwandelt worden. Von da ab erschien ihm die Erde verkehrt, alles kam ihm grün vor; wenn er sprach, glaubte er von den Thieren verstanden zu werden. Begegnete er einem Pferde oder Esel, so hielt er sie für seinesgleichen; erblickte er eine Wiese, so glaubte er grasen zu müssen, und nur die Scham vor Verwandten und Freunden hielt ihn zurück, wenn er es nicht that. Mitten in diesem sonderbaren Geisteszustande fing er an Verse zu schreiben behufs einer Preisbewerbung in der Provinz. Er lief einen ganzen Tag bei hellem Sonnenschein mit unbedecktem Kopfe umher auf der Suche nach einem Reim, und als er denselben nicht fand, verlor er abends vollends den Kopf, machte seiner Mutter und Frau einen schrecklichen Auftritt, warf seinen Hut in den Bach und trampelte mit den Füssen. Darauf stürzte er fort, stürmte nach dem obersten Stockwerk seines Hauses, drückte eine Mansardenthür ein und versuchte die Magd, die dort schlief, zu erwürgen.

Man machte ihn dingfest und brachte ihn in die Irrenanstalt. Unterwegs sprach er fortwährend: „Ich bin ein Elender!" Im Zimmer des Arztes bemerkte er ein Bild Napoleons und sprach halblaut darauf los; dann fragte er feierlich, wann er morgen guillotinirt werden würde. Die Nacht war sehr unruhig, er schrieb fieberhaft auf das Papier, das man ihm gelassen hatte und fragte jeden Augenblick, was man mit dem Mörder Dumolard anfangen wolle. Endlich schloss er seinen Brief und adressirte ihn an den Kaiser Napoleon III. Darauf riss er sich die Barthaare eins nach dem andern aus und schrie: Ich suche meinen letzten Eingeweidewurm. Nach einiger Zeit beruhigte sich X. insoweit, dass ihn der Direktor zu sich zu Tisch einlud. Während des Gespräches fragte ihn einer der Aerzte: Warum interessirten Sie sich damals, als Sie krank waren, so sehr für Dumolard. Erklären Sie uns doch gefälligst den Sinn der Worte, die Sie so bedeutungsvoll sprachen: Ich suche meinen letzten Wurm. — Sagen Sie uns doch, wenn Sie es noch wissen, was damals in Ihrem Geiste vorging.

Seine Antwort folgt hier wörtlich, wie SENTOUX sie aufgezeichnet hat.

„Im Anfang meiner Krankheit hatte man mir einen Hut gereicht, dessen eigenthümliche Form mir auffiel. Alles war mir wie im Nebel. Ich bildete mir ein, der Hut solle zur Prostitution dienen, darum trat ich ihn unter die Füsse und wurde so zornig, dass ich meine Mutter, die ihn mir selbst aufsetzen wollte, hätte umbringen können. Als ich am Abend mit meiner Familie bei Tische sass, hörte ich, dass man draussen Leute verhaftete und dass man von mir spreche. Dem zu entgehen, stürzte ich aus dem Zimmer und gerieth auf meiner Flucht dahin, wo das Mädchen schlief. Bei ihrem Anblick stutzte ich und fragte mich, was ich bei ihr wollte. Da erwachte in mir die Erinnerung an Dumolard und urplötzlich hielt ich mich selbst für Dumolard, als solcher wollte ich das Mädchen missbrauchen und sie umbringen. Man verhaftete mich und brachte mich hierher. Im Zimmer sah ich nicht das Bild des Kaisers, sondern den Kaiser selbst, der mir Vorwürfe über mein Verbrechen machte und mir eine schreckliche Strafe androhte. Auf meiner Abtheilung meinte ich im Gefängniss und inmitten jeder Art von Verbrechern mich zu befinden. Als man mir ein Klystier beibrachte, vermeinte ich, es sei vergiftet und das sollte meine Strafe sein, die Sühne für meine Uebelthaten, die zu gross wären, als dass mein Kopf die Guillotine besudeln dürfe, das Beil sei etwas zu Ehrenvolles für mich. Bald empfand ich auch die Wirkung des Giftes, ich sah, wie mein ganzer Körper voll von Würmern war; sie nagten an mir, mein Fleisch faulte und fiel von mir ab. Als ich sagte, ich suche meinen letzten Wurm, da versuchte ich einen der Würmer, die mich zerfrassen, festzuhalten, sie zergingen aber zwischen meinen Fingern. Da ich fühlte, dass ich sterbe, wollte ich mit einem der Würmer vor Gott treten, um mit dem Werkzeug meiner Strafe in der Hand ihm zu sagen: Es ist wahr, ich bin ein scheusslicher Verbrecher, aber meine Strafe war fürchterlich. Sieh diesen hässlichen Wurm, er ist es, der mich zu Tode gebissen hat. Lass es dir an dieser Strafe genug sein, habe Mitleid und Nachsicht! Als man mir

am Abend einen Trank brachte, nahm ich ihn mit Wollust, weil ich glaubte, er solle mein Ende beschleunigen. Ich schlief nach dem Tranke und staunte nach dem Erwachen darüber, dass ich nicht gestorben und dass ich meine Würmer los war. Man will, so dachte ich, deine Qual gewiss verlängern. Nun fielen mir meine Kinder ein, die ich im Elend umherirren, von Allen um ihres Vaters willen verstossen sah, und da kam mir der Gedanke, sie vor meinem Tode dem Kaiser zu empfehlen. Um ihn inniger zu rühren, sprach ich von der Verwaistheit des kaiserlichen Prinzen, ich that mein Möglichstes in der Hoffnung, dass meine Kinder hier im Asyl untergebracht werden möchten. Danach sah ich meinem Tode mit mehr Ruhe entgegen. Man setzte mir Blutigel und meine Gedanken sammelten sich, ich fing an zu begreifen, was um mich her vorging; an den Extravaganzen der Leute um mich her erkannte ich, dass es nicht Sträflinge, sondern Irre waren. Es war wie ein Lichtstrahl, der mich über meine Lage aufklärte."

Infolge dieser Unterredung suchte man den Brief, den der Unglückliche an den Kaiser geschrieben hatte. Er war in Versen folgenden Inhaltes:

„Weh dem Kind der Strasse!
Es trinkt mehr Thränen als Milch,
Der Frost sticht seine nackte Schulter,
Von seiner Stirn schwindet
Aller Glanz der Anmuth!
Es wächst und ernährt nie
Das frische Lächeln des Glückes.
Es hört nicht die Stimme des Priesters,
An seiner Seite steht nicht der Führer,
Den man die Ehre nennt!

Es wächst wie ein Wurm im Schatten!
Es schleicht wie die Schlange in der Sonne
Und verliert sich unter den Hydern,
Deren finstrer Hass die Städte vergiftet.
Unwürd'ger Kneipenheld,
Falscher Bettler der Winkelgässchen,
Schwindler mit ehrlichem Gesicht,
Hässlicher Dieb auf der Lauer.

Das ist es überall, das ist es immer!
Im Bagno ein schmähliches Opfer,
Wenn nicht unter dem Messer, —
Von Abgrund zu Abgrund rollend
Versinkt das Kind des Verbrechens,
An dessen Wiege kein Engel steht!

Welch weiser Helfer, welch tapferer Lykurg
Erwärmt im Busen diesen armen Wurm,
Und bringt ans Licht, der tief im Schlamme stak,
Dass endlich wahr das hehre Traumbild werde
Von Liebe da, wo keine Mutter ist,
Von Ehre, wo sogar der Name fehlt!

O nein, die stolzen Träumer sind es nicht,
Die ihre Stirn mit Strahlenkränzen kleiden
Und Mosen gleich ihr Haupt erheben;
Aufopferung entflammte nie die Brust,
Ihr Hochmuth, reich an lügenhaftem Tand,
Erzürnt den Armen, aber hilft ihm nicht.

Darauf folgen einige Strophen, in denen Ludwig Napoleon als Vater des Vaterlandes gepriesen wird, der die Barbarei unterdrückt, das gedemüthigte Volk in ein Volk von Riesen verwandelt habe, der in den Falten seines mit Bienen gestickten Kaisermantels die Geschicke Europas lenkt und unter dessen Schutz — wie sein Sohn — auch die Waise vor Frost und Hunger bewahrt sei. Auch Eugenie, der Engel voll himmlischer Güte, der das Löwenherz zur Milde gestimmt hat, erhält ihr Theil. Beide haben die alten Wunder übertroffen, denn „ein einfaches Hôtel-Dieu ist mehr werth als ein Parthenon!"

In diesem Asyl, wohin die rettende Hand des Cäsar sie gebracht, gewinnen die in der Irre Umherschweifenden ein rechtschaffenes Herz, eine männliche Seele, sie brauchen ihres Namens sich nicht mehr zu schämen, und zum Schlusse heisst es: „Frankreich ist unsere Mutter, Napoleon unser Vater."

3. Tageblätter. — Die Leichtigkeit, derartige litterarische Erzeugnisse zu schaffen, hat die Irrenanstaltsinsassen

---

[1] Regnard, *Sorcellerie.* — Sentoux, *De la surexcitation*, 1867.

bisweilen veranlasst, zur Abfassung von Journalen zusammenzutreten, die sie ganz allein selbst redigirten. Derartige Versuche wurden mehrmals in England unternommen, worüber Marcé in seiner Studie über die Schriften der Irren berichtet. Die Litteraturblätter, die er bespricht (*The New Moon*, *The York Star*, *The Opal*), sind von den Kranken innerhalb der Mauern mehrerer Anstalten selbst verfasst und gedruckt worden. Sie enthielten Verschiedenes, namentlich aber poetische Ergüsse, von denen einige durch Originalität des Versmaasses, durch ihre leidenschaftliche Sprache und ihre trefflichen Beschreibungen ausgezeichnet sind.

Das Beispiel der englischen Asyle wurde unlängst in Charenton nachgeahmt, wo die Pensionäre von selbst auf den Gedanken kamen, ein Journal, den Aehrenleser von Madopolis, zu gründen. Es ist nicht vorauszusetzen, dass alle Artikel gut, geschweige denn vollkommen sind.

Ein Herr Z., mit Grössenwahn und sehr eigenthümlichen Verfolgungswahnvorstellungen, war ein äusserst gefährlicher Kranker; er hatte geschworen, den ersten besten, der ihm zu nahe komme, niederzuschlagen. Zu diesem Zwecke hatte er mit unglaublicher Kraft eine grosse eiserne, in die Mauer eingelassene Stange losgerissen und sich hinter einer Thür auf Posten gestellt, um den ersten, der vorbeiginge, umzubringen. Glücklicherweise wurde er rechtzeitig bemerkt und entwaffnet. Die Aufregung legte sich indes und der Kranke schien wieder ziemlich normal zu sein, nur war er nicht dahin zu bringen, an seine Familie zu schreiben oder die Wäsche zu wechseln. Er verbrachte seine Zeit mit Lesen und Uebersetzen von Dickens' Romanen. Gleichzeitig befand sich auf derselben Abtheilung ein Offizier, der sich mit Aquarellmalen unterhielt. Er hatte eines Tages das Haupteingangsthor der Anstalt sehr glücklich getroffen. Z., der die Zeichnung sah, hatte den plötzlichen Einfall, darunter zu schreiben:

„Weg nach Madopolis.

Der Weg nach Madopolis ist nicht eine Landstrasse mit Pflaster, Gräben und Anpflanzungen, es ist eine kreisrunde

Strasse, so gross wie die Erde, so dick wie die höchste der Pyramiden Aegyptens.

Bei der Geburt betritt man diese Strasse, beim Tode verlässt man sie. Sonderbar! im Schlaf eilt man vielleicht am schnellsten darüber hin, und wenn man am wenigsten daran denkt, tritt man durch die Thore dieser berühmten Stadt.

Madopolis wird von Herren und Damen bewohnt. Die Welt ist in einem schweren Irrthum, wenn sie glaubt, die Bewohner von Madopolis seien aus dem Monde niedergefallen. Nicht in seinen Mauern, nein! ausserhalb suche man die Mondsüchtigen. Der Weg nach Madopolis wimmelt von ihnen. Armes Volk! es geht fort, es kommt zu uns. Wenn wir uns recht erinnern, so werden wir euch mitten unter den Mondsüchtigen, die zu uns kommen, sehen, o ihr Männer, o ihr Frauen von Madopolis!"

Am Ende des Blattes fügte er hinzu: Eingang, fortzusetzen. Bei Ueberreichung des Papiers an den Offizier sagte er dann: „Um meine Gedanken auszudrücken, müsste mir ein ganzes Journal zu Gebote stehen," worauf der Andere erwiderte: „Gut denn! gründen wir ein Journal, ich übernehme die Illustrationen."

Das Geschäft war in ein paar Augenblicken abgeschlossen und die beiden Kranken machten sich ans Werk. Der Titel war bald festgestellt, das war ja auch nicht das Schwierigste. Man taufte das neue Blatt:

„Aehrenleser von Madopolis".

Herr Z. als Redacteur en chef arbeitete fieberhaft, verfasste mitunter täglich fünf Artikel in Versen, regte zur Arbeit an, prüfte, besserte, verwarf, was er nicht brauchen konnte. Seltsam! er war nicht zugänglich für Komplimente und wies in barscher Weise die Leute ab, die ihn beglückwünschten. Eines Tages bat ihn eine Wärterin höflich, ihr den „Aehrenleser" zu leihen. Er schlug es rund ab und wurde ganz ohne Ursache heftig, erkannte indes bald sein Unrecht und schickte der Dame das Blatt mit einer zierlichen Widmung in Versen:

An die Frau Musikerin!

worin er sich wegen seines vorübergehenden Unmuthes entschuldigt und sich freuen würde, wenn der Aehrenleser, dem man mehr Geist zuschreibe, als er wirklich besitzt, ihr Lachen errege.

Die übergrosse Thätigkeit war übrigens für Z. nicht sehr erspriesslich. Er fuhr alle Welt an und beleidigte seine Mitarbeiter. Es liefen demzufolge keine Artikel von Anderen mehr ein und er füllte das Blatt nun mit seinen Arbeiten in Prosa und Versen. Ein wahrhaft erstaunliches Schriftstück, das er in erschrecklicher Aufregung verfasst hatte, ist ein Gedicht, die „Lokomotive“ überschrieben.

In demselben ist ein gewisser poetischer Schwung nicht zu verkennen. Und doch war der Geisteszustand des Verfassers, wie ihn SENTOUX beschreibt, ein ganz abnormer.

Infolge geistiger Ueberarbeitung wurde Z. von traurigen Vorstellungen und Gehörstäuschungen befallen; man beschimpfe und bedrohe ihn, man wolle ihm ans Leben; er nahm sich vor, sein Leben theuer zu verkaufen. Da entschloss man sich, ihn nach Charenton zu thun. Daselbst blieb er finster und verschlossen; nichts vermochte ihn, aus seiner Einsamkeit herauszutreten; er weigerte sich hartnäckig, auf die Briefe seiner Familie zu antworten. — Trotz der melancholischen Abspannung, trotz der fortdauernden Hallucinationen und Wahnideen unternahm er verschiedene Arbeiten, namentlich eine Uebersetzung der Werke von DICKENS und verfasste mehrere Gedichte. Endlich aber verfiel er in einen Zustand von akutem Delirium, in welchem er zu Grunde ging.

Aber zurück zum „Aehrenleser“ und zu seinen Redacteuren. Als Z. das Blatt gründete, befand sich auf der Abtheilung ein junger Ingenieur, der zum drittenmal wegen Grössenwahn aufgenommen worden war. Er bekümmerte sich wenig um die litterarische Bewegung um ihn herum, schrieb aber den ganzen Tag Briefe an den Kaiser, die Kaiserin, an Desbarolles, an seine Eltern. Eines Tages forderte ihn der Redacteur des Aehrenlesers zum Mitarbeiten auf. Der Vorschlag schmeichelte seiner Eigenliebe, er machte sich sofort an die Arbeit und brachte seinen ersten Artikel, der folgendermaassen anfing:

Was ist das?

Das Journal der Maison de Santé von Charenton ist dazu bestimmt, den Eiter unserer Wunden aufzunehmen! — Wohlan, bluten wir! u. s. w.

Der Artikel wurde einstimmig für unvernünftig gehalten und verworfen. Gleichwohl liess der Redacteur sich nicht entmuthigen. Gings nicht mit der Prosa, so mochte er Verse machen.

„Ich liebe das Farnkrautfeuer — es dauert nicht lang, aber es sprüht; der Rauch davon riecht sauer, aber aus der Asche des Narn-krauts[1] mit Spass man ein Salz zieht zwei Sous anWerth, Sodasalz, das alles wäscht, das alles wäscht! Mic-Mac."

Neue Zurückweisung. Das Komitee liebte den Geist nicht. Darauf schrieb er an seine Genossen im Aerger: „Lehren Sie wohl Ihren Mic-Mac buchstabiren! Ich biete Ihnen meine Mitarbeiterschaft für Tritte vor den H . . . an, wenn ich Lust dazu habe."

Die Tageblätter der italienischen Irrenhäuser. — Uebrigens giebt es eine Irrenhauslitteratur schon seit lange in allen besseren Anstalten Italiens, die ihre speciellen Journale besitzen. Das älteste unter den letzteren ist das *Diario dell' Ospizio di Pesaro,* welches ich im Jahre 1872 gegründet habe und das fast vollständig von den Irren allein besorgt wird. Darauf folgten die Anstalten von Reggio, Palermo, Perugia, Colorno, Ancona, Neapel, Siena, Ferrara, Mombello, Alessandria und endlich Pavia.

In der *Gazetta del Frenocomio di Reggio* finden wir die Beschreibung eines armen unwissenden Bauern, der im Wahnsinn zu Darwinschen Gedanken kam, ähnlich wie der Schwammhändler, von dem wir oben sprachen.

G. R. aus Modena war von der Natur übel bedacht worden. Rhachitisch verwachsen, mit hagerem Gesicht und einer langen rabenschnabelähnlichen Nase, die das Kinn bedrohte, mit grossen Ohren, dicken Brauen erregte er mit seinem schleppenden, mühseligen Gange das Lachen und das Mitleid Aller, die ihn sahen.

---

[1] Wortspiel: fougère (Farnkraut) und fou j'erre.

Er befand sich seit 16 Jahren in der Anstalt. Er war unverheirathet und gehörte einer heruntergekommenen Bürgerfamilie an. Der Verfolgungswahn war in der letzteren erblich. Es scheint, dass er vor dem Jahre 1850 zur Zeit der politischen Wirren unter der grossherzoglichen Herrschaft ein wenig zu leiden hatte, denn von da an begann sich der Wahn unter Gesichts- und Gehörstäuschungen zu zeigen. Er hörte fast unausgesetzt schreckliche Töne, eine sprechende Trompete nannte er es. Er sah Engel, Priester, Frauen, die mit langen Röhren, Sprachrohren, in seine Ohren sprachen, ihn verhöhnten und bedrohten. Es waren ihm das die Helfershelfer der Sanfedisten von der Brüderschaft der Inquisition. Vermittelst verborgener galvanischer Drähte musste er thun, was sie wollten, er war nicht mehr frei. Eines Tages sah er aus einer Mauerlücke an hundert Leute, die ihn anbliesen, solchen Lärm machten, dass er vor Schreck davonlief. Er sprach nicht gern von seinem Wahn und sass gewöhnlich stundenlang mit gesenktem Kopf ruhig, zerstreut und müssig da. Fragte man ihn, ob er ein Handwerk verstehe, so antwortete er, er sei Drechsler. Man suchte ihn später zu beschäftigen, indem man einen jungen Taubstummen ihm als Lehrling überwies, aus dem er einen tüchtigen Arbeiter machte. Um ihn zu zerstreuen, versuchte man einmal, ihm eine Rolle bei einer Theateraufführung in der Anstalt zu übertragen, aber es ging nicht, obgleich er nur wenige Worte zu sprechen hatte, weil ihn das Gedächtniss vollständig verliess.

Gleichwohl spukte in diesem armen verdrehten Kopf ein ganzes, logisch geordnetes, philosophisches System. Er war durch und durch Materialist. Niemand hatte bis dahin eine Ahnung davon gehabt; da sprach eines Tages Jemand in seiner Gegenwart das Wort Seele aus, worauf er in aller Ruhe sagte: „In der Welt giebt es bloss Stoff und Kraft des Stoffes; der Gedanke entspringt vom Gehirn und ist eine Kraft, wie es die Elektrizität ist. Die Welt ist der Stoff und der natürliche Stoff ist ewig, unendlich; die Formen allein und die Individuen sind vergänglich. Der Mensch kehrt nach dem Tode ins Nichts zurück und sein Leib verwandelt sich, wer weiss in was."

Wie war es möglich, dass er bei seinem kranken Verstande, bei dem Mangel an Geistesbildung, mitten in Hallucinationen und Wahngebilden, einen Begriff von den neuesten Ideen — und das schon 40 Jahre vorher — haben sollte! Es ist allerdings schwer erklärlich.

„Und wie erklären Sie denn die Erscheinung des Menschen auf der Erde?“ fragte man ihn. „Durch Umwandlungen. Anfangs mag er wohl nur ein Wurm gewesen sein, der sich verwandelt, vervollkommnet hat und endlich Mensch geworden ist. (Darwins Theorie.) Die Religionen sind Erfindungen der Priester. Die beste Regierungsform ist die Republik, die beste gesellschaftliche die Polygamie.“

Er drückte seine Ideen mit einem so geschlossenen Radikalismus und mit so scharfer Betonung aus, dass es seltsam gegen seine sonstige furchtsame Haltung und Krankheit abstach.

Hallucinationen und Verfolgungswahn quälten ihn bei alledem bis in seine letzte Stunde.

Der Leichenbefund ergab: Dolichokephaler Schädel. Hirngewicht (mit den Häuten) 1305 g. Verdickung der Schädelknochen. Dura verwachsen, Arachnoidea getrübt, Kapillar-Hämorrhagie in der linken Insel, die weisse Substanz gefleckt. Verlängertes Mark, Brücke, Oliven, Kleinhirn normal.

Am reichsten an ästhetischen Erzeugnissen ist die Chronik des Siener Irrenhauses, denn die Landschaft von Siena ist, wie schon erwähnt, diejenige, welche die meisten geistreichen Irren liefert nicht bloss in Beziehung auf die Wissenschaften, sondern auch auf die Künste. Die auf der phreniatrischen Ausstellung vorgezeigten Skulpturen und mehrere in meinem Museum befindliche Stücke liefern den besten Beweis dafür. In der Chronik befinden sich Artikel in Prosa und Versen und allerhand kleine Gedichte, die an Schönheit, Harmonie und Originalität den berühmtesten Dichtern Ehre machen dürften. Wir bedauern, durch die Beschränkung, die uns der Charakter und der Raum dieses Buches auferlegt, nicht mehrere davon mittheilen zu können und geben daher nur einen ungefähren Ueberblick.

Herr X. ist hochgewachsen, von stattlichem, vornehmem Aussehen, mit lebhaftem, intelligentem Blick. Er geht unaufhörlich im Korridor der Anstalt umher, Papier und Bleistift in der Hand, die Augenbrauen gerunzelt, mit dem Ausdruck eines Mannes, der in Gedanken über eine wichtige Frage vertieft ist.

Er liebt die Gesellschaft nicht, antwortet auf Befragen rasch, aber mit Bewegung und Haltung, die das Gefühl der Ueberlegenheit verrathen. Seine Ausdrucksweise ist anfangs gewählt, lebhaft, geistreich, wird aber dann unzusammenhängend und excentrisch. Jede Aeusserung und Bewegung spricht für sein erhöhtes Selbstgefühl, oder, um mit BAUDELAIRE zu sprechen, für die Verschärfung seiner Persönlichkeit.

Er ist ein Nachkomme Karls des Grossen und Harduins von Ivrea, er ist Markgraf, Herzog von Montferrat. Erinnert man ihn daran, dass er Katholik ist, so nennt er sich Kaplan, Bischof, Kardinal in pectore, Papst bei der nächsten Wahl. Dabei hört er indes nicht auf, oberster Diktator Italiens, Erwählter Gottes und von der Vorsehung dazu bestimmt zu sein, den Sozialismus zu vernichten und den König zu retten. Er ist ein wüthender Feind der Sozialisten; bisweilen meint er, die Aerzte gehören dieser Partei an und stösst sie dann zurück mit dem Ruf: retro Satana! Bisweilen jedoch lässt er sich zur Unterhaltung mit ihnen herbei, spricht dann von seinen hohen Eigenschaften und grossartigen Gedanken; unterbricht man ihn dann, so wird er zornig und sagt: „Potius mori quam foedari; frangar non flectar."

Auf Grund seiner hohen Stellung ertheilt er den Aerzten und dem Anstaltspersonal Gnadenbriefe und Ordenstitel, ernennt sie zu Rittern, Commandeurs u. s. w. Die Verleihungsbriefe sind mit Hieroglyphen bedeckt, mit dem königlich savoyischen Wappen geschmückt und unterzeichnet mit „höchster Diktator".

Nach und nach beruhigt sich seine Aufregung; als neue Erscheinungen treten in dieser verhältnissmässigen Ruhe Hallucinationen auf, die mit seinen Wahnvorstellungen in Verbindung stehen, die er aber für etwas Uebernatürliches hält und

mit seiner Ueberzeugung, der Erwählte Gottes zu sein, verbindet. Er hört Stimmen über seinem Kopf schwirren, will fliehen und fragt seine Leidensgefährten, ob sie sie nicht ebenfalls hören. „Satan," sagt er, „ist neidisch auf die heikle Aufgabe, die mir als dem Erwählten Gottes zu vollziehen bleibt, sobald ich von hier fortgehe. Es handelt sich darum, die Juden nach Palästina zurückzuführen und zum Christenthum zu bekehren. Daher die Wuth des Satans." In seinen Dichtungen spricht er von seinen Gehörstäuschungen.

Die Chronik veröffentlicht ein Gedicht von ihm, „Betrachtungen", das eine ungewöhnlich reiche Phantasie, zarte Empfindung und grosse Leichtigkeit in lebhafter und farbenreicher Darstellung der darin entwickelten Gedanken kundgiebt. Das Gedicht besteht aus zwei Theilen. Der erste ist „Die Sturmnacht" überschrieben. Folgendes ist ein Bruchstück daraus:

„Nacht! Dich hat der Ewige nicht zu friedlicher Ruhe, nicht zum Seufzen und traulichen Geschwätz für liebende Seelen geschaffen, die zwischen Himmel und Erde schweben, in süsser Lust sich verzehrend, gleich der Blume, die im bescheidenen Schatten ihren Duft aushaucht. Dich hat der Schrecken erfasst und über den ewigen Abgrund der Zeiten verhängt, und darin bist du schön, schauerlich schön . . .

Aber du folgst mir, holdseliges Bild, und dein ruhiges Leuchten erhellt trostreich diese dunkeln Orte. Oh, dürfte ich dem ganzen Weltall nur ein Einziges rauben und seine Freuden ewig geniessen. Nicht Macht, nicht Gold, für das die unsterbliche Seele sich verkauft, — dich, dich allein. Eine Welt dir zu schaffen, nahe dem Himmel, von sterblichen Augen noch nicht berückt, dort, wo das grausame Lächeln die unkundige Unschuld noch nicht verhöhnt und wo die schmähliche Kunst noch nicht hingelangt ist, die der Mensch Klugheit nennt."

Der zweite Theil heisst „Der Gedanke", wovon nachstehendes Bruchstück:

„. . . Leih' mir das Wort, den Zauber zu lösen und die Kette zu sprengen, die mich zum Abgrund schleppt. Ach, du weisst es, nichts hoffe ich hier noch, nichts für mein unsäg-

liches Sehnen. Ich verstehe die Stimme nicht, die in mir tönt und tost wie ein Wirbelwind in der Kluft; dich selbst verstehe ich nicht; aber meine Blicke schweifen vom Rande des Grabes zu dem unsterblichen Aufgang des Tages, der durch dich in meine Seele einen Strahl schickt, um mich über mein kurzes Dasein zu trösten."

In dem merkwürdigen Tageblatt finden wir ferner eine für die Psychologie äusserst wichtige Mittheilung.

Ein armer Kranker, F., beschreibt unter dem Titel „Erinnerungen vom Jenseits" die Eindrücke seines inneren Lebens, seitdem er das menschliche Scheinleben abgeworfen hat und als Geist auf der Erde lebt, Städte und Land durchzieht, sich über die Wolken erhebt und alles Schöne der ganzen Natur umfängt.

Um diese Eindrücke richtig zu verstehen, muss man wissen, dass F. ein Spiritualist reinsten Wassers ist. Er hat eine deutliche Vorstellung von der Trennung der Seele vom Körper, er weiss, wie jene ein ewiges Leben lebt, während die Materie sich umwandelt und zersetzt. Er nimmt eine Belohnung und Bestrafung jenseits des irdischen Lebens an, je nach den guten oder bösen Handlungen, die begangen worden sind. Der Sünder sei dazu verdammt, als Geist auf der Erde fortzuleben, während den Gerechten Frieden und ewiger Ruhm auf einer der unzähligen Welten, die man Sterne nennt, zu theil werde. — Er, als Sünder, dessen Körper nach Sünde stinke, sei verurtheilt, auf der Erde zu leben, nachdem er enthauptet worden, ohne Leib, denn der Leib, den man an ihm sehe, sei nur Schein. Er könne sich zu den Wolken erheben, die im Raume schweben. Sein Kopf sei in Korsika, sein Leib auf dem Friedhof in Pisa eingescharrt. Auf dem Todtenfelde unterhält er sich mit den Seelen der Verstorbenen, betet und weint über seinem Sarge, spricht mit den Veilchen, die die Gräber schmücken, befragt sie und sie antworten auf seine Fragen in zärtlichem Tone oder mit verächtlichen Worten.

Gegenwärtig ist F. in besseren Gesundheitsverhältnissen, er gesteht zu, dafs seine Seele in seinen Körper zurückgekehrt ist und schreibt auf den Wunsch des Arztes seine Mit-

theilungen über die äusseren Vorgänge während seiner Krankheit nieder.

„Ich war todt! Ja, der Himmelsbote war gekommen und hatte meine Seele von meinem Körper so leise gelöst, wie es eine liebende Mutter nicht besser könnte. Ja, ohne Schmerz, ohne Erschrecken hatte meine Seele die Welt verlassen, um in das glückliche Leben einzutreten, wo ewiger Friede herrscht.

O Freude! Ich hatte den Körper für immer verlassen, der nach Sünde stinkt, die Welt, wo Friede nur in Büchern zu finden ist. Wie ein Sklave, der seine Fesseln zerbrochen und nun mit vollen Lungen die freie, ungewohnte Luft einathmet, konnte ich meine Seele den köstlichen Träumen, dem neuen Entzücken eines sünden- und schmerzlosen Lebens überlassen. Ich hatte gesündigt und vieles erduldet, aber wie ein Reisender, wenn er in sein süsses Heim, dulcem domum, kommt, die Mühen einer gefährlichen Fahrt vergisst, so sang ich voll Freude bei dem Gedanken, dass meine Reise beendet, meine Pein überstanden, meine Leiden vergessen sein sollten.

Ich hatte indes die Erde nicht verlassen; ich unterhielt mich, ich ass, ich trank, aber das alles war ja nur eine Täuschung vor der Welt. Welch ein Unterschied zwischen mir und den Lebenden! Ich war immer heiter und vergnügt und die Anderen traurig, sorgen- und kummervoll. Da begriff ich erst das ganze Glück, nicht mehr zu sein.

Ich besuchte gern die Friedhöfe, besonders die meiner Heimath. Neben den Leichensteinen, im Schatten der Cypressen, unterhielt ich mich mit den Todten oder vielmehr wir gingen miteinander langsam und still, voll von seligen Gedanken in der Einsamkeit des Friedhofes.

Bisweilen, wenn wir über den Cypressen eine von den letzten Sonnenstrahlen beleuchtete Wolke erblickten, die einsam am lichten Firmament dahinschwebte, flogen wir ihr zu und von dem weichen und glänzenden Sitz aus sahen wir unter uns die Erde, die schöne unvergängliche Natur, die gleichgültig auf Generation und Generation herabblickt, wie sie eine nach der anderen sich erheben, dahinziehen und verschwinden gleich den Wogen des Oceans.

Wir sahen die Bergeshäupter stolz gegen den Himmel streben, unten die Hügel und Thäler von der Sonne vergoldet, die ihnen zum Abschied tausendfarbig funkelnden Glanz zuwarf. Ueber uns dehnte sich das friedliche, endlose Blau des Firmamentes; aus der Ferne ertönte die Stimme der Engel, die dem Schöpfer ihr Hosiannah von Frieden, Liebe und Preis zusangen. — In süssen, sanften Gedanken schliefen wir mit der Natur ein und träumten von neuen Genüssen.

Oft besuchte ich mein eigenes Grab, das ich mit Blumen bekränzt hatte; freudig sehe ich durch die Erde hindurch, wie mein Leib sich auflöste.

Ich sass auf meinem Sarge, pflückte eine Blume, ein Veilchen, brachte es an die Lippen, küsste es und sprach zu ihm: Glückliches Blümchen, du, dem der Schöpfer göttlichen Duft verliehen, du, das er in die Farbe und Reine des Himmels gekleidet hat, sage mir: Möchtest du etwas anderes sein, möchtest du ein sterblicher Mensch werden? Das Veilchen antwortete mir: Das Vergnügen, im Palast der Könige und in der Hütte des Arbeiters das Herz zu erfreuen durch unseren Duft und nach ihrem Tode ihren Staub mit einem Mantel voll Wohlgeruch zu bedecken, ist uns genug, wir haben keine anderen Wünsche. Warum willst du uns versuchen, du, der du froh bist, auf immer das sterbliche Wesen los zu sein, warum willst du, dass wir unser friedliches, unschuldiges Leben aufgeben für das fieberhaft qualvolle und sündige Leben des Menschen? So sprach das Veilchen, und da ich es anblickte, dachte ich: wie die Blume ihre Blüthe der Sonne, so werde ich mein Antlitz Gott zuwenden und in den Strahlen seiner unendlichen Liebe mich sonnen.

Da auf meinem Grabe weihte ich meiner sterblichen Hülle Thränen, denn Alle, die mich geliebt hatten, waren nicht mehr, Niemand blieb auf der Welt, mir nachzuweinen, ich musste selbst meiner Asche die Huldigung meiner Trauer darbringen.

Oft machten die Sterblichen sich lustig über mich; ich hörte sie flüstern, ich sei ein Narr. — Narr! Und du Mensch, vom Weibe geboren, bist du nicht der wahre Narr, du, der schon beim Namen des Befreiers zittert, du, den der blosse

Gedanke an den Tod mit Schrecken erfüllt, an den Tod, der so schön, der das wahrhafte Leben ist? Weisst du nicht, dass dein Leben ein beständiges Sterben und dass mein Tod unendliches Leben ist?

Ich reiste, ich besuchte Pisa, Livorno, Florenz. Florenz, das ich noch kannte, als der fremde Soldat stolz durch die schönen Strassen, über die prächtigen Plätze schritt und damals, als es den Re Galantuomo mit offenen Armen wie eine Geliebte den Bräutigam empfing.

Während meiner Reisen sagten mir die Sterblichen, ich versäume mein Geschäft, ich verliere meine Habe, Kleider u. s. w. Konnten sie begreifen, dass alle diese Kleinigkeiten ihres Lebens mir nichts bedeuteten, dass meine Seele zu glücklich war, um auf elende Dinge acht zu haben, die von nun an mir gleichgültig waren?

Ich war in Paris. Den öffentlichen Gärten gegenüber sah ich ein grosses, abgebranntes Gebäude. Seine Mauern standen noch. Neugierig, etwas über den Palast zu erfahren, dessen trauriger Zustand mich betrübte, befragte ich einen Herrn, wie und warum der Palast verbrannt worden sei. Er antwortete: Es sind die Ueberreste eines grossen Palastes (die frühere Wohnung des Landesherrn), den wie noch andere prächtige Gebäude eine Rotte von Männern und Frauen verbrannt hat, zuletzt aber wurden sie bestraft oder verbannt. Ich betrachtete mir diese Ruinen, wo noch die Lücken der Fenster da waren, die wie die hohlen Augen eines Skeletts aussahen, das seinen Mörder anschaut. Ein langandauernder Lärm veranlasste mich, umzukehren, ich sah einen Bahnhof, wo ein Bahnzug ankam und ein anderer abging. Eine unzählige Menge umstand den Bahnhof mit Fahnen und empfing die Ankommenden mit Freudengeschrei. Ich hörte sagen, der abgehende Zug führe die Lehrer der Jugend, die Tröster der Kranken und Sterbenden weit fort aus dem Lande; der ankommende Zug bringe aber die Rotte, welche die Paläste verbrannt habe, aus der Verbannung zurück. Es kostete mir Mühe es zu glauben. Ich ging auf den Herrn von vorhin nochmals los und fragte ihn, ob es nicht etwa der Landesherr dieses Volkes sei, der im

Triumph zurückkehre. Herr, sagte er, indem er mich beim Arm fasste und schüttelte, es hat eben sechs geschlagen, es ist Zeit zum Aufstehen. Ich öffnete die Augen; ach, es war einer der Anstaltswärter, es war Karl, der mich aufweckte. — Ich hatte geträumt . . . ein schöner Traum!" —

Siena liefert noch ein anderes psychiatrisches Wunder, — das Gedicht einer Frau.

Die Verfasserin, Frau X. V., ist 45 Jahre alt, lebhaften Temperamentes, Gattin und liebreiche Mutter, mit angenehmen Manieren. Sie war ohne Vorurtheile erzogen und hatte ihre Jugend mit Studiren zugebracht, nur von Zeit zu Zeit durch einen hysterischen Anfall belästigt.

Im Alter von 20 Jahren verheirathet, hatte sie zwei Kinder; die Niederkunft war normal verlaufen; einmal trat Abortus ein ohne Verschlimmerung der hysterischen Anfälle und ohne sonstige Aenderung in ihrem Gesundheitszustand. Mit sich und ihrer Lage zufrieden, lebte sie ruhig und glücklich nur für ihren Mann und ihre Kinder; sie hatte über nichts zu klagen, als über eine etwas zu grosse Empfindlichkeit.

Im Juni 1880 — nachdem die Menses seit 4 Jahren cessirt hatten — trat ohne sichtliche Veranlassung eine grosse Veränderung in ihrem Charakter und Wesen ein, sie wurde reizbar und verlor den Schlaf. Kurz darauf kamen Krampfanfälle hysterischer Art, die sich oft wiederholten. Sie konnte bei keiner geistigen Arbeit aushalten, ihre Liebe für Mann und Kinder verwandelte sich in Missachtung und Widerwillen. Sie lief ohne Ursache umher, verweigerte die Nahrung und wurde erst nach stundenlangdauernden Krampfanfällen wieder ruhig, wobei jedoch die Verkehrung der Gefühle dieselbe blieb.

In der Anstalt kam sie nach einiger Zeit anhaltender Agitation in einen Zustand verhältnissmässiger Ruhe. Zwei ernste Erscheinungen wollten nicht weichen, die Schlaflosigkeit und die Hallucinationen, waren indes von nicht zu langer Dauer. Häufiger waren die hysterischen Anfälle und Krämpfe; später genas sie und kehrte in ihre Familie zurück.

Während jener Anfälle schrieb sie ein Epos: Siena, in Stil und Eleganz der Form von vollendeter Schönheit. Es

enthält eine hübsche Beschreibung des Asyles und selbst der Kranken dieses Hauses, wo „Kunst und Frömmigkeit im Verein die müden Geister trösten, wo reinste Luft und tiefe Stille der lieblichen Gegend dem kranken Körper Pflege und Genesung bringt“. —

Das Tageblatt der Anstalt von Pesaro, das älteste seiner Art, würde uns eben so vielen Stoff bieten, wenn es uns nicht an Raum fehlte. Einige wenige Beispiele mögen genügen.

Ein moralisch Irrsinniger schreibt: „. . . Da fühlte ich seltsame Dinge in mir vorgehen, einen Trieb, mich auf die blosse Erde zu legen, ein ohrenzerreissendes Geheul auszustossen, die Reinlichkeit meines Körpers zu vernachlässigen, so dass mir vor mir selbst ekelte. . . . Grosses Unglück verhärtet das Herz. Früher hätte ich weinen können, wenn ich einen Tropfen Blut sah, jetzt würde ich ungerührt dem grausamsten Schauspiel zusehen können.“

Ein junger, geschickter Maler, der von Selbstmordsucht und moralischem Irrsinn ergriffen wurde, schrieb ebenda einen Artikel:

„Die Unlust.

Die Unlust ist etwas Schreckliches; unglücklicherweise kann ich aus eigener Erfahrung darüber sprechen. Mein Leben war früher angenehm und befriedigend; sie hat es in eine unerträglich schwere Last verkehrt. Um in der Welt wahrhaft zu leben, darf der Mensch nicht bloss essen und schlafen, sondern er muss auch seine Kräfte bethätigen, ein bestimmtes Ziel vor Augen haben; seine Thätigkeit muss ihm wahrhafte Befriedigung gewähren. Sich bloss ärmlich und nothdürftig hinschleppen, gegen die Annehmlichkeiten des Lebens unempfindlich sein, das ist kein Leben, tausendmal besser ist todt sein oder das Bewusstsein seiner selbst verlieren.

Das ist es, was mir geschah. An ein friedliches, angenehmes Leben gewöhnt, wurde ich plötzlich in einen Abgrund von Leiden gestürzt. Mein durch solche ungewohnte Dinge (Extravaganz!) erschüttertes Gehirn versagte den Dienst, ich hatte nicht die Kraft, meine Geschäfte wie sonst zu be-

sorgen, daher der Widerwille, d. h. die Fesselung des natürlichen Willens eines Menschen, die Unmöglichkeit, etwas zu leisten, als ob eine materielle Kraft das Individuum zurückhalte. Ich habe nicht genug Herrschaft über mich selbst, um meine Schritte dahin zu lenken, wohin ich sie haben möchte; daraus entsteht das Erschrecken, das Herzleid, der Ekel vor dem Leben.

Im Anfang empfand ich eine Unentschlossenheit, ein Gefühl der Unsicherheit, einen lästigen Druck; das wurde mit der Zeit heftiger, überwältigender, um schliesslich jede Hingabe (!) zu lähmen, so dass ich stundenlang in peinigendster Angst zubrachte. Nachts kann ich nicht schlafen und auch der Tag wird mir zur Qual, weil ich nicht weiss, was ich mit mir anfangen, worauf ich meine Gedanken richten, oder meinen Kopf hinthun soll; alles das wegen der Unlust.

Ich höre von Familienglück sprechen, von Seelenharmonie, von Befriedigung der Eigenliebe, von gegenseitigen Liebeserweisen, aber ich empfinde nichts dergleichen. Aengstlich zähle ich die Stunden des Tages, mein einziges Bestreben ist, das Mittel zu finden, um mich so wenig wie möglich zu langweilen.

Aus diesen Gründen möchte ich bitten, dass eine heftige Reaktion in meinem Gehirn zu stande gebracht werde, man gestatte mir, meine Familie zu sehen. Eine wohlthätige Erschütterung könnte mir sehr dienlich sein. Eine heftige Gemüthsbewegung hat mich zu Grunde gerichtet, eine solche von anderer Art könnte mich retten.

Seit vielen Jahren habe ich meine Familie nicht gesehen; der Herr Direktor wird begreifen, dass das eine Extravaganz (!) und eine Schmach ist. Ich versichere, dass, wenn ich mich in etwas vergangen habe, die Schuld an dem unglücklichen Geschick liegt, dem ich unterworfen bin, nicht an meinem Charakter, der immer gut gewesen ist; auch das muss berücksichtigt werden. L. M No. 110."

Die Chronik der Königl. Irrenanstalt zu Alessandria unter Frigerios Direktion enthält als Abtheilung — ein Journal

der Irren: „Der illustrirte Mattoide, sogenanntes allgemeines Organ von Irren auf freiem Fusse.“ Ein Kranker, der von einem Dämon besessen zu sein meint, schreibt darin folgende

„Anschauliche Darstellung
eines Insassen der Anstalt von Alessandria.

Ich bin männlichen Geschlechts, . . . klein, schwächlich; mein Teint ist braun und war es schon, bevor ich mit dem — Teufel zu thun hatte. Mein Gesichtsausdruck sympathisch, Stirn gross und ernst. Gesichtsbildung edel, Lippen schmal, aber lebhaft gefärbt, ein wenig ironisch und schnippisch — Nase . . mit den entschieden weiten Nasenlöchern und dem Charakter einer empfindsamen genusssüchtigen Seele, von einer Brille eingezwängt (nicht zu verwechseln mit der des Professor Lombroso), die mir zu meinem Verdruss den Ausdruck giebt von . . . aber still! . . Achtung vor dem Fiskus! — Das ist meine Photographie recht und schlecht, das Leibliche betreffend. — Das Geistige? — Davon lässt sich wahrhaftig nicht viel sagen. Ein Mann, der Gall, Spurzheim, Lavater, Descuret in- und auswendig kennt, der ausserdem in Osteologie, Phrenologie, Physiologie, Psychologie und was weiss ich noch bewandert ist, sagt mir, ich sei ein wahres menschliches Chamäleon.

Der weise Mann wird wohl das Genus und nicht die Species, oder besser die Species und nicht das Genus errathen haben.

Uebrigens glaube ich, ohne mich zu überheben, nicht viel anders als Andere meinesgleichen zu sein, denn ich halte an dem Grundsatz fest, dass ein Mensch die Maasseinheit eines anderen Menschen ist, d. h. ein Haufe voll Widersprüche. Heute Riese — morgen Pygmäe, — einen Augenblick Philosoph und Puritaner — einen andern schwach und sündig — einen Tag tapfer — den andern ein Feigling — den dritten Tag ein — Narr. Mit einem Wort ein vernünftiges oder unvernünftiges Thermometer, je nach den Graden, die die Leidenschaft ihn zeigen lässt, das machtvolle Quecksilber, das bis ins Mark dringt und oft darin verknöchert.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich denke und liebe — so muss ich also gut sein.

Man hat mich für einen guten Schriftsteller gehalten, man hat mich sogar einen kleinen Jean Jacques en miniature genannt. Was die Intelligenz angeht, ist das vielleicht wahr, wenn sie auch lange nicht so glänzend ist. — Wenn ich aber auch nicht, wie er, auf den höchsten Höhen der Gedankenwelt mich tummeln kann, so besitze ich doch etwas, was er nicht hat und was in gewissen Fällen das Genie zu ersetzen vermag, das ist das Herz." —

Selbstbiographie. — Ein für die Kriminalpsychologie bedeutsamer Fall bot sich mir in dem Verhalten eines armen Schusters von Pavia dar, eines Schriftstellergenies, das, durch Irrsein erweckt, gleichzeitig den Beweis erbringt, dass ein wirklicher Irrer Irrsein simuliren kann, namentlich unter der Furcht vor Strafe.

Cäsar Farina ist der Sohn, Neffe, Vetter von Geisteskranken und Kretins, selbst verrückt von Jugend auf, obgleich scheinbar ruhig. Er tödtete durch einen Messerstich eine Frau, von der er glaubte, sie habe seine unsichtbaren Feinde, deren Stimmen ihn verfolgen, angestiftet und weil er sie für die Mutter eines jungen hübschen Mädchens hielt, dessen Geliebter er zu sein vermeinte, obgleich er in fast gar keine Berührung mit ihr gekommen war. Derartige Liebesverhältnisse bei Irren habe ich (in *Amore nei pazzi*. Torino, 1887) stumme Liebe genannt. Nach dem Morde entfloh er nach Mailand. Niemand würde ihn für schuldig gehalten haben, wäre er nicht express nach Pavia zurückgekehrt, um sich bei der Polizei zu stellen und für den Urheber des Mordes zu erklären. Um alle Zweifel zu beheben, zeigte er selbst die Scheide des Mordinstrumentes vor. Im Gefängniss bereute er danach diesen Schritt und zeigte Symptome einer Psychose, an der er in der That nicht litt, nämlich Blödsinn. Als Sachverständiger hinzugezogen, hatte ich Mühe, den Zustand mir klar zu machen und mich zu überzeugen, dass er trotz der Simulation wirklich geisteskrank war.

Er wurde in meine Klinik übergeführt und schrieb daselbst nachstehenden Aufsatz:

„Ueber die Folgen meines Unglücks.

Um die Zeit von 1858 zu 1859 war ich als Hausmann bei Herrn B. angestellt. — In dem Hause wohnte die Familie D., die sich mir anschloss und sich erbot, mir das Mittagbrot zu liefern, das ich mir nicht selbst bereiten konnte. — Eines Tages sah ich in der Strasse Rovelecca im Vorübergehen in einem offenen Spezereiladen ein Frauengesicht, das bei meinem Anblick roth wurde. — Zu der Zeit pflegte auch ich bei jeder Begegnung, insbesondere mit Frauenzimmern, roth zu werden. Gleichwohl bewahrte ich meine natürliche Standhaftigkeit, dachte aber über den Fall nach und kam auf eigene Gedanken. — Am folgenden Tage ging ich wieder vorbei und war noch mehr über den freundlichen Blick des obengenannten Frl. G. betroffen; ich ging indessen standhaft vorwärts, kehrte dann um und sah das junge Mädchen im Vorraum des Ladens stehen; aber ich ging vorbei, ohne sie anzusehen, und eine Zeitlang versuchte ich ihr auszuweichen.

Eines Abends stand ich vor meiner Thür, da hörte ich leise Schritte, und als ich mich umdrehte, da stand Frl. G. vor mir, an der Hand ihre kleine Schwester. Sie fragte mich, ob Frau D. zu Hause sei; ich antwortete, sie sei zum Abendgottesdienste. Sogleich dankte sie mir und empfahl sich mit einem bedeutungsvollen Blick; ich grüsste sie auch und sie ging.

Nun brach der Krieg von 1859 aus. Ich dachte mit keinem Gedanken an Weiber; ich liess mich einschreiben. Es kam Befehl zum Abmarsch. Unter den Klängen der Musik gingen wir nach Como, wo uns die Bürger mit lauten Vivats empfingen. Von Como ging es nach Sondrio und von da in eine Gegend, deren Namen, sowie den Weg dahin ich nicht angeben kann; ich weiss nur, dass es sehr heiss war.

Ueber die einzelnen Vorfälle auf der Reise kann ich keine Auskunft geben, meine Erinnerung ist sehr verworren. Endlich machte man Frieden. Gegen Ende 1860 wusste ich nicht, wo ich mich unterbringen sollte, ich blieb daher vorläufig bei einem Onkel. Nach dem Winter von 1860/61 konnte ich wieder in meine frühere Stellung eintreten, wo ich meine Geschäfte ohne viel Kopfschmerzen besorgte. — Ich arbeitete auch für B. und

dadurch wurde ich genöthigt, die Strasse Rovelecca zu passiren, was ich ungern that, weil ich die Erinnerung an gewisse Dinge gern gemieden hätte. — Während dieser Zeit machte der junge Liebhaber G., wie es mir schien, ihr nicht mehr den Hof. — Gewöhnlich trank ich jeden Abend und Morgen meinen Kaffee; eines Sonntags hatte ich keinen im Hause und ging nach dem Laden in der Roveleccastrasse, der, wie ich wusste, noch offen war. — Der Herbst 1861 ging zur Neige. Ich traf Frau G. daselbst, die mich zuvorkommend empfing; ich fasste den Entschluss, von nun an bei ihr einzukaufen. Den Gedanken, mich der Tochter zu nähern, scheuchte ich von mir. Das Mädchen hätte mir ja gefallen, aber ich überlegte, dass ich nicht fähig war, eine Familie zu erhalten und Kinder gut zu erziehen. Ueberdies hatte ich auch nicht im Sinne, ein Mädchen zu heirathen, das keine gute Schulbildung genossen hatte, und endlich liebte ich meine Freiheit. Ich kaufte also wieder in dem Laden und wurde das zweite Mal noch artiger empfangen. — Das dritte Mal hielten sich Mutter und Tochter hinter dem Ladentisch, die Tochter sass hinter der Mutter an der Mauer, so dass ich sie nicht sehen konnte. — Man empfing mich sehr gut, die Mutter reichte mir den Zucker und Kaffee; darauf forderte ich noch Seife und sie musste hinausgehen, um letztere zu holen. Da erst bemerkte ich die Tochter, ich hätte sie mir da recht genau ansehen können, aber ich entfernte mich lieber und that, als ob ich mir die Seife aussuchen wollte. Die Mutter legte ein Stück, das weder zu gross noch zu klein war, auf die Wage, und die Tochter machte, um nur etwas zu sagen, die Bemerkung: „Es ist zu viel!“ Die Mutter antwortete aber: „Wenn er es nur nach Hause tragen kann!“ — Wir lachten zusammen und ich ging.

Eines Abends sagte sie mir, ihre Tochter habe ihr mitgetheilt, dass ich mich verheirathet hätte. Ich antwortete, dass ich nicht an Heirathen dächte. „Ja, ja,“ sagte sie, „so behält man immer seine Freiheit!“ Dieses Mal grüsste sie mich kühl, und von nun an empfing sie mich auch ganz anders. Sie gab mir zu verstehen, ich brauche ihren Laden nicht mehr zu besuchen, ich that jedoch, als verstünde ich es nicht.

Eines Nachmittags ging ich aus; es regnete (es war die erste Fastenwoche 1862), und da ich vor dem Laden vorbeiging, sah ich, wie Frau G. ihre Jüngste hinausschob, die mich lachend ansah und dann wieder hineinging. Ich ging weiter, sah mich aber dabei um. Die Mutter schob nun ihre älteste Tochter hinaus, die auf der Schwelle stehen blieb und mir lachend zurief: „Nun?“ Ich hörte, wie die Mutter ihre Töchter aufforderte und sagte: „Geht ihm doch nach!“ Im ersten Augenblick betrachtete ich mir die älteste nur mit Wohlgefallen, aber als es Abend wurde und meine Geschäfte besorgt waren, entschloss ich mich, ihnen zu schreiben, um allen „Konsequenzen“ ein Ende zu machen.

Gewöhnlich machte ich den Abend meine Einkäufe, da ich aber wusste, dass die Mutter des Morgens allein im Laden war, so beschloss ich früh hinzugehen, um ihr mein Briefchen zu überreichen. Ich ging also am andern Morgen hin, aber es waren schon viele Leute da; meine Anwesenheit schien sie zu verwirren, denn sie irrte sich beim Herausgeben von Geld an ein Mädchen, die, als sie es bemerkt hatte, sich beim Fortgehen umdrehte und mich ansah. Ich trat näher und sie bediente mich, wobei sie ihre Verwirrung zurückdrängte; ich holte mein Billet heraus und sagte, als ich ihr es überreichte: „Hier ist die alte Rechnung, Sie mögen sie durchsehen, wenn Sie mehr Zeit dazu haben,“ ich wollte nämlich die Kunden glauben machen, dass der Handel nicht andere „Konsequenzen“ auf sich habe. Sie nahm das Blatt und sagte: Ja, ja! Ich grüsste und sie sagte: „Auf Wiedersehen!“

Den Tag über gingen mir tausend Gedanken durch den Kopf, am Abend indes begab ich mich zu dem Stelldichein, von dem ich in dem Briefe gesprochen hatte. — Es folgt hier der Inhalt des Billets.

Geehrte Frau!

Da alles, was zwischen uns vorging, nur zu bekannt geworden, so halte ich es für meine Pflicht, Ihnen hierdurch zu schreiben, um diese innere Frage zur Entscheidung zu bringen. Wenn ich bis jetzt unterliess, den ganzen Umfang meiner Neigung für Ihre Tochter zu zeigen, so geschah das nicht, um

Gegenliebe herauszufordern, im Gegentheil, ich schätze ihre Klugheit sehr und habe keinen Verdacht gegen Andere, die im Vertrauen sind, denn ich hoffe, dass es die Verwandten sind. Wenn Ihnen diese Erklärung genehm ist, so möge die Antwort auf acht Uhr heute Abend fallen. Ich werde vor Ihrem Magazin vorübergehen und das Zeichen wird sein, dass Ihre Tochter in der Thür steht; dann bin ich sicher, dass Sie so freundlich sind, mir zu antworten; wenn Niemand erscheint, so werde ich weiter gehen und alles soll vergessen sein. Diese Worte gehen über meine Lippen mit der Besorgniss, die Beachtung derjenigen Person verscherzt zu haben, die ich so hochschätze und die ihre Stirn höher tragen kann als ich. Lebewohl; und nun auf Wiedersehen zur genannten Stunde!

Am Abend gegen 8 Uhr begab ich mich nach einem kurzen Spaziergang auf den Weg in die Strasse Rovelecca; am Eingang derselben bemerkte ich ein junges schlankes Mädchen und einen jungen Mann, mir zugekehrt; ich ging auf die rechte Seite und that, als ob ich stehen bleiben wollte, da hörte ich das junge Mädchen sagen: „Geh' nicht hinein!“ Da ich aber ihre „Absicht“ nicht kannte, so sah ich sie an, ohne sie zu erkennen, und ging weiter. Auf der Schwelle des Ladens war Niemand; ich sah nicht einmal hinein, und als ich vorbei war, fand sich mein Herz so erleichtert, wie es vorher nie gewesen war. Beim Umkehren ging ich auf die linke Seite der Strasse, als ich kurz vor mir drei Personen mir entgegenkommen sah, von denen eine, es war Frl. G., fünfzehn Schritte entfernt, von der Gruppe sich trennte, auf das Trottoir zuging, wo wir uns begegneten und sie mich ansah. Nach weitern fünfzehn Schritten hörte ich ein Mädchen zu einem anderen sagen: „Ist es der?“ und die Antwort „Ja“. — Schnellen Schrittes ging ich nach Hause und legte mich sogleich ins Bett. Acht Tage vergingen darüber. — Am Abend des achten ging ich vor G.s' Laden vorüber, er war aber schon geschlossen, nur war noch Licht darin; da sie mich kommen hörten, löschten sie die Lampe aus, denn sie kannten mich am Gang (!), obgleich ich ihn verstellt hatte (!?). Gleichwohl hörte ich beim Vorübergehen vor dem Fenster das junge

Mädchen „Lebewohl!“ sagen. — Ich ging nun meines Weges, ohne mich weiter zu erkennen zu geben, beschloss aber einen letzten Versuch zu wagen, um eine Entscheidung herbeizuführen.

Am andern Morgen schrieb ich einen zweiten Brief und schickte ihn durch einen Burschen mit den Worten: „Trage diesen Brief in den Kaufladen der Roveleccastrasse und sage, er komme von einer Dame ihrer Bekanntschaft, die auf Antwort warte.“ Beim Empfang des Briefes sagte Frau G.: „Ich habe jetzt keine Zeit, da ich ausgehen muss, hole Dir die Antwort in einer halben Stunde.“ Nach einer halben Stunde ging der Bursche wieder hin, Frau G. gab ihm den Brief mit den Worten zurück: „Nimm, gieb das zurück und sage ihm: Nein, gieb aber acht, es liegt ein Billet drin! — Ich öffnete den Brief und fand mein erstes Billet; ich gab dem Burschen ein kleines Trinkgeld und entliess ihn. Ich wollte die Briefe nochmals durchsehen, weil ich fürchtete, etwas Unrechtes gesagt zu haben; da ich sie gelesen, kann ich versichern, dass sie nichts Unrechtes enthielten. Nun verfiel ich auf die tollsten Gedanken. — Da ich aber überlegte, dass es meinerseits eine Dummheit wäre, mich zu ärgern, so scheuchte ich jede Erinnerung aus meinem Innern und beschloss, die Strasse nicht wieder zu betreten.

Einige Zeit nachher aber trieb es mich instinktmässig oder aus Prinzip, hindurchzugehen. Mutter und Tochter standen auf der Ladenschwelle; sobald sie meiner ansichtig wurden, liessen sie mich näher kommen, blickten mich scharf an und sagten: „Er kommt hieher!“ — Aus diesen „Konsequenzen“ entnehme ich, dass sie mich liebte; ich litt, aber der Gedanke einer solchen Behandlung versetzte mich in Wuth. Ich beschloss, meine Heimath zu verlassen, und ging nach Genua, es war am Dienstag nach Pfingsten 1862. — —

Aber auch hier verfolgten mich die Anhänger der Frau G., so dass ich mich entschloss, nach meiner Heimath zurückzukehren. Im Anfang des Winters fingen die Verfolgungen aufs neue an. Ich hatte keine Freunde und schwieg gegen alle Welt; ich vermied es, mit irgend Jemand mich zu unterhalten aus Furcht, man könne von der Sache sprechen und

mich zur Rache antreiben. Mit grosser Geduld hielt ich bis zum Karneval 1866 aus. — Eines Abends hatte ich Verlangen nach Musik und ging ins Theater. Niemand achtete auf mich, als ich eintrat, aber nach 8—10 Minuten kamen zwei junge Herren und sahen mich an, als wenn sie sich überzeugen wollten, ob ich es auch wäre, und trennten sich, da sie mich erkannt hatten, der eine ging links, der andere rechts auf mehrere Individuen zu, denen sie etwas ins Ohr flüsterten und gingen dann weg. Nach dem ersten Akt der Oper, — es war die Lucrezia Borgia — schrie es auf der rechten Seite: Cäsar, Cäsar und auf der linken: Stich zu, Cäsar — und das währte eine ganze Weile. 2—3 Minuten später kam ein Herr, der einem jener beiden ähnlich sah, er führte ein Kind an der Hand, das vor Vergnügen lachte und sprang, und wies ihm einen Platz neben mir; das Kind setzte sich auf das Ende der Bank, die leer war, und der Herr ging fort. 3—4 Minuten danach fing das Kind an zu rufen: „Ich kann aber nicht!" — Nach dieser Beschimpfung (!!?) hätte ich beinahe etwas Schreckliches begangen, da ich aber einsah, dass es jetzt eine Unklugheit gewesen wäre, so schwieg ich und that, als glaubte ich, die Beleidigungen gelten nicht mir. — Der zweite Akt begann; es kamen 4—5 Leute vom Lande, die neben mir Platz nahmen; der intelligenteste von ihnen rückte an mich heran und versuchte mich zu einem Streit zu veranlassen, indem er mich um Erklärungen über die Oper bat. Ich merkte die Absicht und machte mich nach wenigen Worten von ihm los. Als das Stück zu Ende war, stand ich zuerst auf, gleich darauf auch der Bauer, der mir zunächst sass, mit einem Puff auf den linken Arm seines Kameraden und dann standen sie sämtlich auf, als ob sie weiter nichts vor hätten, aber in der Absicht, mir nachzugehen. Ich eilte schnell davon, aber als ich unten an die Treppe kam, fand ich einen jungen hochgewachsenen Mann, der unbeweglich dastand und mir den Weg versperrte. Ich machte mir gleichwohl Bahn und ging fort.

An diesem Abend wirbelte mein Kopf und bei irgend einem Begegniss hätte ich mein Leben auf's Spiel gesetzt;

aber da mir mein Verfolger in Gedanken kam, ein junger Facchin der G., der zugleich der Führer in der Verschwörung war, so beschloss ich ihn aufzusuchen. Es war Mitternacht, ganz allein ging ich durch die sog. Maulthierstrasse und sah einige Schritte vor mir 3—4 junge Kerle auf der Lauer stehen; ich vermuthete, der, den ich suchte, sei unter ihnen, so leise wie möglich folgte ich ihnen, bei meinem Erscheinen war es ihnen jedoch nicht geheuer und sie verschwanden. Zu meiner Vertheidigung hatte ich nur den Hausschlüssel bei mir, den Abend war aber mein „Instinkt" so heftig, dass ich selbst den Teufel nicht gefürchtet hätte! — Ich blieb still vor einem Lichtzieherladen stehen und da ich Jemand auf demselben Wege, den ich gekommen war, gehen hörte, so wartete ich. Es war ein Soldat, der an mir vorbeiging, ohne mich anzusehen. Da ich überall nur Geheimnisse sah, so folgte ich ihm, um mich zu überzeugen, aber ich verlor ihn bald aus dem Gesicht.

Einige Tage lang beunruhigte man mich nicht, aber danach fingen mein Verfolger und seine Helfershelfer wieder an und wurden sie nach und nach unerträglich. Abends, nachts, tags peinigten sie mich mit Singen und Verhöhnen. Ich litt entsetzlich, verlor den Appetit, der Husten quälte mich. Ich muss bemerken, dass ich während dieser Zeit nicht nur unter ihren Beschimpfungen litt, sondern auch — mit Respekt zu vermelden — an einem Durchfall, der mir keine halbe Stunde Ruhe liess. — In allen meinen Vorrechten gekränkt, über alle die Verfolgungen wüthend, wie unsinnig, als hätte ich den Verstand verloren, lief ich in meinem Zimmer umher, so versenkt in einen so schmerzlichen Gedanken, dass ich mir kaum Rechenschaft über mein Thun zu geben vermochte. Ich wollte mich niederlegen, aber mein Bett war nicht gemacht; indem ich über die ausserordentlichen Ereignisse nachsann, deren Veranlasserin Frau G. gewesen, entschloss ich mich zur Rache um jeden Preis. Ich bewaffnete mich mit einem Küchenmesser und machte mich auf den Weg zu meiner Widersacherin. Bei meiner Ankunft in der Strasse befiel mich der Gedanke an die Justiz und ich blieb einen Augenblick un-

schlüssig, als ich aber L., ihren Beirath, aus dem Hause treten sah und dieser mich ansah, hielt ich nicht mehr an mir, ein „Instinkt“ trieb mich vorwärts zur Rache! Ich betrat den Laden, sie kam mir entgegen und ich rächte mich. Ohne mich in eine lange Erzählung zu verlieren, bemerke ich bloss, dass ich die Flucht ergriff und, als ich mich vor dem Thor befand, das nach Mailand führt, in geringer Entfernung meine Feinde hinter mir her sah. Noch war ich mit dem Messer bewaffnet und ein gewisser „Instinkt“ rieth mir umzukehren, da ich aber einsah, dass ich ein neues Verbrechen begehen würde, so entschloss ich mich, weiter zu gehen.

Es wäre mir unmöglich, diese Reise zu beschreiben, denn ich habe sehr vieles davon vergessen. Meine Absicht war, auf der Eisenbahn, vom Bahnhof Karthause aus, weiter zu reisen, ich traf aber zu spät ein, es war 9 Uhr durch, und ich hätte zu lange warten müssen. An Kräften erschöpft und krank, wollte ich aber gleichwohl weiter. Es war kalt und schlechtes Wetter, das Gehen wurde mir sauer und die Müdigkeit übermannte mich bald; ich legte mich auf einem Sandhaufen nieder und schlief ein. Plötzlich glaubte ich die reitenden Karabiniers mir auf den Fersen zu sehen, ich sprang auf, sah mich um, aber alles blieb still.

Ich trocknete den Schweiss von der Stirn und ging wieder weiter. Eine einzelne Stimme schien über das Feld zu schreien: Cäsar, Cäsar! aber ich hielt es für eine Täuschung, um so mehr, da ich auf der Mailänderstrasse die natürliche Stimme meiner Feinde hörte, die mir dieselben unverschämten Worte wie vorher nachriefen und mich verfolgten; ich sah ein, dass das die Folge meiner Schwäche war. Indem ich meine Kräfte möglichst anspannte, trieb es mich vorwärts.

Ich kann nicht genau angeben, in welchem Zustande ich mich befand, ob es Schlaf und Müdigkeit waren, die meinen Geist niederdrückten. Sicher aber ist, dass ich hinter mir von oben herab einen Höllengesang zu hören glaubte und unter den vielen Stimmen eine, die vor den anderen herausklang — die Stimme der todten Frau. Da ich aber ihre Verfolgung fast nicht mehr fürchtete, so drehte ich mich

wüthend um und sie verschwand in dem Gehölz und liess nur noch aus der Ferne einen Sterbegesang hören.

Da diese Täuschung vorüber war, schien es mir, als sehe ich nicht weit von mir einen ungeheuren unbeweglichen Schatten, der mich anblickte und bald verschwand. Ich setzte meinen Weg fort und, als ich einen Zug kommen hörte, legte ich mich auf die Erde, um nicht gesehen zu werden. Als der Zug vorüber war, dachte ich, wie angenehm es wäre, darin zu sitzen, aber in der Verzweiflung über mein durch so viele Beschimpfungen und erlittene Unbilden verlorenes Glück schritt ich rüstig weiter. Von Zeit zu Zeit schien es mir, als sehe ich Bäume, auf denen Menschen hockten, die mich angrinsten und als ob die Bäume sich vor mir neigten. Wenn ich sie fest ansah, so verschwand alles. Nicht aber verschwand die höllische Stimme, die mich verfolgte, sie schien sogar zu bleiben, wenn ich mich voll Wuth nach ihr umdrehte; plötzlich liess sie sich aus der Ferne hören und zugleich mit ihr entfernte sich ein weit hellerer Schrei, dann ging ich vorwärts.

Auf einmal, ich weiss nicht, war mein Auge getrübt oder der Himmel verfinstert, sah ich den Weg nicht mehr und ich war öfter in Gefahr. Müdigkeit und Schlaf übermannten mich, mein ganzer Körper war in kaltem Schweiss wie gebadet. Ich hüllte mich, soviel ich konnte, in meinen Mantel und legte mich quer über die Steinhaufen am Rande des Weges; sogleich befiel mich der Schlaf; die Sinnestäuschungen schwanden, wenn ich mich bückte, und kamen wieder, sobald ich den Kopf hob.[1] — Endlich erblickte ich ein Licht in der Bude eines Bahnwärters. Ich klopfte, ein Mann trat ans Fenster und fragte, was ich wolle. Mit schwacher Stimme bat ich ihn um ein wenig Wasser. Er kam heraus und füllte zwei Töpfe; dann fragte ich ihn nach dem Wege in die Stadt, und er zeigte mir einen, der kürzer war. Nachdem ich ihm gedankt, machte ich mich wieder auf, indem ich alle meine Kräfte zusammennahm, um weiter zu gehen. Endlich langte ich in Mailand an und begab mich in eine Herberge. — Meine

[1] Sie waren offenbar von der Lage der Hirnvenen abhängig.

Absicht war, den ganzen Tag im Bett liegen zu bleiben und am Abend nach der Schweiz abzureisen, wo ich von der Polizei nichts mehr zu fürchten hätte; aber obgleich ich stundenlang lag, konnte ich doch weder schlafen, noch Ruhe finden, und ich gab mein Vorhaben auf. Da ich einsah, der Herbergswirth trage kein grosses Verlangen, dass ich bei ihm mich erhole, ging ich ins Spital. Noch nicht ganz wieder hergestellt, reiste ich nach Pavia ab, wo ich 8½ Uhr abends anlangte und bei der Polizei mich stellte.„

Mittheilung über den Aufenthalt im Gefängniss und die dortigen Träume.

„Um 3 Uhr morgens wurde ich auf den Antrag der Polizei in das hiesige Gefängniss geführt.

Ich kam in ein Zimmer, wo schon mehrere Gefangene waren; man gab mir einen Strohsack ohne Kopfkissen und Decke. Ich legte mich in meinen Kleidern nieder, deckte mich, soviel es ging, mit meinem Mantel zu und schlief ein. Im Traum glaubte ich über mir ein Licht zu sehen, von dem eine Stimme ausging, die sagte: „Du bist verrathen!“ Ich wachte auf, als der Tag anbrach. Einer der Gefangenen stand auf, reinigte sich und fing an Strümpfe zu stricken; danach stand einer nach dem andern auf. Sie gingen im Zimmer auf und ab und fragten mich nach der Ursache meiner Verhaftung. — Ich hatte nicht Lust zu schwatzen und, um aller Neugier ein Ende zu machen, stand ich auch auf. Nachdem ich mich gewaschen und meinen Strohsack aufgeschüttelt hatte, legte ich mich wieder zum Schlafen nieder. Ein Gefangener sah, dass mich der Frost schüttelte, er warf seinen Mantel über mich und sagte: „Da armer Teufel, decke Dich zu!“ Die Stunde der Brotaustheilung kam. Ein Wächter öffnete das Schubfenster und fragte: „Wie viele seid ihr?“ Man antwortete: Sechs; diese Nacht ist ein neuer hinzugekommen.“ Er sah mich an und reichte mir ein Brot wie den Andern.

Kurz darauf kam ein Wächter und ein Herr, wie man mir später sagte, der Gefängnissdirektor. Der Wächter rief mich in ein anderes Zimmer, ich ging hinaus, und der Direktor

befragte mich nach dem Grund meiner Verhaftung. Im Zweifel über seine Frage antwortete ich, dass ich am Abend vorher meine Erklärungen auf der Polizei abgegeben habe. Er wollte mich unterbrechen, um mir zu verstehen zu geben, ich könne es noch einmal thun und sagte mir: „Man behauptet ja, der Mörder sei grösser gewesen als Du, und habe einen dicken Schnurrbart gehabt. Ungeduldig suchte ich ihm das zu widerlegen und kam in ein anderes Zimmer, Nr. XI.

Die Leute, die darin waren, empfingen mich sehr vergnügt und ich freute mich auch, weil sie mit mir fast gleichalterig waren. Folgenden Tages holte man mich zum Verhör. Man führte mich in ein Zimmer, wo man mich niedersetzen hiess, wo ich aber zu meinem grossen Verdruss die Schmach ertragen musste, dass man meinen Fuss mit einer an der Wand befestigten Kette fesselte.

Nach einigen Minuten Wartens kam der Untersuchungsrichter mit seinem Schreiber; der Richter blieb stehen, gleichzeitig kamen zwei mir unbekannte Herren herein, Aerzte, wie ich später erfuhr, die sich an meine Seite stellten und mich scharf beobachteten. Endlich kam noch ein Herr, ich glaube ein Rath; sie gingen Alle aufeinander zu, sprachen zusammen und reichten einander die Messerscheide, wobei einer von ihnen sagte: Ja, ja, es müsste kürzer sein. Nach kurzer Unterhaltung gingen sie, warfen mir einen wohlwollenden Blick zu, kehrten aber gleich wieder zurück und das Verhör begann.

Auf die Fragen des Richters antwortete ich gemäss den bei der Polizei von mir gemachten Angaben, ohne etwas daran zu ändern. Nach dem Schluss des Verhöres gingen sie fort, ein Wächter nahm mir die Kette vom Fuss und führte mich in mein Zimmer. Bei meiner Rückkehr waren meine Kameraden voll Erwartung und begierig, das Ergebniss des Verhörs zu erfahren, ich hatte aber keine Lust zum Schwatzen und legte mich schweigend nieder. Da fingen sie an zu singen, als wollten sie meine Gedanken verscheuchen.

Am folgenden Tage besuchte mich der Gefängnissarzt, fühlte mir den Puls und sagte: „O es ist nichts, es ist nichts!“ Diese Worte sprach er mit sehr ausdrucksvoller Miene aus,

ich that aber um der Anderen willen, als ob ich es nicht verstände. Ein anderes Mal besuchte er mich wieder, da ich ein wenig Fieber hatte, er fragte mich, wohl damit ich besser verstehe, ob ich gegessen habe; ich antwortete „Ja." — „Viel?" sagte er. „Ja, viel!" sagte ich. Dann sagte er wieder: „Es ist nichts, es ist nichts!"

Da der Arzt doch noch den Verdacht hatte, dass ich ihn nicht verstehe, so veranlasste er den Prof. S. scheinbar zu einem Besuch bei den Gefangenen, der kam eines Abends in mein Zimmer und liess durch den ihn begleitenden Aufseher fragen, ob einer von uns untersucht sein wolle. Da der Professor eintrat, sah er mich nicht an und that, als ob er mich nicht kenne; ich trat nun vor, um mir den Hals untersuchen zu lassen. Er sah mich an und sprach, um nur wegen der Anderen etwas zu sagen: „Ach, ein schlechter Zahn." Es war das aber nicht wahr. Damit ich indes besser verstände, fügte er hinzu: „Es ist nichts, es ist nichts!" und ging gleich darauf fort, überzeugt, dass ich ihn verstanden habe.

Anfangs war ich ziemlich ruhig und erwartete einen guten Erfolg. Die Aerzte fragten mich über alles, was mich betraf, aus und auch sie liessen Hoffnung für mich durchblicken.

Doch erregte eines Tages der Besuch derselben Aerzte meinen Verdacht, denn sie liessen zwei meiner Kameraden und zwar einen nach dem andern hinausrufen und fragten sie, was ich thue und sage. Endlich liessen sie mich selbst kommen, gingen mit mir den Korridor auf und ab und veranlassten mich, zehn Minuten lang zu plaudern.

Am Abend nach einem solchen Besuche rieth man mir, den Verrückten zu spielen und ich befolgte den Rath, mehr aus eigenem Antrieb, da ich begriff, dass es die „Konsequenzen" abkürzte.

Ich fing also an, bei der Nachtvisite Dummheiten zu begehen. Beim Eintritt der Nachtwache richtete ich mich in meinem Bett auf wie erstaunt und fragte den Unterbeamten, der in der Thür stehen blieb, ob mein Onkel nicht da sei, mich zu holen, da ich fortwolle und mit ihm einverstanden sei. Er antwortete kurz: „Morgen" und ich: „Nein, nein,

ich weiss, er muss heute kommen.“ — Er sagte nichts darauf, der Aufseher aber, der die Lampe hielt, leuchtete mir ins Gesicht und sah mich aufmerksam an; ich starrte ins Licht und rieb mir die Augen wie Einer, der im Schlaf gestört worden ist.

Den andern Morgen kamen die Aerzte, liessen mich im Korridor spazieren und fragten mich viel aus. Ich antwortete möglichst viel dummes Zeug. Aber aus allen ihren Reden entnahm ich, dass sie mir Hoffnung auf Erfolg machten.

Während dieser Zeit bemerkte ich, dass meine Kameraden beim Aufwachen ihre Träume sich erzählten und sich manchmal freuten, wenn es hiess, es seien gute Träume. Ich sagte ihnen: „Es ist Thorheit, zu glauben, ein Traum könne etwas von unsern Geschicken voraussagen.“ Aber ein Gefangener erzählte mir einen Traum, den er einmal gehabt, und den ein älterer Gefährte für gut erklärt und gesagt habe, er werde bald frei werden, solle aber auf der Hut sein, sonst wäre er in Gefahr, wieder hierher zu kommen. Die Erklärung war richtig, am andern Morgen wurde er entlassen, aber schon nach 24 Stunden wieder verhaftet.

Darum gab ich denn nun auf meine Träume acht.

In meinem ersten Traume sah ich einen Garten, wo Schnee fiel. Am Morgen war die Erklärung die, dass man dabei sei, meine Akten zu prüfen. Ich meinte aber anders. — Dreimal hintereinander träumte mir von grossen Massen Schnee und das fiel mir sehr auf.

In einem anderen Traume befand ich mich am Ufer des Tessin, der austrat. Ich stand auf einem Brette und das Wasser war darunter; ich hielt ein kleines Mädchen, das dieselben Augen wie Fräulein G. hatte und mich starr anblickte, im Arm; ich ging über die Brücke und befand mich in einer Strasse, wo ein Materialwarengeschäft war. Frau G. war darin und ich übergab ihr das Kind.

Ein anderes Mal träumte mir, ich sei in einem fast wüsten Küchengarten; zwei Bäume lagen vor mir am Boden. Meine Cousine war da; ich kniff sie, aber sie sagte nichts dazu. — Nachher sah ich viele grosse und kleine Vögel, auch an der

Erde liegen, ich hob einen sehr grossen auf, der todt zu sein schien, aber kaum war er in meiner Hand, als er fortfliegen wollte, indes ruhig sitzen blieb, wenn ich ihn streichelte. Beim Umdrehen erblickte ich die Herrin des Hauses, die mich betrachtete; ich gab ihr den Vogel, sie nahm ihn lächelnd an und ich entfernte mich. Zuletzt befand ich mich in derselben Kammer, in welcher ich bei meinem Austritt aus dem Waisenhause gewesen, ich lehnte am Bett und stützte den Kopf mit den Händen. Eine Frau erschien vor einem kleinen Fenster, steckte den Arm hindurch und reichte mir einen Pack Kleider herein mit der Aufforderung, sie zu nehmen und mich als Irrsinniger einzukleiden. Bei diesem Anblick wollte ich aufschreien, aber es gelang mir nicht; sie drängte in mich. Beklommen, strengte ich mich an, einen Laut hervorzubringen, aber meine Kehle war wie zugeschnürt. Endlich wachte ich mit dem Schrei Nein! auf. Meine Gefährten fragten, was es gebe, und ich erwachte nun völlig.

Im übrigen verbrachte ich die Zeit ziemlich gut; nur einmal entliess man einen der Gefangenen, die in meinem Zimmer waren, und stellte einen anderen dafür ein. Der Anblick des neuen Ankömmlings wirkte gleich bei seinem Eintritt auf mich wie der Stoss eines Feindes. Er war es auch wirklich.

Ich war gewohnt, einige unbedeutende Worte mit dem Ober- und Unterbeamten zu wechseln, wenn sie kamen. Er bemerkte es und sagte: „Solange die Sachen so stehen“ — — was heissen sollte: „wirst du in der Schwebe sein.“

Ich that gleichgültig gegen seine Herausforderung (Prärogativ)[1], er verstieg sich aber zu Anschuldigungen und gab mir zu verstehen, er sei in den Händen von Italienern. „Du bist auch in den Händen deiner Henker!“ sagte er. „Wieso Henker!“ erwiderte ich, „giebt es denn hier keine Justiz?“ — „Justiz,“ rief er lachend, „dazu müssten die Deutschen kommen, dann würde es eine Justiz geben.“ — „Bestraft denn Oesterreich,“ sagte ich,

[1] Man beachte die ungewöhnliche Bedeutung der Worte.

„die Uebelthäter nicht mit der Strenge, die ihren Verbrechen gebührt?“ — „Ja, das ist wahr,“ sagte er, „aber nicht wie hier, wo man die Leute ohne Beweise verurtheilt.“ — Da sprach ich in meinen Gedanken: „Ja, weil du Schurke genug warst, sie zu verbergen.“[1] Da ich aller derartigen, mir widerlichen Gespräche überdrüssig war, so brach ich kurz ab und sagte: „Ja, ja, das geht, das geht“ und that gleichgültig, denn ich hatte nicht das Bedürfniss, mir auch noch Feinde im Gefängniss zu machen.

Um die Gefangenschaft abzukürzen, trieb ich in der Nacht die ärgsten Ungereimtheiten, nur in der Hoffnung, meinen Qualen je eher je lieber ein Ende zu machen. Ich hatte kein anderes Verlangen, als die Aerzte zu sehen, weil ich doch wenigstens mit ihnen als mit verständigen Menschen sprechen konnte.

Von Zeit zu Zeit besuchte mich der Professor L.; er behandelte mich mit Zutraulichkeit, was mein Herz befriedigte, aber wenn er fort war, fing meine Qual wieder an.

So verging einige Zeit. So oft der Gefängnissdirektor zum Besuch kam, sah ich, dass er es gut mit mir meinte. Er forschte mich gleich wegen meines Irrsinns aus und that, als glaube er daran, und ging mit mir zufrieden wieder fort. Meine Thorheiten wurden in der Nacht so arg, dass mehrere Aufseher mir drohten. Eines Morgens kam der Professor L. wieder und sagte, indem er mich beiseite nahm, ich solle die Sache nicht übertreiben, ich brauche mir den Kopf nicht zu zerbrechen, man würde mich trotzdem entlassen.

Ich hatte kein Misstrauen gegen ihn, aber durch meine Stubengenossen und diejenigen, denen wir beim Spaziergange im Hofe begegneten, zu sehr aufgeregt, trieb ich es so, dass ich auch ihnen unbequem wurde, und schrie nach Mitternacht so laut, dass sie alle aufwachten und nicht wieder einschlafen konnten.

Das waren sehr traurige Tage für mich, denn ich dachte an den Abscheu, den ich vormals gegen das Gefängniss gehabt

[1] Welch ein Kontrast in der Gesinnung des irren und des wahren Verbrechers!

und dass ich alles (alle „Konsequenzen") vermieden hatte, um ein ähnliches Unglück von mir fernzuhalten. Diese Gedanken brachten mich ausser mir und mein Kopf war so eingenommen, dass ich darüber närrisch geworden wäre,[1] hätte mich nicht die Erinnerung an meine Beschützer aufrecht erhalten. Fast jede Nacht hatte ich Träume und es gefiel mir, sie zu prüfen und die Anzeichen meiner Befreiung darin zu finden.

Inzwischen hatte es den Anschein, als wolle man die Untersuchung meiner Krankheit beendigen. Es kamen mehrere Professoren und prüften meine Körperkraft, sicherlich in der Absicht, meine simulirte Krankheit zu bestätigen.

Auch der Gerichtshof, der, wie meine Stubenkameraden meinten, aus dreckigen Italienern bestand, liess am Pfingstfeiertage einen Wagen kommen, in welchem zwei Herren, die ich für Beamte hielt, mich aus dem Gefängniss abzuholen kamen. Man rief mich und liess mich in den Wagen steigen. In kurzem kamen wir vor dem Irrenhause an, und die mich begleitet hatten, verabschiedeten sich und liessen mich da.

Man that mich zu den Andern und hier befinde ich mich weit wohler als im Gefängniss.

Irrenanstalt Pavia, 22. November 1866.

Diese Autobiographie Farinas, die ich, mit Uebergehung einiger Träume und der orthographischen Fehler, vollständig wiedergegeben habe, ist ein kostbares Bruchstück von pathologischer Zergliederung des Gedankens. — Sie giebt den deutlichen Beweis dafür, dass Hallucinationen neben völliger Erhaltung aller übrigen geistigen Fähigkeiten, dass ein unwiderstehlicher Drang zum Verbrechen neben dem vollen Bewusstsein der Schwere der That bestehen können — wie schon Herzen in seiner schönen Arbeit über Willensfreiheit gezeigt hat. Es ist auffällig, dass ein Mensch ohne wissenschaftliche Bildung so klar und bisweilen so beredt sich auszudrücken vermocht hat. Ferner die ausserordentliche Treue seines Gedächtnisses, so dass er nach mehreren Jahren noch der

[1] Merkwürdige Selbsterkenntniss, die gewöhnlich für Simulation gilt.

Gespräche, der Träume, ja sogar der Grösse eines Stückes Seife sich erinnern konnte.

Besonders in Beziehung auf seine Träume — die ich theils abkürzen, theils auslassen musste, weil ich sonst ein ganzes Ries Papier damit gefüllt hätte — ist die Lebhaftigkeit seines Gedächtnisses zu bewundern. Bei einem gesunden Menschen trifft man das nicht an; man erkennt aber, daraus die pathologische Bedeutung, welche die Träume für den Unglücklichen hatten.

Als Besonderheit ist der gesunde Menschenverstand hervorzuheben, mit dem er zu Anfang das Vorurtheil über die Vorbedeutung der Träume — dem man bei allen Gefangenen begegnet — bekämpft, dann aber, durch das Beispiel verleitet, fast selbst zu glauben anfängt.

Wie viel höher steht dieser Unglückliche gleichwohl über seinen gesunden Mitgefangenen, die sicherlich verderbter waren als er, wenn er auf ihr Bedauern (als wenn die Regierung ihres Landes und deren Richter ungerechter wären) einwirft: „Verurtheilt denn Oesterreich die Spitzbuben nicht?"

Sehr merkwürdig ist aber das Bewusstsein über nur einen Theil seiner Sinnestäuschungen, die, wie er selbst bemerkt, erst mit der Schwäche, Ermüdung und infolge der Lage des Kopfes sich entwickelten u. s. w. — wohl zu merken von Aerzten, die für den Aderlass eingenommen sind, und von Spiritualisten. — Er nennt seinen Mordtrieb — Instinkt, als wenn er bei einem Psychologen der älteren deutschen Schule zu Rathe gegangen wäre. Er ist sich der Schwere seines Verbrechens so bewusst, dass er beinahe bei dem Gedanken an die Justiz innegehalten hätte. Er ist endlich tief ergriffen bei dem Gedanken an die Schmach der Kette und durch die Berührung mit den anderen Gefangenen. Man bemerkt, dass die Worte, deren er sich in seiner Denkschrift bedient, für ihn eine eigenthümliche Bedeutung haben — ein charakteristischer Zug der Monomanen.

Die Form des Irreseins, die er simulirte, die instinktive Manie mit Hallucination konnte er am leichtesten simuliren, weil er das Vorbild dazu bei sich selbst fand. — Ohne die befremdende Ueberzeugung, dass die Aerzte ihn um

jeden Preis zu beschützen beabsichtigten, würde er sogar bei uns die Täuschung fortgesetzt haben. Ohne diese unerwartete Hülfe liefen wir Gefahr, ihn für einen Maniacus zu halten, da er es nicht war, oder für einen Simulanten, da er nicht mehr simulirte.

Es ist das ein neuer sprechender Beweis für den geringen Werth derjenigen Gutachten, die sich lediglich auf die Geistesthätigkeit verlassen, zugleich aber auch für den Nutzen, der auf der experimentellen Behandlung der neueren psychiatrischen Schule beruht.[1]

Wer aber, der diese Denkschrift gelesen hat, kann noch im Zweifel darüber stehen, dass es Fälle von Irrsinn giebt, wo dieser auf eine gewöhnliche Intelligenz wie der Sauerteig wirkt, der sie über das Maass des Gewöhnlichen aufgehen lässt?

Das auffälligste und gewöhnlichste Kennzeichen der durch den Irrsinn zu Dichtern Gewordenen ist eben die Ueberspannung der Intelligenz, im Gegensatz zu ihrem Vorleben.

Bei Vielen allerdings beschränkt sich diese Anspannung auf ein beständiges Witzeln, auf das Erfinden ähnlicher Wörter und Lautklänge, auf sogenannte geistreiche Wortspiele u. dgl. m., Dinge, über deren häufiges Vorkommen in den Irrenhäusern man nicht zu erstaunen braucht, weil sie zumeist das Gegentheil des gesunden Verstandes und der Logik sind.

Die Neigung zu Allitterationen, zum Reimen findet man überdies in fast allen ihren Arbeiten, sogar in der Prosa.

Gleichwohl findet man nicht selten unter ihnen Philosophen auftauchen, deren Aussprüche an Epikur und Comte erinnern, wenigstens sieht man in diesen durch den Wahnsinn erhellten Gehirnen die hervorragenden Punkte aufleuchten, an denen derartige Systeme entstehen, und zwar aus dem Grunde, weil sie weniger als die normalen Menschen gegen Neuerungen eingenommen und weil sie origineller als diese sind.

Ihr hervorragendstes Kennzeichen, die bis zum Delirium ausschreitende Originalität, verdanken sie dem Ueberfluthen

---

[1] Vgl. Lombroso, Klinische Beiträge zur Psychiatrie, zusammengestellt von M. O. Fraenkel. O. Wiegand, Leipzig 1869, S. 12, 18, 80.

der Einbildungskraft, die weder durch Logik noch gewöhnlichen Menschenverstand gezügelt wird. Natürlich wird ein Geist um so weniger Maass halten, je verschrobener und beschränkter er ist. Wir erinnern nur an die Metamorphosen und Wanderunngen der Seele des P. in Siena und an die Schriften M.'s in Pesaro, der in seiner Sucht, alles zu gräcisiren, eine neue Sprache erfindet, wo der Sand Lithiasis, das Meer Aequor u. s. w. heisst.

Die raschere Gedankenverbindung und die lebhaftere Einbildungskraft ermöglichen ihnen oft Aufgaben zu lösen, deren Lösung gebildeteren, aber normalen Geistern nicht gelingen will.

Ein anderes den Irren eigenthümliches Kennzeichen, das indes auch in den schriftlichen Aufzeichnungen von Verbrechern zu finden ist, ist der entschiedene Hang, von sich oder von ihresgleichen zu sprechen, ihr Leben selbst zu beschreiben und sich von dem Strom des Ehrgeizes und der (Eigen-)Liebe hinreissen zu lassen. Die Ausdrucksweise der Irren ist nur weniger gekünstelt als die der Verbrecher. Bei Letzteren ist der Zusammenhang straffer, die schöpferische Kraft und die Originalität jedoch schwächer.[1]

Ferner findet man bei den Irren eine Vorliebe für Assonanzen, häufig als Ersatz für Beweisgründe, dann die Bildung besonderer Worte, die sie nach ihrer Weise auslegen, und endlich eine übertriebene Wichtigkeit, die sie den gemeinsten Dingen beilegen.

„Der Narr verzehrt sein Hirn an langweiligem, unbedeutendem Zeug, sagt Hécart in der Vorrede zu seiner Gualana, die übrigens das Werk eines Halbirren ist.

Viele unter ihnen, obgleich weniger als unter den Halbirren, begleiten ihre Poesien mit Zeichnungen, als ob das Wort allein nicht ausreiche, ihre Gedanken wiederzugeben.

Der Stil ist holperig, aber reich an kräftigen und ausdrucksvollen Phrasen, so dass er oft den Erzeugnissen einer ruhigen und durchdachten Kunst gleichkommt oder sie wohl gar übertrifft.

---

[1] Vgl. Lombróso, Der Verbrecher.

Leidenschaft. — Man darf weder darüber, noch über die Neigung, Verse zu machen, bei Personen, die vor ihrer Krankheit kein Verständniss für die Verskunst hatten, sich verwundern. Das Dichten ist, wie Byron gesagt und durch sein eigenes Beispiel erwiesen hat, der Ausdruck einer erregten Leidenschaft und wächst an Kraft und Wirkung im Verhältniss zu der Erregung.

Dass der Rhythmus der abnormen psychischen Erregung zweckdienlicher ist als die Prosa, erkennen wir an der poetischen Ader der Betrunkenen und aus den freiwilligen Bekenntnissen irrer Dichter.

> „Ich schreibe an Sie in Versen — stossen Sie sich daran nicht,
> In Prosa kann ich meine Gedanken nicht ausdrücken.“

schrieb ein irrer Verbrecher an Arboux[1] — und erklärt damit jene Neigung. Ein Lypemane von Pesaro erklärte einige seiner Verse folgendermaassen: Das Dichten ist ein Ausströmen der Seele, — der Schmerzensschrei der Seele.[2]

Atavismus. — Schon Vico ahnte, was Buckle später sehr schön entwickelte, dass bei allen Urvölkern Denker und Weise sämtlich Dichter waren. Die Anfänge der Geschichte sind in Liedern bewahrt und überliefert worden, so von den Barden Galliens, wie von den Toolkolos in Thibet; ebenso in Amerika[3], in Dekkan[4], in Afrika[5] und Oceanien.[6]

Wie in Indien hat man in Europa während des Mittelalters die Wissenschaften in Versen behandelt. — Montucla spricht von einer mathematischen Abhandlung aus dem 13. Jahrhundert, die in Versen geschrieben ist. Ein Engländer übersetzte Justinians Institutionen in Versen, ein Pole behandelte ebenso die Wappenkunde.

Die Geschichte selbst, wenn sie auch in Prosa geschrieben wurde, war darum nicht weniger fabelhaft und mit phantasti-

[1] *Les prisons de Paris,* 1881.
[2] *Diario del Manicomio di Pesaro,* 1879.
[3] Prescott, *History of Peru.*
[4] Wilke, *History of the South India.*
[5] Mungo Park, *Travels,* I.
[6] Ellis, *Polynesia,* I., p. 45.

schen Thorheiten verquickt und nicht weniger als die Dichtung mit Namenspielerei überladen. Troyes wurde von Troja, Nürnberg von Nero, Sarrazenen von Sarah abgeleitet. Mahomet war ein Kardinal, Neapel auf Eiern entstanden, Menschen, die nach gewissen Türkensiegen geboren wurden, bekamen nur 22 bis 23 Zähne anstatt 32. — TURPIN, der Macaulay seiner Zeit, erzählt in seiner Geschichte, die Mauern Pampelonas seien bloss durch die Gebete der Krieger Karls des Grossen eingestürzt. Ferrautte war 20 Ellen lang, sein Gesicht 1 Elle. — Kurz, es waren dieselben Fabeln, die man sich in unseren Spinnstuben erzählt, daraus nichts Weiteres zu entnehmen ist, als dass die menschliche Schwachheit sich überall gleichbleibt und um so phantastischer erscheint, je grösser die Unwissenheit ist; unfruchtbare Kindereien, an denen die damit beschäftigten Philologen ihre Zeit verschwenden.

Auch in der Prosa findet sich der atavistische Einfluss.

TANZI und RIVA[1] sagen bei Gelegenheit einiger Schriften von Monomanen: „Für die (Dämonomanen) Besessenen vor 100 Jahren, die als die Nachzügler des mittelalterlichen Aberglaubens und uns als Musterbild für den Wahnsinn gelten, treten heutzutage die modernen Wahnsinnigen in der neuen Form einer Art von Alchimisten auf, die mit anscheinend wissenschaftlichen Phantasien und leeren Phrasen in Stil und Gedanken an Trithemius, Agrippa, Paracelsus und andere Autoren des 16. Jahrhunderts, an die überspannten, aber gelehrten und geschätzten Adepten der geheimen Wissenschaften und Magie erinnern.

Der Wahnsinn begleitet die Menschheit durch alle Jahrhunderte, folgt ihren Wandlungen bald in grösserer, bald in geringerer Entfernung."

Als Beispiel dieser Art möge folgendes Bruchstück der Autobiographie eines Wahnsinnigen dienen. „Man muss wissen, dass die Adligen oder Kinder eines von Adel eine gewisse, nicht genau gekannte Substanz ausathmen, welche Elektricität erzeugt. Demnach ist es begreiflich, wie der Sohn eines

[1] *La Paranoia*, Reggio 1886.

Adligen mit dem Sohn eines andern Adligen in Verbindung steht, wenn man nur einmal an die Telegraphie und die entsprechenden Säulen denkt. Demnach fungiren zwei in Verbindung stehende Adlige wie eine Elektrisirmaschine, die mittelst eines Drahtes ihre Bewegungen und Gedanken überträgt, als wäre das Denken das Werk Desjenigen, der an der Maschine den Klöppel in Bewegung setzt. — Der übertragene Gedanke bildet seinerseits eben so unzählige Punkte als es Ideen-Atome giebt."

Nach Riva-Tanzis Bemerkung ist die Ausdrucksweise der alten Alchimisten ganz ähnlich. Sie sagen ferner: „Einen derartig Paranöischen erkennt man im König (Ludwig) von Bayern wieder, der menschenscheu, eitel, ehrgeizig, mystisch-romantisch, excentrisch in seinen Handlungen, Gewohnheiten, Urtheilen und in seinem Benehmen, einem verkehrten Kunstgeschmack huldigte und maasslos in allem war. Er steckte so tief im Atavismus des Mittelalters, dass die politischen Zeitungen ihn einen wiedererstandenen Parcival nannten."

Der pathologische und atavistische Ursprung vieler litterarischen Erzeugnisse von Irren erklärt uns die Ungleichheit des Stiles, der, während der Erregung glänzend und erhaben, schwächlich und gemein wird, wenn letztere nachlässt. So wechseln Strophen von klassischer Schönheit mit blödsinniger Sudelei ab.

Dieser Ursprung erklärt zugleich die ungeheuren Widersprüche in den Schriften eines und desselben Verfassers, z. B. bei Farina und Lazaretti, ihre aphoristische Behandlung einer Sache mittelst abgerissener Sätze, ihr kindlich primitives Wiederholen von Phrasen mit eintönigem Refrain, was an biblische Verse und an die Suren des Korans erinnert. Auch der Hang erklärt sich daraus, beständig auf denselben Gegenstand zurückzukommen, der eigentlich ihrem Gesichtskreise fern liegt und weder ihnen selbst noch Anderen etwas nützt, und zwar sehr häufig unter der Form der Autobiographie.

Kurz, es findet sich in den Schriften der Irren, sogar in den abgeschmacktesten, eine eigenartige Organisation, ein Baustil, den Paulhan mit dem Ausdruck Finalität bezeichnet.[1]

[1] *Revue philosophique*, 1888, n. 8, Paris.

Finalität. — „Ich verstehe darunter," sagte er, „denjenigen geistigen Zustand, bei welchem ein auftauchendes Element sofort andere zu erwecken bestrebt ist. Nicht die Gesamtheit des Geistes ist das Bestimmende für das Auftreten der Erscheinungen, sondern nur die Elemente. Das heisst, dasjenige, was im Geiste schon einseitig geordnet, systematisirt ist, strebt nach Vervollkommnung dieser Ordnung.

Betrifft es eine Empfindung, so sucht dieselbe Vorstellungen oder besondere, bestimmte, entsprechende Handlungen wach zu rufen; ist es eine allgemeine Tendenz, eine schon vorher festgestellte geistige Auffassung, so wird sie alle dem Geiste zuströmenden Empfindungen so oder so auslegen. Da jedes psychische Element systematisirt ist, da die Finalität nicht aus der Gesamtheit des psychischen Organismus, oder aus einer Reihe von Handlungen, oder aus einer Theorie oder Leidenschaft (alles Dinge, die nicht wirklich psychische Elemente sind) hervorgeht, da sie also auf den Elementen beruht, der Neigung der Elemente zu systematischer Association aber die höhere Kontrolle, die allgemeine Richtschnur fehlt, so bringt sie eine Menge Misslaute in der Summe der psychischen Operationen hervor. Etwas Aehnliches würde sich in einem Orchester ereignen, wo jeder Musiker eine andere Melodie in einer anderen Tonart spielte. Wenn in einer Gesellschaft eine Genossenschaft sich auflöst, so wird damit ein Finalitäts-Gesetz zerstört und die Elemente, die Leute, aus denen der Verein bestand, treten in das individuelle Leben zurück und in neue Formen geselliger Thätigkeit wieder ein. Wenn z. B. eine Spinnerei geschlossen wird, so werden die darin beschäfigten und gewissermaassen eine systematische Genossenschaft bildenden Arbeiter und Arbeiterinnen jeder für sich, sei es getrennt, sei es in anderen Genossenschaften, wo einige sich übrigens wiederum zusammenfinden können, arbeiten. Derselbe Fall ist es mit den psychischen Elementen; wenn das Band, das sie zusammenhielt, durch irgend einen Umstand zerreisst, so gehen sie neue Verbindungen ein, wo jedes für sich auf die Gefahr, Zusammenhangloses zu Tage zu fördern, arbeitet.

Diese Art isolirter Thätigkeit der Elemente finden wir in sehr auffallender Weise bei den Geisteskranken.

Das Wortspiel (Calembour) ist eine Form derartiger Störung. Zergliedert man es, so findet sich, dass es wesentlich darin besteht, dass ein als Element gebrauchter Laut aus einem besonderen Komplex (systematisirter Bilder, Gedanken oder Töne als Bestandtheile der Bedeutung des Lautes), der selbst wieder eine Abzweigung eines grösseren Komplexes, der Phrase, ist, sich wenigstens theilweise loslöst aus diesen beiden Systemen und sich anderen Gedanken- und Bilderreihen anschliesst. Die Gedankenverbindung auf Grund von Aehnlichkeit gewisser Worttheile, z. B. der Reim, beruht wesentlich auf solchem Vorgange. Hier ist es ein Ton, der sich systematisch an andere Töne anreiht und gleichzeitig mit verschiedenartigen Tönen sich verbindet, um sofort oder unter raschen Unterbrechungen Systeme zu bilden, die nicht miteinander im Einklang stehen. Zu letzterer Klasse kann man den grösseren Theil der Lapsus linguae und der Lapsus calami zählen."

Beispiele dafür giebt es in Ueberfluss. REGNARD führt mehrfach Verse von Irren an, worin die systematische Association der Elemente stark vertreten ist. Bisweilen erkennt man noch einen Rest von Verstand und Zusammengehörigkeit darin, doch spricht sich die Zusammenhangslosigkeit meist sehr deutlich aus, wie in folgenden Versen:

J'aime le feu de la fougère, Ne durant pas, mais pétillant;
La fumée est âcre de goût. Mais des cendres de: la Fou j'erre
On peut tirer en s'amusant Deux sous d'un sel qui lave tout,
De soude, un sel qui lave tout.[1]

In anderen Fällen verschwindet der Sinn fast, wie in folgenden Versen, deren Verfasser, ein eiteler Delirant, seit 25 Jahren geisteskrank war.

Magnan! à mon souhait, médecin Magnan-ime
Adore de mon sort la force qui ... t'anime.

Admirant son beau crâne .. autre remord de Phèdre
Nargue Legrand du Saulle et sois un Grand du Cèdre.[2]

---

[1] u. [2] Siehe Anm. auf S. 208.

Ein hübsches Beispiel dieser Art hat ein von TROUSSEAU beobachteter Kranker geliefert, der auf mehr als 500 Seiten Worte geschrieben, von denen eines das andere durch Assonanz oder Aehnlichkeit des Sinnes hervorrief, wie: Chat, Chapeau, Peau, Manchon, Main, Manches, Robe, Jupon, Pompon u. s. w. u. s. w.[1]

Man braucht nicht eben irr oder blödsinnig zu sein, um Calembours zu machen und Worte nach ihrer oberflächlichen Aehnlichkeit aneinander zu reihen. Dann ist es aber nicht eine dauernde Spaltung zusammengehöriger Systeme, sondern nur eine vorübergehende Spaltung. Nichts ist natürlicher, wenn man das Bedürfniss hat, den Geist sich erholen zu lassen, als die Freigabe der psychischen Elemente aus dem Zwang der Systeme, die für das Leben nicht gerade wesentlich sind, eine Freiheit, die sie allerdings mitunter missbrauchen. In Verfolg des obigen Vergleiches kann man sagen, die Arbeiter der Spinnerei arbeiten auch nicht immer, sie haben ihre Ruhestunden, ihre Erholungen und beschäftigen sich dann im allgemeinen mit minder verwickelten Gegenständen.

Zu rhythmischen Aeusserungen sind am meisten geneigt: die chronischen Maniaci, die Alkoholiker, die Paretischen in den ersten Stadien, obgleich man bei ihnen öfter Reime als Verse und mehr Verse, als Sinn und Verstand findet. Dann kommen die Melancholischen im Verhältniss zu der geringen Zahl, in der sie sich in Anstalten befinden. Ihnen dient es vielleicht als Ersatz für das gewohnte stumme Verhalten und als Ableitung von Verfolgungswahnvorstellungen. Diese Bemerkung ist um so beachtenswerther, wenn man sie mit der bekannten Beobachtung zusammenhält, wonach bei allen grossen Denkern und Dichtern eine melancholische Ader zu finden ist.

[1] Vgl. LUYS, *Actions réflexes du cerveau*, p. 170.

Zweites Kapitel.

Die Kunst bei Irren.

Die Neigung zur Kunst ist bei den Irren sehr ausgesprochen und kommt fast bei allen Irrsinnsformen vor. Dieser auffälligen Erscheinung hat man gleichwohl bisher wenig Beachtung geschenkt.

Nur TARDIEU sagt *(Etudes médico-légales sur la folie)*, die Zeichnungen der Irren haben für die gerichtliche Medizin grosse Bedeutung. SIMON (*Annal. méd. psych.* 1876) spricht von dem häufigen Vorkommen bei Grössenwahn und bemerkt, die Einbildungskraft steigere sich dabei in umgekehrtem Verhältniss wie die Intelligenz; später hat FRIGERIO im *Diario del Manicomio di Pesaro* eine vorzügliche Abhandlung über den Gegenstand veröffentlicht. Endlich ist es mir gelungen, mit Hülfe merkwürdiger Materialien, die ich den Herren Riva, Toselli, Lolli, Frigerio, Tamburini, Maragliano und Maxime du Camp verdanke, der Sache tiefer auf den Grund zu gehen. Zusammen mit meinen eigenen Ermittelungen verfügte ich über 107 Fälle von Kunstbestrebung bei Geisteskranken, und zwar war Neigung

für Malerei ..	in 46 Fällen	für Musik	in	8	Fällen
„ Bildhauerei	„ 10 „	„ Baukunst .	„	5	„
„ Gravirkunst	„ 11 „	„ Dichtkunst	„	28	„

vorhanden.

An Irrsinnsformen kamen dabei vorzugsweise vor:

Verfolgungswahn mit Sinnestäuschungen	in	25	Fällen
Blödsinn	„	21	„
Grössenwahn	„	16	„
Akute oder periodische Manie	„	14	„
Melancholie	„	8	„
Allgemeine Paralyse	„	8	„
Moral-Insanity	„	5	„
Epilepsie	„	2	„

Daraus ersieht man, dass die schweren unheilbaren und angeborenen Zustände (Monomanie und Moral-Insanity), oder

diejenigen, zu welchen Blödsinn sich gesellt (Grössenwahn, Paralyse), in hervorragender Weise vertreten sind.

Ich kann hinzufügen, dass die moralische Verkehrtheit bei denjenigen Irren sich insbesondere äusserte, welche Proben einer höheren Intelligenz lieferten, sowohl als Künstler wie als Schriftsteller.

Betrachten wir uns die Umstände und Charaktere dieser Irren etwas näher.

1. Vorkommen. — In denjenigen Gegenden, wo die Kunstbestrebungen überhaupt allgemeiner und stärker hervortreten, ist selbstverständlich auch die Zahl der irren Künstler grösser. Daher kommt es, dass ich in Turin, Pavia, Reggio wenige auflesen konnte, während Perugia, Lucca und Siena sehr ergiebig daran sind.

2. Gewerbe. — Bei nur wenigen machte sich der Einfluss ihrer früheren Gewerbe und Gewohnheiten geltend. Wir finden unter unseren irren Künstlern nur

8	frühere	Maler oder Bildhauer,
10	„	Architekten und Kunsttischler,
10	„	Lehrer oder Geistliche,
1	„	Telegraphenbeamten,
2	„	Studenten,
6	„	Seeleute und Ingenieure.

Von neueren Malern, die irr wurden, bemerken wir ausser anderen: Gill, Cham, Chirico, Mancini.

Bei einigen steigerte sich die alte Neigung infolge des Irrseins. Ein Mechaniker z. B. zeichnete Maschinen, zwei Matrosen bauten kleine Kriegsschiffe, ein Hôtelwirth zeichnete auf den Fussboden Speisetische mit Fruchtpyramiden. In Reggio schnitzte ein Kunsttischler sehr schönes Blattwerk und Ornamente; ein Seeoffizier verfertigte niedliche Gondeln und verlegte sich später auf die Malerei von Seestücken, mit der Bemerkung, das tröste ihn für die Entbehrung seines geliebten Elementes.

Oft flösst das Irrsein diesen Menschen eine seltene Ausdauer in der Arbeit ein, „in einer Weise,“ wie de Paoli und Adriani mir meldeten, „dass man glauben sollte, sie würden

dafür bezahlt; sie bedecken die Wände, Tische und den Fussboden mit Gemälden". Ein früher mittelmässiger Maler vervollkommnete sich während der Krankheit so, dass er für die Kopie einer Rafaelschen Madonna, die er zwischen seinen Anfällen malte, auf der Ausstellung einen Preis gewann.

Magnoni, ein berühmter Maler in Reggio, befand sich wegen Demenz und Grössenwahn schon seit 14 Jahren in der dortigen Anstalt, als er auf Dr. Zanis Antrieb wieder zur Palette griff und die Wände der Anstalt mit trefflichen Gemälden schmückte, unter anderen mit einem Ugolino nach Dante von so bewundernswerther Ausführung, dass eine Kranke öfter Fleischstücke dagegen schleuderte, damit Ugolino und seine Kinder nicht verhungern sollten; die Fettflecke sind noch auf dem Gemälde zu sehen.

Von acht Malern, deren Geschichte Adriani mir mitgetheilt hat, bewahrten vier während akuter oder intermittirender Manie ihr Talent, bei zwei schwächte es sich so ab, dass einer lebhaft bedauerte etwas gemalt zu haben.

3. Einfluss der Krankheitsform. — Die Krankheit giebt bei vielen den Ausschlag für die Wahl eines Gegenstandes.

Ein Lypemane meisselte stets einen Mann, der einen Schädel in der Hand trägt. Ein mit Grössenwahn Behafteter brachte in seinen Stickereien überall das Wort Gott an. Die Wahnsinnigen spielen in der Regel mittelst symbolischer Zeichen auf ihr vermeintliches Unglück an. Auf der einen Seite zeichnen sie z. B. ihre Feinde, von denen sie verfolgt, auf der anderen das Gericht, von dem sie geschützt werden. — Alkoholiker tragen gewöhnlich das Gelb in übertriebener Weise auf. Ein Maler, der durch Alkoholmissbrauch den Farbensinn vollständig verloren hatte, bekam für die weissen Tinten grosses Geschick und wurde ein in Frankreich hochberühmter Maler für Winterlandschaften.

C., ein bekannter Maler, verlor durch allgemeine Paralyse den Sinn für Augenmaass, er entwarf die Zeichnung eines Baumes, die, wenn sie fertig wäre, über den Rahmen des Bildes hinausgereicht hätte; übrigens sah er alles in Grün.

Man trifft indes auch auf Individuen, die nie einen Pinsel angerührt haben und zu Malern werden unter dem Einfluss der Geisteskrankheit und zwar geschieht das häufiger, als dass geschickte Künstler sich dabei noch vervollkommnen.

Oefter unterdrückt die Krankheit auch kostbare Kunstfertigkeiten, während sie andere dafür auftauchen lässt, und drückt allen einen eigenthümlichen Stempel auf.

Der Sinn für die Grössenverhältnisse geht nicht selten verloren.

Aus dem Maler Luc Clennel machte die Geisteskrankheit einen Dichter, aus dem Physiker Melmour einen Litteraten, nachdem er durch den Tod seiner Frau in Demenz verfallen war.[1]

Die Uebertreibung bis zum Unwahrscheinlichen ist für die Paralytischen charakteristisch. So malte ein Paralytischer einen Mann, der mit dem Kopf die Sterne, mit den Füssen die Erde berührte (Regnard, l. c.). Daudet spricht von Malern, welche sich ein Erdbeben oder das Schiffsinnere während eines Sturmes zum Vorwurf wählten.

Oefter werden auch Leute, denen bis dahin jeder Gedanke an Kunst fehlte, durch die Krankheit zur Malerei veranlasst, namentlich in der Zeit hochgradiger Erregtheit.

P., ein Maurer, wurde in der Irrenanstalt von Pesaro zum Maler. Dem Ausbruch seiner Wuthanfälle ging ein erhöhter Trieb zum Zeichnen voraus, d. h. von Karikaturen, in denen er die Wärter und Beamten der Anstalt unter den entsetzlichsten Strafen leiden liess. Als ihm einmal der Koch, ein Mann mit dicken, rothen Backen, ein Gericht, das er gern mochte, verweigert hatte, malte er ihn in der Haltung eines Ecce Homo vor einem Gitter, das ihn von allerlei leckern Dingen trennte.

Die an Grössenwahn Leidenden ergehen sich in symbolischer Darstellung zügellosester Art.

Eines der merkwürdigsten Bilder befindet sich in San Servolo (Venedig). Der Kranke, von dem es herrührt, war in

---

[1] Delepierre, *Histoire littéraire des fous*, Paris, Londres 1860.

ruhigen Stunden ein recht guter Maler, nur ein wenig kleinlich, während der Anfälle dagegen verzerrten sich alle Gegenstände bei ihm ins Bizarre.

Das erwähnte Bild stellt den Venetianer Mathieu Lovat, einen Schuhmacher vor, der, an religiösem Wahnsinn leidend, sich eigenhändig gekreuzigt hat.[1]

G., eine arme ungebildete Bäuerin aus einer mit Pellagra erblich behafteten Familie, entwickelte während ihrer langjährigen Einsperrung eine vorher an ihr ungekannte Geschicklichkeit im Sticken, indem sie auf Leinwand mit bunten Fäden, die sie aus ihren Kleidern zupfte, eine grosse Menge Figuren anbrachte, die sozusagen ihre Lebensgeschichte darstellten. Bald waren es Händel mit den Wärterinnen oder Nonnen, bald wieder erschien sie, wie sie Rinder hütete, oder bei anderen ländlichen Beschäftigungen, oder sie zeichnete mit Speisen beladene Tische und andere nebensächliche Dinge.

Merkwürdigerweise waren die Schattenrisse mit einer Entschiedenheit gezeichnet, um die sie ein Karikaturmaler von Profession hätte beneiden können; keine Schraffirung, nur vier Striche stellten Augen, Nase, Mund mit so viel Kunstsinn dar, dass jeder besondere Gesichtsausdruck kenntlich wurde.

Eine andere Künstlerin derselben Art, aber von weniger lebhafter Auffassung, ist eine gewisse L., die an moralischem Irrsinn leidet und verschiedene Degenerationszeichen an sich trägt. Auch sie zeichnet Figuren von Männern und Frauen, aber stets in Beziehung auf ihre Geschlechtsverirrungen. (Frigerio, Brief vom 2. November 1887.)

4. Originalität. — Die Krankheit entwickelt oft, wie wir es schon bei den Schriftstellern sahen, eine Originalität in der Erfindung, die auch bei den Halbirren vorkommt, weil ihre von jedem Zwange freie Einbildungskraft Dinge zu schaffen gestattet, vor denen ein besonnener Geist aus Furcht vor dem Lächerlichen zurückschreckt, und weil die Innigkeit der Ueberzeugung ihrem Werke Halt und Vollendung giebt.

---

[1] Ruggeri, *Histoire du cruc fiement exécuté sur sa propre personne par M. Lovat,* Venise 1808, vgl. Hitzig-Häring, Neuer Pitaval, Bd. 6.



In Pesaro zeichnete oder stickte eine Frau nach einer ihr ganz eigenthümlichen Methode, indem sie Leinwand zerzupfte und die Fäden mit Speichel auf Papier aufklebte.

Eine andere überdies trunksüchtige Stickerin verfertigte Schmetterlinge, die zu fliegen schienen. Sie wendete für die Weissstickerei die Methode des Buntstickens an, wodurch ein wundervoller Wechsel von Licht und Schatten entstand.

In Macerata stellte ein Geisteskranker mittelst einer grossen Menge kleiner Rohre die Fassade der Anstalt dar, ein anderer hatte die Idee, ein Lied in Bildhauerarbeit darzustellen. In Genua meisselte ein Schwachsinniger Pfeifen aus Steinkohle.

In Reggio verfertigte ein gewisser Zanini einen Stiefel — nur einen, damit, wie er sagte, Niemand ihn tragen könne. Dieses Schuhwerk war auf der einen Seite gespalten und wurde mit einem Bande geknüpft; die Ränder waren verziert und mit Hieroglyphen bestickt.

M. L. von Pesaro wollte beständig aus der Anstalt entlassen werden. Da man ihm sagte, dass es an Transportmitteln fehle, um ihn nach Hause zu schaffen, so erfand er einen vierräderigen Wagen mit darüber gespannter Stange. Am Ende der Stange befand sich eine Rolle, über welche eine Leine lief, die mit dem einen Ende an der Achse der Hinter-, mit dem anderen an der der Vorderräder befestigt war. Auf 4—5 cm Länge war eine elastische Schnur mit der Leine verbunden. Der auf dem Wagen Sitzende konnte, wenn er an der Schnur der einen, dann der anderen Seite zog, die Leine und damit den Wagen in Bewegung setzen.[1]

In vielen Arabesken eines an Grössenwahn Leidenden findet man unter Schneckenwindungen versteckt bald ein Schiff, ein Thier, eine Landschaft, bald Männer- und Frauenköpfe, Eisenbahnen, Häuser u. s. w., während doch der Charakter der Arabeske im gänzlichen Fehlen menschlicher Figuren besteht.

5. Geniales Wesen. — Die grösseren Irrenanstalten Italiens haben auf den Ausstellungen von Voghera und Siena

---

[1] *Diario del Manicomio di Pesaro*, 1879.

ihre von Irren angefertigten und prächtig ausgeführten Relief-Modelle ausgestellt. — Das von Reggio war zerlegbar; öffnete man es, so konnte man die Zimmer, die Möbel u. s. w. in allen ihren Einzelheiten übersehen. Sogar die Bäume sollen nach der Natur aufgenommen worden sein.

Ein Kaplan, ohne alle technischen Kenntnisse vom Bauwesen, machte sich nach einem Anfall von Lypemanie an die Ausführung von Tempeln und Amphitheatern in Papiermaché von so grandiosem und harmonischem Stil, dass alles darüber in Bewunderung gerieth.

Dr. VIRGILIO hat mir die Bilder von fast allen italienischen Irrenärzten geschenkt. Diese Bilder sind von einem Melancholischen und zwar sehr gut getroffen. Das Originelle besteht aber in den Beigaben; fast bei jedem befindet sich eine Fliege oder ein Schmetterling, und der Name des Zeichners ist im Rahmen mit senkrechten Linien eingekerbt, so dass diese ein bizarres Ornament bilden.

König Ludwig II. von Bayern war der erste, der Wagners Genie begriff. Sein verschwenderischer Aufwand, der Aufbau des Theaters von Bayreuth — einer seiner originellsten Bauten — sind hinlänglich bekannt, fast unbekannt aber die besseren Werke seiner Intelligenz. Drei Schlösser von unbeschreiblicher Schönheit erhoben sich wie auf Zauberspruch unter seiner Leitung; er gab die unbedeutendsten Einzelheiten dabei an. An der Bauart und Ausschmückung würde auch die strengste Kritik vergebens etwas zu bemängeln haben. Alles ist künstlerisch vollendet, von der Harmonie des Ganzen bis zur geringsten Thüreinfassung.

Alles, was an Wundern in Caserta, Schönbrunn, Trianon, im Escurial, in Czarskoe-Selo, in Compiègne geschaffen worden ist, hat er vereinigt. Seine Krankheit war, dass er mit offenen Augen träumen wollte. — Er hat in zehn Jahren mehr geleistet, als zwanzig andere Fürsten, denen die Kräfte der besten Kunstperioden zur Seite standen.

Schwerlich wird heute wieder Jemand einen solchen Saal von 75 Meter Länge (mit den beiden Sälen am Ende 100 Meter), eine Galerie mit 17 grossen Fenstern, 33 Kronleuchtern von

Bergkrystall, 44 Kandelabern und was weiss ich sonst noch zu stande bringen.[1]

6. Bizarres Wesen. — Allerdings artet das geniale Wesen schliesslich bei Allen oder bei fast Allen in ein entschieden bizarres aus, das nur dann folgerichtig erscheint, wenn man der Spur ihres Wahnes nachgeht.

Simon bemerkt, dass beim Verfolgungswahn und beim paralytischen Grössenwahn die Einbildungskraft in ihren phantastischen Schöpfungen um so lebhafter und verzerrter (bizarrer) ist, je mehr der Geist gestört ist. — Er erzählt von einem Maler, der das Innere der Erde zu sehen behauptete, Häuser von Krystall darin, durch elektrisches Licht beleuchtet und von süssen Düften erfüllt; — der eine Stadt Emma beschrieb, deren Bewohner einen doppelten Mund besitzen, wovon einer für die gewöhnlichen Speisen, der andere für Süssigkeiten dient, das Kinn von Silber, die Haare von Gold, drei oder vier Arme und nur ein auf einem kleinen Rade ruhendes Bein haben.[2]

Die verschiedenen wunderlichen Sinnestäuschungen tragen nicht wenig zu solchen bizarren Vorstellungen bei. Als Beispiel können die Thiere mit vier Beinen und sieben Köpfen in den Bildern auf Lazzarettis Fahnen dienen.

Ein Lypemane verfertigte sich einen Kürass von Kieselsteinen zum Schutz gegen seine Feinde. — Ein anderer zeichnete aus feuchten Flecken auf den Wänden seines Zimmers eine Landkarte, weil er, wie man später erfuhr, mit den Linien die Besitzthümer, die ihm Gott auf der Erde bewilligt habe, herausheben wollte. — Es ist dies auch einer der Gründe, warum die Dementen die Manischen und Melancholischen in den Künsten überragen.

7. Symbole. — Eine weitere Eigenthümlichkeit der Irren in Sachen der Kunst ist die Beigabe von Schrift zu den Zeichnungen und das Anhäufen von Symbolen und Hieroglyphen bei den Letzteren.

---

[1] De Renzi, *L'opera di un pazzo,* Rome 1887.

[2] Simon, *Ann. Méd. Psych.,* 1876.

Dieses Vermengen erinnert an die japanischen und indischen Malereien, an die altägyptischen Wandmalereien und beruht zum Theil auf denselben Gründen wie diese. Es ist das Bedürfniss, dem Wort oder dem Pinsel zu Hülfe zu kommen, wenn dieselben allein einen vorhandenen Gedanken nicht im gewünschten Maasse und scharf genug auszudrücken vermögen.

Letzterer Grund ist insbesondere ersichtlich in einer Zeichnung, die mir Dr. MONTI verehrt hat. Es ist eine sehr gute und genaue architektonische Zeichnung, die aber fast unkenntlich ist durch eine Unzahl von In- und Aufschriften, oft von gereimten; der Verfasser war ein aphasischer, seit 15 Jahren schwachsinniger Mensch.

Bei mehreren Kranken mit Grössenwahn rührt es von der Absicht her, ihre Ideen in einer von der gewöhnlichen Sprache der Menschen verschiedenen Sprache auszudrücken. Dieser Fall traf bei dem „Herrn der Welt“ zu, den ich mit TOSELLI zusammen beobachtete und beschrieb.[1]

Der Betreffende war ein Bauer, Namens L. G., 63 Jahre alt, seine Haltung straff, die Jochbeinfortsätze vorspringend, Stirn breit, Blick fest und durchdringend. Schädelkapazität 1544, Index 82, Temperatur 37,6.

Im Jahre 1871 durchzog er das Land und trat als Redner auf. Er hielt auf öffentlichen Plätzen und in Bureaux die Standespersonen des Landes an, beklagte sich über erlittene Unbilden; er zerstörte Weingärten und Felder, lief in den Strassen der Stadt umher und drohte mit schrecklicher Rache. Nach und nach hielt er sich selbst für Gott und für den König des Weltalls und predigte in der Kathedrale von Alba über seine erhabene Sendung.

In der Anstalt verhielt er sich nur ruhig, wenn er glaubte, dass man seine Allgewalt anerkenne, bei dem mindesten Widerstande gerieth er in Aufruhr und drohte, er werde als der Herr und der Inbegriff der Elemente, Vater, Sohn und Bruder der Sonne, die Erde umwälzen, die Reiche zerstören und aus ihren Trümmern einen Schemel für seine Füsse machen.

---

[1] Vgl. *Archivio di Psich. e Scienze Penali,* 1880.

Er sei übrigens es müde, fürderhin mit seinem Vermögen für die Unterhaltung so vieler Kriegsheere und müssiger Mäuler einzustehen; es sei nicht mehr als billig, dass die Aemter und Reichen ihm eine grosse Summe Geldes zuschickten, um sich loszukaufen von, wie er es nannte, den Schulden des Todes; für diese Kaufsumme werde er sie auf immer leben lassen. Die Armen müssten als unnütze Wesen sterben, es sei zu viel, von ihm zu fordern, er solle so viele Narren in seinem Palaste ernähren. Den Aerzten rieth er sogar, ihnen die Köpfe abzuschneiden. Gleichwohl pflegte er, wenn ein Armer krank wurde, denselben mit grosser Sorgfalt.

So sind die Widersprüche der Verrückten!

Das wenige Geld, das er im sauren Tagelohn verdiente, gab er Betrügern, die die Besorgung seiner Briefe übernahmen an das Jenseits, an die Sonne, die Sterne, das Wetter, den Tod, den Blitz und an die anderen Mächte, deren Hülfe er erbat und mit denen er in seinen nächtlichen Unterhaltungen verkehrte.

Die Unfälle, von denen die Felder verheert wurden, erfreuten ihn, denn das war ja der Anfang der Strafen, mit denen er sie bedroht hatte, und der Beweis dafür, dass die Sonne, die Witterung und der Blitz ihm gehorcht hatten.

In einem Sack verwahrte er roh gearbeitete Kronen, die echten Kronen der Reiche Frankreich, Italien und anderer Staaten, denn diejenigen, welche die gegenwärtigen Monarchen in Gebrauch hätten, wären nichts mehr werth und nur angemasst von Leuten, die nächstens dem Untergang geweiht würden, wenn sie nicht ihre Todesschuld in Wechseln von mehreren Milliarden einzahlten.

Das Seltsamste seiner bizarren Laune war aber eine bildliche Darstellung seines Wahnes. Obgleich er lesen und schreiben konnte, verschmähte er die gewöhnliche Schrift. Oft schrieb er Briefe, Befehle, Geldanweisungen an die Sonne, den Tod, an Civil- und Militärbehörden; seine Taschen waren stets voll von Papierschnitzeln.

Seine Schrift bestand im wesentlichen in groben Majuskeln, untermengt mit Zeichen und Figuren von Gegenständen

und Personen. Die Worte sind häufig getrennt durch einen oder zwei Punkte, und er brach nur einige Buchstaben, immer aber die Konsonannten ab, gegen alle Regeln der Silbentrennung.

In anderen Schriftstücken erkannte man nichts mehr von Buchstaben. Um z. B. seine Macht zu zeigen, zeichnet er grobe Gesichter, die die Elemente und die höheren Kräfte, aus denen seine Rüstkammer besteht, darstellen sollen, als: 1. den ewigen Vater, 2. den heiligen Geist, 3. den heiligen Martin, 4. den Tod, 5. das Wetter, 6. den Donner, 7. den Blitz, 8. das Erdbeben, 9. die Sonne, 10. den Mond, 11. das Feuer (Kriegsminister), 12. einen Mann, der seit Beginn der Welt lebt und sein Bruder ist, 13. den höllischen Löwen, 14. das Brot, 15. den Wein. Dem Ganzen folgt der doppelköpfige Adler, sein gewöhnliches Wahrzeichen. Jede dieser Mächte wird durch Buchstaben unterhalb des Bildes bezeichnet, z. B. Nr. 1 durch P. D. E. u. s. w.

Dieses Gemengsel von Buchstaben, Hieroglyphen und figürlichen Darstellungen wird zu einer Schrift, die an die Laut-Gedankenschrift älterer Völkerschaften, wie Mexikaner und Chinesen vor Erfindung der Buchstabenschrift, erinnert.

Die Schrift der Wilden Amerikas und Australiens besteht in einer mehr oder weniger groben Malerei. Um z. B. zu sagen: Wenn ich so schnell wie ein Vogel wäre, malen sie einen Mann mit Flügeln anstatt der Arme. Zwei Kanoes mit einem Mann, mit einem Bären und mit sechs Fischen darin bedeuten, dass Fischer im Fluss einen Bären und Fische gefangen haben. Derartige Figuren vertreten die Schrift nur dadurch, dass sie Erinnerungsmittel sind, die an Sagen und Ueberlieferungen anknüpfen.

Einige Stämme haben es noch nicht einmal so weit gebracht, ihre Weise erinnert vielmehr an unsere Rebus. Die Mayos in Amerika z. B. bezeichnen den Arzt durch einen Mann mit einem Kraut in der Hand und mit zwei Flügeln an den Füssen — als Anspielung auf die Eile, die er hat, um überall hinzukommen, wo man nach ihm verlangt.[1]

[1] Steinthal, Entwickelung der Schrift, 1852.

Den Regen bezeichnen sie durch einen Eimer.[1]

Die alten Chinesen drückten den Begriff Bosheit durch Zeichnung von drei Frauen, den von Licht durch Sonne und Mond, das Wort hören durch ein Ohr zwischen zwei Thüren aus.

Diese grobsinnliche Schrift beweist, dass die rhetorische Bildersprache, der Stolz und die Freude der Schulweisen, weit mehr für Armuth an Intelligenz als für Reichthum spricht. In der That ist sie häufig in Gebrauch in der Sprache von Idioten und von Taubstummen.

Die gebildeteren Rassen haben sich dieses Systems zwar lange bedient, aber sie haben dann einen Schritt vorwärts gethan, sie haben die mehr oder minder eindrucksvollen Bilder zusammengestellt und sie in geistreiche Verbindungen gebracht, die den Begriff nicht geradezu darstellen, sondern indirekt die Erinnerung erwecken, wie es bei den Räthselaufgaben der Fall ist. Um die Leser vor jeder Unsicherheit zu bewahren, begleiteten sie die Zeichen für den Gegenstand, den sie auszudrücken beabsichtigten, mit einem Umriss, dem schwachen Rest der alten Bilderschrift.

Sicherlich geschah das noch, als die Sprache schon fixirt war, wo es doch noch gewisse Leute gab, die sich bei dem Ton der Wörter des Zeichens erinnerten, das für den Ausdruck des Begriffes besimmt war. So schrieb man den Namen des Mexikanerkönigs Itzlicoatli, indem man eine Schlange, Coatl im Mexikanischen, und eine Lanze, Itzli, zeichnete. Aehnlich bedeutet tscheu im Chinesischen gleichzeitig Barke, Lanze und Gespräch.[2]

Unser Mann in seinem Grössenwahn beweist durch sein Beispiel, wie die Irren (und die Verbrecher) behufs Aeusserung ihrer Gedanken dazu kommen, in prähistorische Zeiten sich zurückzuversetzen. Bei ihm ist der Gedankengang, der ihn zu seiner eigenthümlichen Schrift veranlasste, leicht zu ermitteln.

---

[1] Boddaert, *Palaeograph. of America,* London 1865.

[2] Lombroso, *Uomo bianco e Uomo di colore,* 1871.

Vom Grössenwahn beherrscht, dass er Herr der Elemente sei, mochte er nicht die bei den unwissenden Menschen gebräuchlichen Mittel verwenden, die gewöhnliche Schrift genügte ihm nicht, seine neuen Ideen auszudrücken. Die Klaue des Löwen, der Schnabel des Adlers, die Zunge der Schlange, der Blitz, der Donner und die Waffen des Wilden, der Sonnenstrahl, das sind die Dinge, die würdig und geeignet sind, seine Person mit Ansehen und Furcht zu umgeben.

Der Fall ist nicht etwa vereinzelt. — In Raggis Studie über die „Schriften der Irren" wird von einem ähnlichen Fall berichtet. Professor Morselli theilt mir das noch interessantere Beispiel eines Kunsttischlers A. T. mit. Der Mann schnitzte mit grosser Kunstfertigkeit in Holz, und seine Arbeiten waren sehr gesucht.[1] Vor ungefähr sieben Jahren befiel ihn eine Geisteskrankheit, wie es scheint Lypemanie, er machte einen Selbstmordversuch, indem er sich von der Höhe des Rathhauses hinabstürzte. Gegenwärtig hat er Anfälle von Erregtheit mit systematisirten Wahnvorstellungen, vorherrschend politische, republikanisch-anarchistische Ideen mit ehrgeizigen Bestrebungen. Er vermeint ein grosser Verbrecher, Gasparone, Passatore oder Passanante geworden zu sein.

Er verbringt seine Zeit damit, zu zeichnen oder Trophäen und allegorische Figuren in Holz zu schnitzen.

Eine seiner Schnitzereien stellt einen geflügelten Soldaten vor, der auf einem Fussgerüst von eingelegter Arbeit steht, das mit Inschriften und allegorischen Worten verziert ist. Diese kleine Statue ist von anderem Schnitzwerk umgeben, das gleichfalls Schaustücke trägt, die den Wahnvorstellungen des Verfertigers entsprechen. Die Flügel erinnern daran, dass er vor seiner Krankheit auf dem Marktplatz von Porto Rancati seine Arbeiten, unter anderen geschnitzte Engel, zum Preise von 1 Soldo das Stück verkauft hatte. Die Medaille des Schweinsordens ist das Zeichen der Verachtung auf der Brust aller Reichen und Mächtigen der Erde; der Helm mit der Laterne am Visier (der an Offenbachs Räuber

[1] *Archivio di Psichiatria e Scienze Penali*, Torino 1881.

denken lässt) das Symbol Derer, die ihn in die Anstalt geführt haben; die quer im Munde gehaltene Cigarre das der Verachtung für Könige und Tyrannen; das in die Höhe gezogene Bein eine Erinnerung an den Beinbruch, den er bei seinem Selbstmordversuch sich zugezogen hat. Die Inschriften am Fussgestell sind Bruchstücke aus Gedichten und Journalaufsätzen, die T. oft wiederholt und denen er eine geheimnissvolle Bedeutung zulegt in Beziehung auf die Sklaverei, die er in der Anstalt zu erdulden, und auf die Rache, die er zu nehmen gedenkt.

Das Merkwürdigste ist aber das Siegeszeichen am Kopfende der Statuette. Es ist so zu sagen die bildliche Darstellung eines Liedchens, das er aus anderen Volksliedern zusammengestellt hat und das nach seinen Aufzeichnungen ungefähr folgendermaassen lautet:

„Ich habe ein Gift gebraut — trage zwei Dolche im Busen — und dies entsetzliche Leben — wird doch einmal zu Ende gehen. Ich werde dich lieben bis zum Grabe und über das Grab hinaus. —

Die Todtenglocke — schlägt an meinem Lebensende — du wirst sie hören, du so begierig — auf diesen Leichensang. — Ich werde dich lieben u. s. w.

Ein langes Trauerkreuz siehst du durch die Strasse ziehn — einen Priester am Galgen — das Miserere singen. — Ich werde dich lieben u. s. w.

Jede Zeile dieses Liedes findet ihr Symbol in dem Siegeszeichen. Das Wort Gift in der ersten Strophe ist durch einen Becher ausgedrückt, daneben sieht man die beiden Dolche; — das Lebensende und das Grab sind durch eine Art von Sarkophag oder von geschlossenem Kasten wiedergegeben, — die Liebe durch zwei kleine Blumensträusse ausgedrückt. — Aus der zweiten Strophe erkennt man die Glocke, — die Trauermusik an zwei nach oben gekreuzten Trompeten. — Das Kreuz und der Priester (ein Priesterhut) aus der dritten Strophe sind nicht vergessen. Nur der Galgen fehlt. Zu bemerken ist noch, dass T. Löffel und Gabel besonders hoch hält, die ihm bedeuten, dass er in der Sklaverei, oder nach

seinem Ausdruck auf der Galeere isst und trinkt. Deshalb trägt er auch beständig ein selbstverfertigtes hölzernes Besteck im Knopfloch oder an seiner Mütze.

Wir erinnern hierbei daran, dass die Wilden die Gewohnheit haben, ihre Geschichte durch die Verbindung von Gesängen mit Abbildungen zu überliefern.

Detailzeichnung. — Die Monomanen zeigen eine entgegengesetzte Eigenschaft, nämlich übertriebene Ausführung der Einzelheiten, des unendlich Kleinen, so dass sie durch das Bestreben nach Deutlichkeit unklar und dunkel werden. — So befand sich unter den Bildern, die von der Ausstellung in Turin zurückgewiesen wurden, eine Landschaft, auf der man die einzelnen Grashalme unterscheiden konnte. Auf einem anderen, sonst grossartigen Gemälde glichen die Pinselstriche den Schraffirungen einer Kreidezeichnung.

9. Atavismus. — Die übertriebene Ausführlichkeit und das Symbolisiren sind schon Anzeichen für Atavismus; in anderen Malereien bemerkt man zudem noch einen absoluten Mangel an Perspektive, während die sonstige Ausführung beweist, dass es dem Maler an Kunstsinn durchaus nicht fehlt. Man möchte ihn für einen chinesischen oder für einen altägyptischen Maler halten. Es ist das eine Art von Atavismus, die auf der Entwickelungshemmung eines Organes beruht.

Ein französischer Hauptmann, ein Paralytiker, zeichnete Gesichter so steif wie die altägyptischen; ein Päderast aus Reggio, an Grössenwahn leidend, führte ein farbiges Basrelief aus, in welchem die Grösse der Hände und Füsse, die Kleinheit der Gesichter und die Steifigkeit der Gelenke vollständig an die Werke des 13. Jahrhunderts erinnerten. In Genua verfertigte ein Geisteskranker auf Pfeifen und Töpfen Basreliefs, die denen aus der Periode des geschliffenen Steines glichen. Raggi schickte mir Feuersteinarbeiten eines in archäologischen Dingen gänzlich unerfahrenen Monomanen, die in betreff der Figuren und Beiwerke den Amuletten der Aegypter und Phönizier vollkommen ähnlich waren.

Aus solchen Thatsachen erkennt man den Einfluss ähnlicher psychischer Zustände.

10. Arabesken. — Toselli machte mich auf die Vorliebe mancher Irren für Arabesken und fast geometrische, dennoch aber elegante Formen von Zierrathen aufmerksam. Es handelte sich um Monomane; denn die Dementen und die Manischen beherrscht ein chaotischer Wirrwarr, der gleichwohl nicht immer geschmacklos ist, wie sich das an einer Art von Schiff zeigt, wo eine Menge Kindergesichtchen in feinster und reizender Ausführung den Haupttheil bildet.

11. Obscönes. — In den meisten Werken der Erotomanen, der Paralytiker und der Dementen ist der hervortretende Zug die schamloseste Obscönität. — Ein Kunsttischler brachte an den Ecken der Möbel, an der Spitze der Bäume männliche Glieder an, eine Neigung, die an gewisse Werke der Wilden und der Alten lebhaft erinnert. Ein Hauptmann aus Genua zeichnete vorzugsweise Bordellscenen.

Bei Vielen versteckt sich der obscöne Charakter hinter dem Vorwand des Kunsterfordernisses. Ein verrückter Priester zeichnete nackte Figuren und verhüllte sie dann sehr geschickt mit Gewändern, so dass die Geschlechtstheile durchschienen. Den Tadel wies er mit den Worten zurück, nur die Leute, welche überall Schlechtigkeit erblicken, könnten in seinen Figuren etwas Schamloses wahrnehmen. Oft zeichnete er eine Gruppe, in der zwei Männer, der eine im Priesterkleide, mit einer Frau zu thun haben.

M., von dessen oft sehr schönen Versen wir gesprochen haben, versah dieselben vielfach mit Sudeleien von Ungeheuern in Verbindung mit Männern, Frauen, Mönchen und Nonnen in schamlosesten Stellungen. Bei Anderen tritt das Obscöne in noch grellerem Lichte hervor. So namentlich bei den Paralytikern. Ich erinnere mich eines alten Mannes, der auf die Briefadressen an seine Frau eine Scham neben obscönen Distichen in Dialektform zeichnete. Bei zwei Künstlern aus Turin und Reggio zeigte sich eine merkwürdige Uebereinstimmung in der Geschlechtsverirrung. Beide hielten sich für Gott und für den Herrn der Welt, die sie gezeugt und per anum von sich gegeben; der eine, ein wirklicher Künstler, indem er sich bei voller Erektion von Frauen und mit allen Symbolen der Macht

umgeben darstellte. — Es ist das eine Wiederholung und Erklärung des Ithyphallus, einer ägyptischen Gottheit.

12. Verbrechen und Moral Insanity. — Hierbei ist nicht zu übersehen, dass bei einem grossen Theil dieser Künstler zu ihren sonstigen Wahnvorstellungen moralisches Irrsein und ein sehr ausgesprochener Hang zur Sodomie sich gesellt. Der Maler des Bildes „Wahnsinn“ war ein Päderast. — Der Verfertiger des ausgezeichneten Modelles der Anstalt von Reggio war weder Zeichner, noch Bildhauer, noch Ingenieur, sondern ein irrer Dieb mit widernatürlichen Neigungen. Wenn er die Laune hatte, entfloh er aus der Anstalt, strich einige Tage mit dem wenigen Gelde, das er hatte, umher und stahl; war sein Geld zu Ende, so liess er sich einfangen und auf die Erklärung, dass er geisteskrank sei, sich freisprechen und nach der Anstalt zurückführen; einige Monate später wiederholte er den Streich.

Auch Prof. Tamburini ist von dem Zusammentreffen künstlerischer Neigungen mit Moral Insanity bei solchen Kranken überrascht.

13. Nutzlosigkeit. — Eine den Arbeiten der Geisteskranken in vielen Fällen zukommende Eigenschaft ist die völlige Nutzlosigkeit.

Eine an Verfolgungswahn leidende Genferin M. brachte jahrelang mit Verfertigung von sehr schönen Sachen aus Eier- und Citronenschalen zu, versteckte dieselben so geheimnissvoll, dass sogar ich, dem sie sehr zugethan war, die Sachen erst nach dem Tode der M. zu sehen bekam.

Die Liebe zum Schönen um seiner selbst willen ist hier wie bei den genialen Künstlern zu finden, aber der Zweck ist ein anderer. Derlei Arbeiten können bisweilen wirklich von Nutzen werden, nur ihren Verfertigern bringen sie keinen Vortheil und haben auch keinen Einfluss auf die Stellung der letzteren.

So überreichte mir ein irrgewordener Hauptmann das Modell zu einem Bett für Tobsüchtige, das meiner Meinung nach sehr praktisch und nützlich sein könnte. Zwei andere verfertigten aus Rinderknochen sehr geschmackvoll ver-

zierte Zündholzschachteln, die sie mir für Geld nicht abtreten wollten.

Es giebt indes auch Ausnahmen. — Ein melancholischer Mörder, dem ein Besteck aus Metall nicht anvertraut wurde, machte sich einen Löffel, eine Gabel und ein Messer aus den von den Mahlzeiten übriggebliebenen Knochen. — Ein Eseltreiber aus Colegno braute aus den Resten von Speisen vorzüglichen Liqueur. — Ein maniakalischer Verbrecher setzte kleine Holzstücke zu einem Schlüssel zusammen. — Die obengenannten Verfertiger von steinernen und eisernen Kürassen gehören nicht in diese Kategorie, da diese Arbeiten zum Schutze gegen eingebildete Gefahren dienen sollten, obgleich ihr Vortheil in keinem Verhältniss zu der aufgewendeten Mühe stand.

Wahnsinn als Aufgabe für Künstler. — Viele wählen den Wahnsinn als Gegenstand für bildliche Darstellung.

Prof. VIRGILIO verschaffte mir das merkwürdige Porträt eines Irren während des Tobsuchtanfalles, — die Augen rollend, das Haar gesträubt, die Arme ausgestreckt und zwischen den Füssen als Unterschrift die Worte „Er rast!“ — Das ist das Werk eines trunksüchtigen Päderasten. Ich meine, dass schwerlich ein gesunder Maler den Gesichtsausdruck in der Tobsucht so wahrheitsgemäss hätte wiedergeben können. Ich erinnere auch an die beobachtete Neigung der in Irrenanstalten befindlichen Dichter, den Wahnsinn schildern zu wollen, der ein Lieblingsthema grosser, ebenfalls kranker Dichter, wie Tasso, Lenau, Barbara, A. de Musset u. A. m. geworden ist.

Mancinis erste Arbeit nach seiner Heilung hatte zum Gegenstand eine Frau, die ein von einem Irren verfertigtes Bild verkauft. Gill malte in St. Anne einen Irren mit herzergreifender Wahrheit (MAGNAN).

15. Geschmacklosigkeit. — Selbstverständlich tritt in der Kunst der Irren, sei es in der Zeichnung oder in den Farben, die Geschmacklosigkeit in hervorragender Weise auf. — Diese Eigenschaft bemerkt man insbesondere bei den Manischen infolge ihrer übertriebenen Gedankenverbindungen, die alle Zwischenstufen überspringen, durch welche der Gedanke des Verfassers sich erklären und vollständig darstellen würde.

— Ein Maler führte eine Hochzeit zu Kana mit allen Figuren an richtiger Stelle aus, aber an Stelle des Christus setzte er einen grossen Blumenstrauss.

Der Paralytiker vergrössert alle Gegenstände; Hühner haben bei ihm die Grösse von Pferden, Kirschen die Dicke von Melonen; er will die Zeichnung verbessern und sie sieht aus, als wäre sie von der Hand eines Kindes. Einer glaubte mit Vernet zu wetteifern und malte Pferde mit vier Strichen und einem Schwanze. Ein Anderer stellte die Figuren auf den Kopf.

Die Blödsinnigen sind vergesslich und übersehen die wichtigsten Punkte. Mac. malte einen sitzenden General, vergass aber den Stuhl zu malen. (Frigerio.)

16. Nachbildung. — Viele haben gute Erfolge in der Nachbildung, bringen aber sonst nichts zu stande; sie kopiren z. B. die Fassade der Anstalt oder Thierköpfe mit der erdenklichsten Genauigkeit, wie das in den Anfängen der Kunst der Fall ist. Bei Kretins und Idioten habe ich das öfter beobachtet, namentlich sind die Zeichnungen der letzteren ganz in der Art der primitiven Kunst.

17. Einförmigkeit. — Viele wiederholen beständig einen und denselben Gedanken. Ein Irrer zeichnete stets nur eine Biene, die am Kopfe einer Ameise frass; — ein anderer, der sich einbildete, erschossen worden zu sein, malte nur Feuerwaffen; ein dritter nur Arabesken.

18. Schluss. — Diese Eigenschaften erklären die theilweise Vollkommenheit, zu der es die Dementen bringen, indem die stete Wiederholung derselben Bewegung die letztere vervollkommnet. In anderen Fällen — wie wir das auch bei den Dichtern und Litteraten sehen — ist die Hartnäckigkeit der Sinnestäuschungen Veranlassung dazu, dass einer zum Maler wird.

Brierre erzählt von Blake, er habe verstorbene Personen und Engel als lebende vor sich gesehen. John Clare, ein verrückter Dichter, bildete sich ein, bei der Schlacht von Abukir, beim Tode Nelsons und bei der Hinrichtung Karls I. zugegen gewesen zu sein, und malte diese Dinge mit so vollendeter

Wahrheit und Genauigkeit, dass er es wahrscheinlich nicht besser gemacht hätte, so lange er im Besitz seines Verstandes war, um so weniger, da er eine Vorbildung nicht genossen hatte. (DELEPIERRE.)

Daraus erklärt sich zugleich das Vorkommen so vieler Maler und Dichter unter den Irren. Das, was man genau vor sich sieht, lässt sich ebenso wiedergeben. Auch das ist zu bedenken, dass die Einbildungskraft da ein grösseres Arbeitsfeld findet, wo der Verstand ohnmächtig ist, denn der Verstand hält die Täuschung nieder und entzieht dem gesunden Menschen auf diese Weise eine reiche Quelle von Begeisterung für Kunstleistungen.

Die Kunst vermag auf diesem Wege sogar Geistesstörung zu erzeugen. VASARI erzählt einen solchen Fall. Der Maler Spinelli aus Arezzo hatte sich redlich bemüht, die Missgestalt des Teufels darzustellen; da sah er ihn im Traume erscheinen mit der vorwurfsvollen Frage, warum er ihn so hässlich geschildert habe, und die Erscheinung erschütterte ihn so, dass er schwer krank wurde und es lange Zeit blieb.

Die Musik bei den Irren. — Das musikalische Können wird oft bei solchen Personen abgeschwächt, welche vor der Krankheit die Kunst mit Leidenschaft betrieben.

ADRIANI kannte geisteskranke Musiker, die zwar noch musizirten, aber nur maschinenmässig und ohne jenen Geist, der ihrem frühern Spiel den lebendigen Hauch verliehen hatte; andere, blödsinnig geworden, spielten immer nur ein und dasselbe Stück oder gar nur eine Note.

Als Donizetti in das letzte Stadium des Blödsinns getreten war, erkannte er die Melodien nicht mehr, die er sonst bevorzugt hatte. Seine letzten Werke verrathen schon den unseligen Einfluss, den die Kritik auch in Schumanns Braut von Messina erkennen will, die während seiner Tobsuchtsanfälle verfasst ist.[1]

Diese Thatsachen stehen gleichwohl nicht in Widerspruch mit unserer Behauptung, dass das Irrsein künstlerische Be-

---

[1] CLÉMENT, *Les musiciens célèbres,* Paris 1868.

gabung erwecke bei Leuten, die solche vorher nicht besessen haben. Es beweist nur, wie wir das auch bei den Malern sahen, dass die Behauptung nicht für solche gilt, bei denen die Begabung vorhanden war, ehe sie von der Krankheit befallen wurden.

Eine früher Syphilitische, die an Grössenwahn litt, sang während der Aufregung sehr hübsche Lieder und improvisirte gleichzeitig am Klavier zwei verschiedene Motive, die weder unter sich, noch mit ihrem Gesang in Zusammenhang standen, was für Luys' Ansicht von der Unabhängigkeit der beiden Hirnhemisphären spricht. (Tamburini.)

Ein junger Mann, der an Pellagra litt und in meiner Klinik geheilt wurde, erfand sehr ausdrucksvolle, originelle Melodien.

Raggi schreibt mir über eine in seiner Behandlung befindliche Melancholische, die während ihrer Anfälle ohne Ausdruck und fast widerwillig spiele, nach Ablauf des Anfalles dagegen tagelang am Klavier sitze und mit der Begeisterung eines echten Künstlers die schwierigsten Stücke spiele.

Ebenso äusserte ein Paralytischer während des ganzen Verlaufes seiner Krankheit eine wahrhaft wahnsinnige Vorliebe für Musik, ahmte alle Instrumente nach und bewegte sich während des Pianissimo in unsinnigster Weise.

Raggi gedenkt auch noch eines an Dementia paralytica Leidenden, der den Schenkel gebrochen hatte, aber jeden Verband überflüssig machte, da er beständig Arien aus dem Troubadour mit lauter Stimme sang und den Gesang mit rhythmischen Bewegungen des Beckens begleitete.

Ein Paralytischer, der Grossadmiral genannt sein wollte, hatte besondere Vorliebe für eintönigen Gesang.

Die Maniakalischen lieben mehr die raschen und lustigen Weisen, besonders in der Zeit der heitern Erregtheit und haben vor allem Gefallen an der Wiederholung des Rhythmus.

Wer auch nur flüchtig eine Irrenanstalt besucht hat, dem wird das Singen und Schreien aufgefallen sein — „bald hohe, bald tiefe Töne und Lärm von Händeklatschen“ —, wie es bei Dante heisst.

Die Erklärung dafür findet man in SPENCERS und ARDIGOS Nachweisen, dass der Rhythmus die allgemeinste Form ist, in welcher die ganze Natur, vom Krystall bis zu den Sternen und zu dem menschlichen Organismus ihren Ausdruck findet. Der Mensch folgt dem Zuge des allgemeinen Gesetzes und giebt sich dem um so mehr hin, je weniger er vom Verstande gehemmt wird.

Daher auch die vielen „neugebackenen" Poeten in den Irrenhäusern.

Daraus erklärt sich dann auch die Vorliebe der Wilden für die Musik. Ein Missionär theilte SPENCER mit, wenn er ihnen des Abends die Psalmen vorsinge, er sicher sein könne, dass sie ihm dieselben am andern Morgen auswendig und ohne Anstoss wiederholen würden.

Sogar die Sprache der Wilden hat etwas dem eintönigen Vortrag unserer Recitative Aehnliches. Die ersten Dichterwerke wurden gesungen. Ebenso die Zauber- und mysteriösen Rezeptformeln;[1] daher die Ausdrücke incantatus bei HORAZ, incantamentum bei PLINIUS.

Auch bei uns hört man heute noch in der Gegend von Novi Bäuerinnen in singendem Tone um Gaben bitten. Den Improvisatoren gelingt es nur mit Hülfe von Gesang und unter Bewegung aller ihrer Muskeln, ihre Verse zu stande zu bringen.

„Der Gesang," bemerkt SPENCER,[2] „verwendet mit Uebertreibung die Ausdrücke der natürlichen Sprache der Leidenschaft. Die geistige Erregung pflanzt sich auf die Muskeln fort. Ein Kind springt beim Anblick einer glänzenden Farbe vor Freude auf; ein starkes Gefühl und eine ungewohnte, tiefe Gemüthsbewegung bewirkt, dass wir die Hände bewegen; mit einem Wort, sie setzen das Muskelsystem in Thätigkeit und zwar um so heftiger, je lebhafter sie sind. Ein schwacher Schmerz veranlasst zu seufzen, ein starker zu schreien; die Höhe der Stimme wechselt je nach der Stärke der Gemüths-

---

[1] CATO, *De re rustica.*

[2] SPENCER, *Essais de morale et d'esthétique,* Paris 1879.

bewegung, so dass sie bei den stärksten Gemüthsbewegungen um eine Oktave und mehr steigt. Darum ist auch der Gesang stets unwillkürlich von Zittern und Muskelbewegung begleitet."

Was giebt es demnach Natürlicheres, als dass bei Zuständen, wo die Gemüthsbewegungen heftiger sind, also im Irrsinn, die betreffenden Neigungen in höherem Maasse auftreten?

Daher kommt es, dass unter den irrgewordenen grossen Geistern die grossen Musiker so zahlreich vertreten sind, — Mozart, Schumann, Beethoven, Donizetti, Pergolese, Fenicia, Ricci, Rocchi, Rousseau, Händel, Dussek, Hoffmann, Gluck, Petrella. Denn das musikalische Schaffen ist das subjektivste, am engsten an Gemüthserregung gebunden und hat unter allen Aeusserungen des Gedankens die wenigsten Beziehungen zu der Aussenwelt. Aus diesem Grunde sind ihm aber auch die starken und erschöpfenden Reizmittel ein höheres Bedürfniss.

Im Nachfolgenden stelle ich noch einige Mittheilungen aus Fiorentinos Werk: *La musica, studio storico, filosofico* u. s. w. in Beziehung auf abnormes Verhalten der Musiker überhaupt, nicht bloss der irren, zusammen.

Frühzeitige Entwickelung wurde bemerkt bei Orlando Lasso, Lulli, Corelli, Bononcini, Pergolese, Spontini, Zarlino, Monteverde, Piccini, Paisiello, Rossini, Donizetti, Wagner, Verdi. Alle diese haben schon im Alter von 14 bis 20 Jahren zweifellose Beweise ihres Genies gegeben. Noch auffälliger war es der Fall bei Goudimel, der, kaum 30 Jahre alt, an der Spitze einer von ihm geschaffenen Schule stand. Mozart hat im Alter von 6 Jahren, Beethoven 9 Jahre alt, Haydn 13 Jahre alt komponirt. Dabei hatten Mozart und Haydn gewissermaassen keine Lehrmeister gehabt. Corelli wurde schon als Kind il divino genannt.

Die Malibran spielte schon als Kind von 5 Jahren in Neapel die ganze Rolle des Kindes in der Paerschen Oper „Agnes" aus dem Kopfe. Cherubini begann das Studium der Musik im sechsten Jahre und schrieb im dreizehnten seine erste Messe. Meyerbeer spielte mit Beifall in einem öffent-

lichen Konzerte im Alter von 9 Jahren, im Alter von 13 wurde er für einen der besten Klavierspieler Berlins gehalten. Bellini las mit 12 Jahren Noten aus dem Stegreife.

Vinci und Gluck kamen dagegen erst spät zu einem Rufe, der erstere mit 33 Jahren, der letztere mit 40 Jahren, obgleich er schon mehr als 40 Werke geschrieben hatte.

Arbeitskraft. — Mit der frühzeitigen Entwickelung und dem raschen Schaffen genialer Werke hängt die bei allen sehr grosse, bei Vielen aber wunderbare Fruchtbarkeit zusammen. Gluck hatte wie gesagt schon über 40 Werke im Alter von 40 Jahren geschaffen. Orlando Lasso hinterliess mehr als 1000 musikalische Arbeiten jeder Art. Sammartini schrieb 2800 Stücke für Instrumentalmusik, Palestrina 76 Messen, 7 Bücher Motetten und 13 Bücher Hymnen, Psalmen, Litaneien u. s. w. Boccherini verfasste 366 musikalische Arbeiten, Paisiello sammelte seine Werke in 146 Bänden, Mozart hinterliess 296, Haydn 527, darunter 21 Opern. Donizetti komponirte in 26 Jahren, von 1818—1844, 67 Opern.

Ausser den Musikern von Fach finden wir solche, die die Musik als Nebenbeschäftigung, aus Instinkt, betrieben. Leonardo da Vinci, der berühmte Maler, war zugleich Gelehrter und Schriftsteller, Bildhauer und Baumeister, Musiker und spielte verschiedene Instrumente, insbesondere die Leier, meisterhaft.

Cellini blies die Flöte und rühmte sich dieser Kunst ebenso wie der als Goldschmied. J. J. Rousseau komponirte 4 Opern und mehr als 100 Lieder. Destouches, ein französischer Musketier, schrieb eine Oper (die auch aufgeführt wurde) ohne alle Kenntniss vom Kontrapunkt. Auch Landini, der Philosoph und Astronom, war ein solcher Musiker.

Erblichkeit des Talentes. — Die berühmten Namen Bach und Couperin vertreten in der musikalischen Welt zwei Dynastien. — Der Stammvater der Familie Bach war ein Bäcker in Pressburg und ein grosser Musikliebhaber; die Familie Couperin blühte in Frankreich von 1630 bis 1815.

Bononcini gab es 3 oder 4 des Namens aus derselben Familie und alle zu ihrer Zeit berühmte Musiker, 2 Gabriellis, Andrea und Giovanni, Grossvater und Enkel. Monteverdes

Vater war Verfertiger von musikalischen Instrumenten, Rameau der Sohn eines Organisten; Piccini, Beethoven, Cherubini, Rossini und Bellini stammten von Musikern ab. Die Nachkommen und Seitenverwandten Anderer waren dagegen nur unbedeutende Musiker, z. B. einer von Palestrinas Söhnen. Ein Sohn von Monteverde war ein tüchtiger Tenor; 2 Brüder Donizettis, ein Onkel und ein Vetter von Wagner waren auch Musiker.

Der grösste Theil der Musiker stammte aus sehr armen Familien, nur Meyerbeer war der Sohn eines reichen Banquiers,[1] Rameaus, Monteverdes, Palestrinas, Glucks, Cimarosas, Haydns, Rossinis, Donizettis Familien waren arm. Von Nazzari erzählt man, dass er ein bummelnder Lazzarone gewesen und von Rossini binnen kurzem zum berühmten Sänger ausgebildet worden sei. Rubini, der König aller Tenore, war erst Schneider gewesen. Dragonetti, der Violoncellist, war Barbier; die Gabrielli, die Tochter eines Koches, wurde in der Küche eines römischen Fürsten entdeckt.

Lebensdauer. — Fiorentino theilt die Lebensdauer von 35 berühmten Musikern mit. Es ergiebt sich als mittlere Lebensdauer die beträchtliche Zahl von 63 Jahren und 5 Monaten. Fünf unter jenen starben noch vor dem vierzigsten Lebensjahre, neun zwischen 40 und 50 Jahren; achtzehn zwischen 61 und 80 und drei zwischen 81 und 90. Es scheint demnach, dass die Musiker nicht bloss eine längere Lebensdauer als die normalen Menschen, sondern sogar auch eine längere als die sonstigen genialen Menschen besitzen.

Uebertriebene Empfindlichkeit. — Von Pergolese heisst es, er sei infolge einer unglücklichen Liebe schwindsüchtig geworden und gestorben. Rossini hatte eine gewaltige Furcht vor dem Tode. Wagner hinterliess die Worte: „Ich war sterblich verliebt, verheirathete mich aus Eigensinn und machte mich und Andere unglücklich durch den beständigen Verdruss im Hause und da es an dem Nöthigsten fehlte.“ Der Tenor Nourrit brachte sich um (stürzte sich zum Fenster

[1] Und Felix Mendelssohn-Bartholdy.

hinaus), weil die Censur in Neapel die Aufführung des Poliute verweigert hatte, 1802—1839.[1] Monteverde war durch den Tod seiner Frau so erschüttert, dass er Geistlicher werden wollte. Donizetti wurde nach einem grossen Erfolg jedesmal krank. Beethoven sagte, nachdem er taub geworden war, er fühle die Musik in seinen Eingeweiden. Haydn weinte bei jeder Ehrenbezeugung.

Reiselust ist eine bei den grossen Musikern sehr häufige Erscheinung. Rameau führte ein wahrhaftes Nomadenleben. Von Paisiello, der um 1700, und von Orlando Lasso, der um 1500 lebte, zu einer Zeit, wo das Reisen noch mit grossen Schwierigkeiten verbunden war, heisst es, sie hatten nirgend Ruhe und waren überall.

Meyerbeer reiste 30 Jahre lang umher und schrieb seine Werke stückweise im Eisenbahnwaggon, die er dann am ersten besten Klavier im Gasthause nachspielte. Wagner hat ganz Europa bereist und machte die Reise von Riga nach Paris ohne einen Pfennig Geld.

Schnelligkeit des Schaffens. — Cimarosa komponirte, während er sich mit seinen Freunden unterhielt, Rossini schrieb eine Messe in 36 Stunden, den Barbier in 14 Tagen, Donizetti den vierten Akt der Favorita in 3 Stunden; — Lulli seine letzte Cantate: „Sünder, du musst sterben" kurz vor seinem Tode. Rossini komponirte, wie Meyerbeer, überall im Bett, auf der Strasse, im Schiff, beim Spiel, beim Plaudern. Bekannt ist die Antwort, die er einem jungen Mann auf die Frage gab, wann die beste Zeit dazu sei: 1. Warten Sie den Abend vor der Aufführung eines Stückes ab. Nichts giebt so vielen Schwung als der Zwang, der Anblick des Abschreibers Ihrer Arbeit und das Drängen des Theaterdirektors, der sich die Haare ausrauft (zu meiner Zeit waren alle Theaterdirektoren in Italien schon mit 30 Jahren kahlköpfig). — 2. Die Ouverture zu Othello habe ich in einem Kämmerchen geschrieben, in das mich der ärgste und kahlköpfigste Direktor eingeschlossen

[1] Nach anderer Angabe, weil er nach einer Vorstellung der Norma pfeifen gehört zu haben glaubte. (Uebers.)

hatte bei einer Schüssel Maccaroni und mit der Drohung, mich auf ewig einzusperren. So habe ich auch die Ouverture zur diebischen Elster, zu Graf Ory und zum Tell geschrieben, beim Fischen und mit den Füssen im Wasser.

Krankheiten. — Orl. Lasso wurde im Alter von 60 Jahren irr. Landini, Händel und Mercadante erblindeten. Cimarosa, Cherubini, Donizetti litten an Nervenübeln, der letztere starb an allgemeiner Paralyse (1848). Cherubini komponirte eine seiner vorzüglichsten Messen nach einem Anfall von Nervenleiden, während er Billard spielte.

Grössenwahn. — Die Selbstüberschätzung ihrer Verdienste brachte mehrere in Gefahr, ihr Vermögen zu verlieren, und sogar in Lebensgefahr. Einer der Vincis soll an Gift gestorben sein, weil er sich eines Liebesverhältnisses mit einer vornehmen Römerin gerühmt hätte. Guido Monaco wies die Einladung des Papstes nach Rom verächtlich ab. Farinelli sagte: Niemand in der Welt kann sich einen Begriff von meinem Geiste machen.

Der s. Z. berühmteste Sopran Marchesi und die Catalani hassten Napoleon tödtlich; die Letztere schlug im Jahre 1806 die ihr angebotenen 100000 Fr. ab und wollte nicht vor ihm singen. Die bizarre Mora entfloh mit Lebensgefahr vom Hofe Friedrichs des Grossen; die Gabrielli liess sich lieber 14 Tage einsperren, als dass sie bei einem Gastmahl des Vizekönigs von Sizilien sang. Im Gefängniss dagegen sang sie vor den Gefangenen, die sie ausserdem mit Geld und Speisen beschenkte. Von der Kaiserin Katharina II. von Russland verlangte sie 20000 Rubel für ihr Singen, und da die Kaiserin äusserte, so viel kosteten ihr ihre Feldmarschälle nicht, so meinte sie: „Eure Majestät mögen Ihre Feldmarschälle singen lassen!“ Beethoven schrieb: „Vor dem Selbstmorde hat mich mein Genius bewahrt.“ Im Sterben soll er, wie Augustus, geäussert haben: Plaudite amici, comoedia finita est.

Rossini rühmte sich, der Vertrauete vieler Könige zu sein und von ihnen in seiner Eigenschaft als genialer Mensch nichts zu fürchten zu haben. Auf die letzte Seite einer Messe schrieb er die Worte „per tu con Dio“ und forderte als Belohnung

das Paradies. Gleichwohl unterschätzte er die Verdienste Anderer nicht. Cimaroso z. B. verehrte er so hoch, dass er alle Bilder desselben aus Neapel sich zuschicken und sein Bildniss, das er danach malen liess, in seinem Schlafzimmer aufhing.

Zur Charakterschilderung anderer grosser Musiker gehören noch manche andere Züge, so die Frömmigkeit Haydns, der, bevor er an die Arbeit ging, Jesus Maria Joseph oder In nomine Dei und Soli Deo gloria intonirte und am Schlusse es nie an einem Laus Deo fehlen liess. Wenn es ihm an Ideen fehlte, so betete er ein Ave und die Ideen flossen ihm zu.

Vier Musiker änderten ihre Familien-Namen, Orlando Lasso aus Scham über seinen Vater, der ein Falschmünzer war; Giziello aus Dankbarkeit für seinen Lehrer, dessen Namen er annahm; dasselbe Gefühl veranlasste die Gabrielli, den Namen eines Fürsten, der ihr Wohlthaten erwiesen, anzunehmen. Weshalb Mario di Candia seinen Namen änderte, ist unbekannt. Goudimel vertauschte seinen katholischen Glauben mit dem protestantischen und kam in der Bartholomäusnacht um. Noch andere Eigenthümlichkeiten, die bei Musikern, wie auch sonst bei geistvollen Menschen vorkommen, weisen auf gewisse Lücken und Verstandesmängel hin. So war Beethoven nie im stande, für seine Bedürfnisse zu sorgen, die ungeheuren Geldsummen, die er verdiente, verschwendete er.[1] Mario di Candia war ein Millionär und starb in Armuth. Donizetti bat nach dem Tode seiner Frau seine Freunde, ihm eine andere zu verschaffen, da er sich ausser stande fühle selbst danach zu suchen. Wagner vermochte nie anders Klavier zu spielen, als wenn er allein war. Der Catalani, der grössten Sängerin der Welt, wie sie sich selbst nannte, war es nicht möglich, ohne Vorbereitung vorzutragen.

[1] Dabei war er so misstrauisch, dass er seiner Haushälterin die Kaffeebohnen zugezählt haben soll. (Uebers.)

Drittes Kapitel.

Halbverrückte (mattoide) Künstler und Litteraten.[1]

Wie schwierig es auch ist, eine genaue Grenze zu ziehen zwischen völlig irren und solchen Geistern, die es nur zum Theil sind, so können wir doch nicht umhin, die von uns als Mattoïde oder Halbverrückte aufgestellte Kategorie in Bezug auf Litteratur und Kunst näher in Betracht zu ziehen. Dieselbe bildet das Mittelglied zwischen gesunden Leuten und geisteskranken Genies, von denen sie sich in mehrfacher Hinsicht sowohl geistig als auch leiblich unterscheiden.

Maudsley[2] hat — nach Morels Vorgang — auf diese Klasse von Leuten, die ein dem Irrsinn nahestehendes Temperament haben, hingewiesen. Legrand du Saulle und Schüle[3] finden erbliche Belastung bei ihnen, Raggi bezeichnet sie als neuropathisch. Sie als verrückt zu bezeichnen, wie es neuerdings von anderer Seite geschehen ist, wäre zu weit gegangen. Was sie von den wirklich Verrückten unterscheidet, ist:

1. Der Gesichtsausdruck und der Schädel ist fast immer normal.

2. Erblichkeit nicht nachweisbar; höchstens ist, wie bei Flourens' Sohn, die Abstammung von einem geistreichen Vater von Bedeutung.

3. Degenerationszeichen sind selten und nur vereinzelt wahrnehmbar; unter 33 Individuen nur bei 21 und zwar bei 12 der letzteren nur 2 Abweichungen vom Normalen.

4. Die Familienanhänglichkeit ist bei ihnen erhalten, sogar ein allgemeines Wohlwollen, eine Hingabe an allgemein mensch-

---

[1] Vgl. Lombroso, Der Verbrecher, Th. II., S. 235—252, Hamb. 1889. Der Ausdruck „Narr", wie derselbe in Norddeutschland verstanden wird, würde am bezeichnendsten sein, wenn in Süddeutschland derselbe nicht für „geisteskrank" gebraucht würde. (Uebers.)

[2] Maudsley beschreibt sie als odd, queer, strange, — who thinks about things under — novel relations. (Uebers.)

[3] Geisteskrankheiten, II., 1880.

liche Interessen, eine Aufopferungsfähigkeit, die allerdings bei Vielen mit einer guten Portion Eitelkeit gewürzt ist.

Die Mattoïden sind aufs innigste überzeugt von ihrem eigenen Verdienst, von ihrer Wichtigkeit. Eigenthümlicherweise zeigt sich das aber mehr in ihren schriftlichen Aeusserungen als in Handlungen und Sprache, so dass sie wenig empfindlich sind gegen Widerspruch und gegen Unbilden des praktischen Lebens.

Man würde sie nicht für abnorm halten, wenn der Schein der Ernsthaftigkeit und die hartnäckige Zähigkeit, mit der sie an einer vorgefassten Meinung hangen, worin sie dem Monomanen und dem Geistreichen ähneln, nicht so häufig und zwar in ihren Schriften mit der Jagd auf abgeschmackte, seichte Dinge, mit Weitschweifigkeit und vor allem mit persönlicher Eitelkeit vergesellschaftet wäre. Letztere ist nämlich, wie wir wissen, bei den geisteskranken Genies vorherrschend.

Daher fanden wir unter 215 Mattoïden 44 Propheten.

Eine Quintessenz von Abgeschmacktheit ist z. B. — so lautet die Kritik über Démons Schriften — seine dialektische Quintessenz und Sextessenz.[1] — Gleizes behauptet, das Fleisch sei atheistisch, Fuzi (ein Theologe!), das Menstrualblut besitze die Kraft, Feuersbrünste zu löschen. — Hannequin, der mit den Fingern in die Luft schrieb und eine Wohlgeruch verbreitende Trompete besass, durch welche er mit den Geistern in der Luft sich verständigte, erklärt, in Zukunft würden viele Männer und Weiber Halbgötter werden. Henrion trägt in der Academie des Inscriptions vor, Adam sei 40 Fuss, Noah 29 Fuss, Moses 25 Fuss gross gewesen u. s. w.

Leroux, der berühmte Pariser Deputirte, der an Seelenwanderung glaubte, definirte die Liebe als „Idealität der Realität eines Theiles der Totalität des unendlichen Wesens“. Das Prinzip der Dreiheit soll nach ihm als Motto in den Eingang zu seiner Verfassung eingetragen werden.

Argill behauptet, der Mensch könne ewig leben, wenn er Glauben hätte.

---

[1] *Les fous litéraires*, p. 51.

Allerdings taucht unter diesem Chaos hie und da ein neuer und kräftiger Gedanke auf, weil die geniale Anschauung, die lediglich auf Grund der Psychose bei ihnen sich entwickelt, vor dem Neuen nicht zurückbebt, weil, um meinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, der Misoneismus (Scheu vor Neuerung) bei ihnen ein geringerer ist.[1]

So äussert Cianchettini unter einem Wust von Abgeschmacktheiten manchen schönen Gedanken.

„Alle Thiere haben den Instinkt, mit der möglichst wenigen Anstrengung sich zu erhalten, beunruhigenden Vorstellungen auszuweichen, die Freuden des Lebens zu geniessen; um das zu können, ist ihnen die Freiheit unentbehrlich.

Alle Thiere, nur der Mensch nicht, gingen und gehen noch auf die Befriedigung dieses Instinktes aus und werden möglicherweise auch dahin gelangen, ihn zu befriedigen. Nur der in Gesellschaft lebende Mensch ist derartig gefesselt, dass es niemals gelungen ist, ihn zu Frieden und Freiheit kommen zu lassen oder auch nur ihm den Weg zu zeigen, wie er dahin gelangen könne.

Ich will es also versuchen, den Weg zu zeigen.

Wie eine verschlossene Thür nur mit Hülfe eines Schlüssels oder Dietriches ohne Verletzung geöffnet werden kann, so kann der Mensch, der seine Freiheit infolge seiner Zunge (Sprache) verloren hat, ohne dieselbe und ohne das, was sie vertritt, sich nicht frei machen, wenn er sich nicht verletzen will.“

Unter den albernen Gesängen des Scottatinge finde ich folgenden schönen Vers über Italien:

„Herrin oder Sklavin stets, Feindin deiner Söhne.“

In Passanantes später zu besprechender Lebensbeschreibung finden wir, mehr noch in seinen Reden als in den schriftlichen Aeusserungen, kräftige und originelle Gedanken entwickelt, die Manchen zu einer irrigen Vorstellung über die wahre Natur seiner Krankheit verleitet haben. So sein Ausspruch:

---

[1] Lombroso, *Tre Tribuni*, 1887.

„Wo der Weise irrt, triumphirt der Unwissende“ — und: „Die Geschichte, die das Volk lehrt, ist weit lehrreicher als diejenige, die man in Büchern studirt.“

Bluet unterscheidet die Jungfer (pucelle) von der Jungfrau (vierge): jene möchte Unrecht thun, kann aber nicht, diese mag nicht und kann nicht Unrecht thun.“

Es ist natürlich, dass die Mattoïden in ihren Aeusserungen die Gedanken von Politikern und von grossen Denkern wiederholen, es geschieht das aber stets auf ihre und in verzerrter Weise. So findet man bei Bosisio die Zärtlichkeit unserer Thierschutzvereinler für die Thiere übertrieben, desgleichen die Ideen der Clémence Royer und Comtes in Beziehung auf die Anwendung der Malthusischen Lehre. Ebenso fand Tommasi, der Makler und Betrüger, abgesehen von seiner eigenen erotischen Zuthat, ein Mittel zur praktischen Verwerthung von Darwins Zuchtwahl.

Cianchettini wollte den Sozialismus in die Praxis einführen.

Aber den Ideen dieser Leute ist der Stempel des Irrsinns nicht so sehr durch die Uebertreibung aufgedrückt, wie durch das Missverhältniss, in welchem sie mit sich selbst stehen.

Neben einem ungewöhnlichen, gut ausgedrückten und sogar erhabenen Gedanken stösst man plötzlich auf einen gemeinen, oder auf einen paradoxen Ausdruck, der fast immer in Widerspruch mit allgemein gültigen Vorstellungen, oder mit der Lebensstellung und Bildung des Verfassers steht. Es ist, kurz gesagt, die Art des Don Quixote, die anstatt Bewunderung Lachen erregt, obgleich seine Thaten zu anderer Zeit und bei anderen Menschen bewunderungswerth und heroisch gewesen wären. Jedenfalls sind bei den Mattoïden die genialen Züge nur Ausnahme und nicht die Regel.[1]

---

[1] „Es gab da Philosophen grösser als Leibnitz, aber sie waren taubstumm; nur Fingerbewegungen und unartikulirte Laute gaben ihre Ideen zu erkennen; es gab Maler grossen Stiles, die gleichwohl ihre Figuren von Menschen so absonderlich auf die Beine, und die ihre Bäume so auf die Wurzeln aufpflanzten, dass alle ihre Bilder wie gemalte Erdbeben oder wie das Innere eines Schiffes während eines Sturmes aussahen. — Musikalische Erfinder von Zwischen-Klaviaturen, — Gelehrte à la Hitisch mit seinem Trödelkram von Gehirnen, wo alles zu haben, aber nichts



Bei den meisten unter ihnen findet sich übrigens eher Mangel als Ueberfluss an Schwung; sie füllen ganze Bände an ohne Saft und Kraft. Die Mittelmässigkeit des Gedankens, die Ohnmacht des Stiles, der, wie ich sagen möchte, vor dem Ungestüm ihres Ehrgeizes flieht, ersetzen sie durch Ausrufungs- oder Fragezeichen, durch häufiges Unterstreichen und durch eigenartige Neubildung von Wörtern[1] und erinnern damit an die Monomanen.

Auch ihre Schrift ist oft bizarr; sie besteht z. B. in senkrechten, von queren und sogar von schrägen durchkreuzten Zeilen, bisweilen auch, wie bei Cianchettini aus verschiedenartigen Lettern.

Sehr oft mengen sie Figuren unter ihre Sätze, gleichsam um sie eindrucksvoller zu machen, und kehren damit zu der Bilderschrift der Alten zurück, wo die Figur das bedeutungsvollste Zeichen abgab. In seinem Buche 88 giebt Bluet eine obscöne Figur, die er zudem in seiner seltsamen Sprechweise erklärt. „Der Mann wird auf dem Rücken neben ihm liegen; eine zweiköpfige Schlange umringelt sein Glied, und ein Drache stösst seinen Schwanz in die Frau u. s. w.“

Wahltuch hat in zwei Werken über Psychographie ein philosophisches System eigener Art veröffentlicht, das indes einen Erklärer in der Person eines nicht geisteskranken Philosophen gefunden hat (ein Beweis dafür, wie ernstlich es gewisse Personen nehmen). Nach diesem System erscheinen die Ideen als ebensoviele auf jeder Hirnwindung eingegrabene Bilder. Das Symbol der Naturlehre ist z. B. ein Licht, das der Alitiologie (sic) oder der Unterscheidung die Nase, oder der Geruch; ein Ring vertritt das Volkswesen, ein Angelhaken be-

---

herauszufinden ist vor Unordnung, Staub und wo überdies alles zerbrochen, unvollständig und zu nichts zu gebrauchen ist.“ (Daudet in *Jack.*)

[1] Solche Wörter sind u. a.: derapti felisan; farfiderismus bei Berbiguier, Dominatmospherisator bei Le Bardier in einem Buche über Ernteverdoppelung und Windschutz, Delepierre, *Littér. des fous*; Cafungaia und Morbozoo bei Pari, Alitrologia, Anthropomongolologia, Lepidermocrinia, Glossostomapathia (l. c.).

zeichnet die Bewegung. W., der mit Recht daran zweifelt, sich in Worten verständlich zu machen, philosophirt mittelst des Pinsels und füllt sein ganzes Buch mit Abbildungen von Gehirnen, auf denen derartige Zeichen sich befinden! Zum Beweise, dass dieses Verfahren auch in der Litteratur verwendbar sei, theilt er eine Tragödie, Hiob, mit, worin der Kopf der darin auftretenden Personen von solchen Zeichen bedeckt ist. Es werden dabei Verse gesungen, die der Sache würdig sind, als: „Könnte ich die beiden einigen Begriffe trennen, von mir und dem Gottlosen. Ich bin gerecht. Satan der Gottlose."

Der Missionar und Jesuitenpater Paoletti schrieb ein Buch gegen S. Thomas, darin ein Gemälde, das alle im Tabernakel gebrauchten Geräthe abgebildet enthält, um den künftigen Zustand der Adamssöhne in Rücksicht auf die Vorsehung zu bestimmen. Der göttliche Wille und der menschliche Wille werden durch zwei in entgegengesetzter Richtung rollende Kugeln dargestellt, die an einem gemeinsamen Mittelpunkt zusammentreffen.

Die Titel ihrer Werke sind bei Allen überladen. Ich besitze ein Buch, wo der Titel allein 18 Zeilen einnimmt, abgesehen von einer Anmerkung, die den Titel selbst erklären zu wollen scheint.

Das italienisch geschriebene Werk eines Sozialisten in Australien hat einen Titel in Triumphbogenform.

So verräth schon der Titel bei fast Allen den Narren. Statt anderer folge hier der Titel eines Werkes von Démons: „La démonstration de la quatrième partie de rien est quelque chose, tout est la quintessence tirée du quart de rien et des dépendances, contenant les préceptes de la sainte magie et dévotes invocations de Démons pour trouver l'origine des maux de la France."

Viele haben die Grille, Zahlenreihen zwischen die Zeilen einzuschieben, wie es die Paralytischen mitunter thun. In einem verrückten Opus von Sobbirà, betitelt 666, steht neben jedem Verse die Zahl 666. Sonderbarerweise erschien gleichzeitig ein englisches Werk von einem gewissen Poter über die

Zahl 666, worin diese für die vollkommenste Zahl, die es giebt, erklärt wurde.[1]

Auch Lazzaretti hatte für diese Zahl eine Vorliebe. Spandri, Levron und C. ebenso für die Zahl 3.

Eigenthümlich ist ihnen wie den Irren die Neigung, Worte oder ganze Sätze auf derselben Seite hundertmal zu wiederholen. So findet sich in einem Kapitel bei Passanante das Wort il riprovato (der Gemassregelte) 143 mal.

Es gab Schriftsteller, wie z. B. Wirgmann, die für ihre Werke das Papier eigens fabriziren liessen, so dass die Farbe desselben Blattes verschieden war, wodurch die Kosten ungeheuer hoch wurden. Ein Band von 490 Seiten kostete ihm z. B. mehr als 2200 Pfund Sterling.

Auch eine besondere Art zu schreiben haben sie, Worte mit Druckschrift oder unterstrichen, und sogar in Privatbriefen Doppelreihen, oder die Sätze versartig auseinandergehalten, wie in der Bibel, oder ein Punkt zwischen je zwei oder drei Worten.

Ihre Schönschrift hat darin einen ganz eigenthümlichen Charakter, dass die Buchstaben länglich, stets sehr deutlich sind und gedrängt stehen.

Viele ähneln darin den Irren und übertreffen sie sogar in der Kunst, Wortspiele in die Unterhaltung einfliessen zu lassen. Ein gewisser Jasnò suchte die Aehnlichkeit in der Bildung der Worte main (Hand) und semaine (Woche), in welcher letzteren Gott die Welt erschaffen habe, nachzuweisen. Hécart, der als Eigenthümlichkeit der Narren die Beschäftigung mit nutzlosen Spielereien bezeichnet, schrieb selbst das Leben der Narren von Valenciennes und ein Buch mit dem seltsamen Titel „*Anagrammata*, Gedicht in 7 Gesängen, 85. vermehrte und verbesserte Auflage (es war die erste), *Anagrammatopolis*, Jahr XIV. der anagrammatischen Zeitrechnung (Valenciennes 1821, in 16°).

Das ganze Buch besteht durchweg in Umdrehungen von Worten, wie aus folgendem Beispiel zu ersehen.

---

[1] Delepierre, l. c.

Lecteur, il sied que je vous dise
Que le dupeur est sans pudeur,
Que le sbire fera la brise
Qu'on peut maculer sans clameur etc.

So geht es 1200 Verse lang fort bis zu dem Schlusse, der lautet:

Mois, je vais poser mon repos.

Merkwürdig aber ist das Geständniss des Verfassers, das er am Rande des in der Nationalbibliothek zu Paris befindlichen Exemplares der Anagrammata eigenhändig geschrieben hat: „Das Anagramm ist eine der abgeschmacktesten Thorheiten des menschlichen Geistes; man muss dumm sein, wenn man Gefallen daran findet und noch dümmer als dumm, wer so etwas erfindet.“ Er hat sich also selbst erkannt.

Filopanti erklärt in seinem *Dio liberale* den Erfolg Martin Luthers aus einer Laune Gottes, der Mars in einen Mönch zu verwandeln vorhatte, woraus Martin und aus Martin Luther entsprang.

Der Ursprung des Vegetarianerunsinnes bei Gleizes rührt von einem Traume her, in welchem er das Wortspiel hörte, „Gleizes bedeutet Eglise.“ Von diesem Augenblick an glaubte er sich von Gott dazu berufen, den Menschen seine Lehre zu predigen. —

Die vorherrschendste Eigenthümlichkeit besteht jedoch in ihrer litterarischen Fruchtbarkeit. Pastor Bluet hat nicht weniger als 180 Werke, eines immer geschmackloser als das andere hinterlassen. Wir werden später sehen, dass Mangione, der obenein eine verkrüppelte Hand hatte und nicht schreiben konnte, es sich wiederholt mehr als hundert Thaler kosten liess, um es dahin zu bringen, dass er schreiben könne. — Wir wissen, wie viele Ries Papier Passanante bekleckst hat und wie ihm mehr an der Veröffentlichung eines seiner abgeschmacktesten Briefe, als an seinem Leben gelegen hat.

Guiteau verschmierte so viel Papier, dass die Ausgaben dafür zu einer grossen Schuld anliefen, die er nicht bezahlen konnte. Die Liste des Illuminaten Fox ist so lang, dass der

Bibliograph Lowades sie nicht mitzutheilen wagte. Howerlandts Schrift über Tournay besteht aus 117 Bänden.

Mitunter begnügen sich die Mattoiden damit, ihre Phantastereien niederzuschreiben, sie auch drucken zu lassen, ohne sie zu veröffentlichen. Gleichwohl meinen sie, das Publikum müsse dieselben kennen.

Abgesehen von diesem Ueberfluss an Schaffenskraft ist der Zweck ihrer Schriften meist unbedeutend und thöricht, oder er steht in vollkommenem Gegensatz zu der bürgerlichen Stellung und zu der Bildung, die der Verfasser erworben hat. So machen z. B. zwei Aerzte in Geometrie und Astronomie, ein Chirurg, ein Thierarzt und ein Geburtshelfer in Luftschiffahrt, ein Hauptmann beschäftigt sich mit Ackerbau, ein Sergeant mit Therapie, ein Koch mit hoher Politik, ein Theologe schreibt über Menstruation, ein Kärrner über Theologie, zwei Thürsteher verfassen Trauerspiele, ein Steuerbeamter ist mit Sociologie beschäftigt.

Bezüglich der verschiedenen, von Mattoiden behandelten Gegenstände habe ich aus einer Sammlung von 179 Schriften eine Untersuchung angestellt mit folgendem Ergebniss:

51	handeln von Persönlichkeiten	4	betreffen Politik
36	„ über Medizin	4	„ Nationalökonomie
27	„ „ Philosophie	3	„ Landwirthschaft
25	sind Klageschriften	2	„ Thierarzneikunde
7	handeln von Religion	2	„ Litteratur
7	betreffen dramatische Kunst	2	„ Mathematik
6	„ Poesie	1	„ Grammatik
4	„ Astronomie	1	„ Lexikon
4	„ Physik		

ungerechnet die verschiedenen polemischen Artikel und Aufsätze über Mechanik, Magnetismus, die Leichenreden, eine verschrobene Theologie, Untersuchungen über Litteraturgeschichte, Proklamationen.

Philomneste hat eine Statistik für Europa über 235 Fälle zusammengestellt, die folgendermaassen lautet:

Theologie	82	Philosophie	36
Prophezeiungen (Illuminate)	44	Politik	28

Poesie (Dramen)	9	Physik	1
Sprachen (Grammatik)	8	Zoologie	1
Erotische Litteratur	5	Strategie	1
Hieroglyphen	3	Chronologie	1
Astronomie	2	Hygiene	1
Luftschiffahrt	2	Pädagogie	1
Chemie	1	Archäologie	1

Während bei den Irren die Poesie hervorsticht, ist es bei den Halbirren die Theologie und die Prophezeiungen, welche die erste Stelle einnehmen. Danach folgen die abstrakteren Wissenschaften, zuletzt die Naturwissenschaften. Wohl zu beachten ist die geringe Zahl der Atheisten, deren nur drei unter dem Gewimmel von Philosophen und Theologen vertreten sind (162!). — Dagegen steht der Spiritismus bei den Mattoiden in so hohen Ehren, dass Philomneste darauf verzichtet, die Unzahl ihrer Abhandlungen zu verzeichnen.

Alle Gegenstände sind dem Mattoiden recht, und wenn sie seinem Berufe und seiner Thätigkeit noch so fern stehen; indes hat er doch eine Vorliebe für die wunderlicheren, unsichereren oder kaum zu lösenden Aufgaben, für die Quadratur des Cirkels, für die Hieroglyphen, für die Erklärung der Apokalypse, für den Luftballon, für den Spiritismus, — Dinge, die man als Zeitfragen und Modeartikel zu betrachten pflegt. Von dem obenerwähnten Démons sagt Nodier: „Er war nicht etwa ein Wahnsinniger, ein Monomane, im Gegentheil, er war ein sehr vielseitiger Narr und immer aufgelegt, jede Seltsamkeit, die ihm vor die Ohren kam, zu wiederholen, ein Chamäleon von Träumer, das die Augenblicksfarben närrischerweise schillern lässt.“[1] So gab es in der Zeit unserer grossen Defizite Dutzende von Finanzreformatoren, die mit Vorschlägen herausrückten, wie Assignaten zu machen, den Juden und Priestern ihre Reichthümer zu nehmen, Zwangsanleihen zu machen. Später kam die soziale Frage und die Religion an die Reihe (Passanante, Lazzaretti, Bosisio, Cianchettini); jetzt steht die Pellagrafrage auf der Tagesordnung.

---

[1] Philomneste, *Les fous littéraires,* 1881.

Da ist u. A. Pari, der die Ursache des Pellagra in gewissen Pilzen, die von dem Dache der schmutzigen Hütten auf die Speisen der Landleute herabfallen, wovon diese krank werden, entdeckt hat.

Der Beweis liegt auf der Hand; man photographire den Durchschnitt einer Hütte und bringe das Bild unter ein Mikroskop, und man wird sofort die Pilze in weit grösserer Menge, als in den Häusern der nicht an Pellagra leidenden Landleute finden.

Weshalb erzeugen diese Pilze das Pellagra? — Sehr einfach. Die Pilze enthalten Fungin, eine Substanz, die bei 47° (sic) brennt. Wenn nun die Lufttemperatur 13° und die des Körpers 32° (sic) beträgt, so verbinden sich die beiden Temperaturen und wir brennen. Daher kommt es, dass die Pellagrakranken die Sonnenbrandflecken haben!

Es ist merkwürdig, wie hartnäckig fast alle — so Bosisio, Cianchettini, Mangione, de Tommasi, B. — an den in ihren Schriften ausgesprochenen Grundsätzen hangen. In ihren Schriften nachlässig und albern, wissen sie gleichwohl mündlich vernünftige Antworten zu geben. Mit ein paar Worten widerlegen sie Einwürfe, die man ihnen macht, und vertheidigen ihre Albernheiten so bündig und geschickt, dass der Zuhörer ihre Phantastereien oft für bare Weisheit hält, während sie später ihre Narrheit über Pfunde von Papier sich ergiessen lassen. „Wächter ist wahrhafte Schildwache des Volkes und Regierung die Freiheit, die Cirkulation der Presse,“ lautet ein Satz bei Passanante; den scheinbaren Widersinn erklärt er vor den Sachverständigen dahin: „Die Freiheit der Presse und der ungehinderte Vertrieb der Zeitungen ist der wahre Wächter der Volksrechte.“

Als ich Bosisio fragte, warum er so auffällige Sandalen trage und mitten im Juli mit blossem Kopfe und halbnackt gehe, antwortete er mir: „Um es den Römern nachzuthun und zur Pflege des Kopfes, dann auch, um durch diese Aeusserlichkeiten die Aufmerksamkeit des Volkes auf meine Lehren zu erregen. Würden Sie mich dingfest gemacht haben, wenn ich nicht in solchem Aufzuge erschienen wäre?“

Uebrigens stehen die Mattoiden, ungleich dem Mann von Geist und dem Geisteskranken, durch eine Interessengemeinschaft gebunden, zu einander, namentlich ihrem gemeinsamen Feinde, dem Genie, gegenüber. Sie bilden eine Art von Freimaurerverbindung, die um so mächtiger ist, je weniger sie geregelt ist, weil sie auf dem Bedürfniss beruht, der gemeinsamen Lächerlichkeit, der sie überall erbarmungslos ausgesetzt sind, Widerstand zu leisten, auf dem Bedürfniss, ihrem natürlichen Widersacher die Wurzeln abzugraben oder wenigstens ihn, den Mann von Geist, zu bekämpfen. Zwar hassen sie sich auch untereinander, gleichwohl haften sie für einander, denn wenn sie sich auch jenem gegenüber keiner Siege erfreuen können, so dürfen sie sich doch an den Opfern weiden, die ihnen niemals fehlen, weil der Pöbel nie ansteht, den Mann von Geist dem Mattoiden gegenüber zu opfern. Noch heute giebt es viele praktische Aerzte, die nicht über die Dosimetriker, wohl aber über die Homöopathen lachen, und Akademiker, die Schliemann und Ardigò bespötteln, während sie niemals für den Archäologen Secchi ein Wort des Spottes hatten. Auch die aufgedunsenen und unsinnigen Adressen, die an Coccapieller und Sbarbaro seitens vieler, und zwar weit närrischerer Individuen als die Angebeteten, eingingen, sprechen für unsere Anschauung.[1] Das ist auch der Grund, weshalb zur Zeit der römischen Republik von 1849, trotz des allgemeinen Stimmrechts, der Menge es nicht einfiel, Ciceruacchio ins Parlament zu wählen. Ciceruacchio war grob und derb, aber kein Narr.

Eine Eigenschaft, die der Mattoide vor dem Verbrecher und vor vielen Geisteskranken voraus hat, ist seine oft übertriebene Enthaltsamkeit. Bosisio lebte von Polenta und Salz,

---

[1] „Haben Sie nicht bemerkt," sagt Daudet (in *Jack*, II., 58) bei Besprechung der Mattoiden, die er Grillenfänger (ratés) nennt, „wie diese Leute in Paris sich einander aufsuchen und wie sie zusammenhalten je nach ihrer Art von Klagen, Anforderungen, ihrer hohlen und unfruchtbaren Eitelkeit? Von gegenseitiger Verachtung erfüllt, bilden sie einen Kreis von gefälligen Bewunderern, jenseits dessen für sie nichts als leere Luft ist."

Passanante von Brot, Lazzaretti begnügte sich oft mit ein wenig Kartoffeln, Mangioni, bei seinen 13 Soldi täglich, mit Erbsen, Bohnen oder Reis. Es ist das wohl erklärlich; sie finden in der Frucht ihrer Gedankenausgeburten hinlängliche Nahrung und Stärkung, gerade so wie die Asketen und grossen Denker. Arm wie sie sind, wollen sie lieber das Wenige, das sie besitzen, aufzehren, um den Triumph ihrer Gedanken zu feiern, als dass sie für ihren Magen Sorge tragen, — um so mehr, da sie fast alle, Cianchettini, Bosisio, Fus. und Mangione, ehrlich und fast übermässig geordnet in ihren Verhältnissen waren. Selbst Schnitzel beschriebenen Papiers bewahrten sie sorgfältig auf und führten Buch darüber.

Kurz, diese in ihren Schreibereien jedenfalls närrischen und den in Anstalten befindlichen Irren ähnlichen Leute sind ganz anders in ihren sonstigen Beziehungen und zeigen darin gesunden Verstand, ja sogar Schlauheit und Ordnungsliebe. Infolgedessen findet man bei ihnen das Gegentheil von dem, was für die wirklich genialen, namentlich bei den von Irrsinn angehauchten genialen Menschen gilt, die fast sämtlich in ihrem Schriftstellerleben mehr Bescheid wissen, als im praktischen Leben.

Daher kommt es auch, dass so viele Erfinder absonderlicher Hypothesen unter den Aerzten als Praktiker sich auszeichnen. Drei solcher sind Direktoren von Hospitälern. Der Verfasser von Scottatinge ist Hauptmann und Kriegskommissar; ein anderer Erfinder von beinahe vorsündfluthlichen Maschinen und Verfasser von mehr als humoristischen Schriften, ist in einem Amte angestellt, das ihn beständig mit gebildeten Männern in Berührung bringt, die ihn sicherlich nicht für irr erklären würden. Fünf sind Lehrer, zwei Universitätsprofessoren, drei Deputirte, zwei Senatoren, einer Staatsrath, ein anderer Rath bei der Präfektur, einer am Kassationshofe, drei Provinzialräthe, fünf sind Priester, fast alle bejahrt und in ihren Aemtern hochgeachtet. Frécot war Maire von Hesloup, Leroux und Asgill Parlamentsmitglieder.

Die mattoiden Theologen Morie, Lebraton, (Joris), Vallé (18 Jahre), Vanini wurden für so bewusst gehalten, dass man

sie leider lebendig verbrannte.[1] Kehler wurde sogar enthauptet, weil er die Korrektur von Joris' Schrift besorgt hatte.

Im folgenden Kapitel werden wir sehen, dass viele andere, Smith, Fourier, Kleinow, Fox, fanatische Anhänger fanden.

Die Ruhe, die sie, trotz ihres zähen Festhaltens an einem Wahne, von den gewöhnlichen Irren unterscheidet, findet man allerdings auch bei Monomanen und zwar als hervorragendstes Kennzeichen derselben. Sogar auch in einigen Stadien der Trunkenheit ist sie nicht selten. Aber diese Ruhe wird doch bisweilen, wie bei jenen, plötzlich unterbrochen und es treten an ihre Stelle Impulse und Delirien, insbesondere dann, wenn stachelnder Hunger und aufregende Leidenschaft ins Spiel kommen, oder wenn verschiedene Neurosen, welche die Krankheit begleiten, resp. erzeugt haben, wiederkehren, wie es bei Cordigliani und Mangione der Fall war. Es darf hierbei bemerkt werden, dass mehrere von ihnen Symptome aufweisen, die für voraufgegangene Störungen im Nervensystem sprechen, Giraud und Spandri hatten Gesichtszuckungen und rechtsseitige Ptosis mit Tiefstand der rechten Augenbraue; bei Lazzaretti, Mangione und de Tommasi wurde Anästhesie festgestellt, bei Cordigliani beobachtete man kurzdauernde Delirien. — P., als Knabe sehr begabt, wurde nach überstandenem Typhus halbirr, Kulmann wurde mit 18 Jahren zum Propheten nach einer Hirnkrankheit. — In Beziehung auf so plötzliche Ausbrüche gewinnen derartige Fälle eine wichtige Bedeutung für die Gerichtsärzte. Weil ähnliche Fälle bei keiner der sonstigen psychopathischen Formen vorkommen, so wird häufig irrigerweise auf Simulation oder Geistesgesundheit erkannt. Noch wichtiger sind derartige Fälle für den Staatsmann, denn wenn man nicht beizeiten für die Internirung der Kranken sorgt, die allerdings im Anfang mehr lächerlich als gefährlich sind, so setzt man sich vielleicht grösseren Gefahren aus, als wenn es sich um ausgemachte Geisteskranke handelt, die sich rasch selbst ver-

[1] Joris' Gebeine wurden in Basel, wo er unter dem Namen Johann v. Brügge 12 Jahre in Frieden gelebt hatte und (1556) gestorben war, 1559 nebst seinen Schriften unter dem Galgen verbrannt. — Joris, Wiedertäufer, Fox, Stifter des Quäkerthums. (Anm. des Uebers.)



rathen und damit Zeit und Mittel an die Hand geben, um sich vor ihnen zu schützen.

Nun giebt es aber noch eine gefährlichere Abart, als diese schreibseligen Narren es sind, das ist die unter dem Namen Querulanten bekannte Klasse.

Leute dieser Art quält beständig der Drang, andere Personen gerichtlich zu belangen, während sie selbst als die Verfolgten sich hinstellen. Sie entwickeln eine seltene Thätigkeit, eine genaue Kenntniss der Gesetze, die sie immer zu ihren Gunsten gedeutet wissen wollen, indem sie alle Instanzen durchgehen und Eingaben auf Eingaben in unglaublicher Menge machen. Viele hängen sich an eine einzelne Person, bieten alles mögliche auf, gehen dann an den König und an das Parlament. Bei letzteren, namentlich bei Parlamentsmitgliedern, finden sie anfangs Glauben oder werden höchstens für übertriebene Bittsteller gehalten, endlich aber, wenn Klienten, Richter und Deputirte der Sache müde geworden, verwandelt sich ihre Prozess- und Schreibewuth in Thätlichkeiten, wofür sie auf Grund ihrer vermeintlich gerechten Sache Verzeihung erhalten zu müssen überzeugt sind. Auch wird ihre Sache bisweilen zu ihren Gunsten entschieden, wozu die alberne Einrichtung der Geschworenengerichte verhilft. So hatte G., nachdem er seinen Prozess verloren, den Grafen Colli mit einem Flintenschuss verwundet und wurde vermöge seiner vor den Geschworenen entwickelten ausgezeichneten Beredtsamkeit freigesprochen. Zehn Jahre später drang er mit bewaffneter Hand in ein Haus ein, das er verkauft hatte, aber wieder in Besitz nehmen wollte, weil er behauptete, es gehöre ihm.

Wie sich der Erotomane in ein Ideal verliebt, das er nie gesehen hat oder von dem er geliebt zu sein wähnt, so machen es diese Leute mit dem Recht, das für sie nicht anders aussieht, als wie es ihnen genehm und vortheilhaft erscheint. Die Advokaten und Richter, die ihnen nicht beipflichten, sind für sie ebenso viele Feinde, die sie mit dem wüthendsten Hasse verfolgen und denen sie all ihr Unglück zuschreiben. Nicht selten machen sie sich in ihrer eigenen Sache zu Richtern, indem sie nach eignem Belieben ihre Gegner verurtheilen und

dieses Urtheil dann auch wohl selbst ausführen. Ein gewisser B., dem ein Priester vertragsmässig ein Ackerstück entzogen hatte, setzte sich in den Kopf, er habe das Recht, alle Priester seiner Gegend zu schlagen, und begründete diesen Gedanken damit, dass der Katholizismus unserer Regierung feindlich gesinnt sei. Aus demselben Grunde versuchte er eine Kirche anzuzünden — und das Alles in einer Reihe von Erklärungen, die im Grunde ganz sinnig und wenn man will, an sich gerechtfertigt waren, aber nicht in ihrer Anwendung.

Auch diese Kranke haben alle eine ähnliche Schriftform, die aus sehr langgezogenen Buchstaben besteht; auch sie verfahren eigenthümlich mit dem Alphabet.

Ihre Aufgabe bewegt sich in einem engen Kreise persönlicher Erregtheit, und streift nur beiläufig soziale und religiöse Fragen. Gleichwohl mischen sich die persönlichen Interessen dieser Rechthaber nicht selten in die politischen Kämpfe. Und diese Gattung von Leuten ist es, die heutzutage als die gefährlichste auftritt, denn es handelt sich hier im allgemeinen um Individuen, denen eine ungenügende Schulbildung und grosse Noth nicht gestattet, ihren thörichten Phantasien durch die Presse Luft zu machen und die sich dafür durch gewaltthätige Handlungen entschädigen. So war es mit Sandou, der Napoleon III. und Billault so vielen Schaden that und der nichts anderes, als ein politisirender Narr war; so auch mit Passanante, Cordigliani, Mangione und Guiteau. Krafft-Ebing spricht von einem Menschen, der einen Verein der Unterdrückten zum Schutz Derjenigen gegründet hat, die vor Gericht kein Recht erlangen können; auch habe er die bezüglichen Statuten dem König eingesandt.

2. Geistvolle Halbirre (Mattoide). — Abgesehen von den fast unmerklichen Abstufungen zwischen Geisteskranken und Geistesgesunden, zwischen Irren und Halbirren, giebt es noch ein Bindeglied zwischen den letzteren, welche eigentlich die Verneinung des Genius darstellen, und zwischen den wirklich genialen Menschen, — so dass ich in meiner Sammlung Kranke finde, über die ich noch in Zweifel bin, zu

welcher der drei Klassen ich sie zählen soll. Solch Einer ist z. B. Bosizio von Lodi.

Bosizio, 53 Jahre alt, hat einen Kretin zum Vetter; seine Mutter ist gesund und intelligent, sein Vater zwar intelligent, aber ein Trinker; zwei seiner Brüder sind an Meningitis celebralis gestorben. In seiner Jugend war er Steuerbeamter, wanderte dann 1848 aus, und da er in Turin am Verhungern war, so stürzte er sich zum Fenster hinaus und brach ein Bein. 1859 wurde er als Finanz-Kommissar angestellt und verwaltete sein Amt zur Zufriedenheit bis 1866, wo er, trotz der in seiner amtlichen Thätigkeit bewiesenen Intelligenz und Zuverlässigkeit, ein auffallendes und namentlich für ein Mitglied der stillen Welt der Bureaukratie unerklärliches Benehmen zeigte. Er kaufte nämlich alle Vögel in der Gegend von Buffolengo auf und setzte sie in Freiheit, indem er alle Käfige öffnete; er fing an den ganzen Tag Journale zu lesen und schickte sehr energische Rathschläge an die Regierung ein, wie sie das Abholzen und den Massenmord der Vögel verhindern könne. Aus seiner Stellung mit einem mässigen Ruhegehalt entlassen, musste er plötzlich seine mehr als behäbige Lebensweise aufgeben und beschränkte er sich auf ungesalzene Polenta; allmählich entäusserte er sich aller Kleidungsstücke mit Ausnahme einer kurzen Hose und des Hemdes; sein kärgliches Einkommen verthat er im Ankauf von Journalen und werthlosen Büchern, so wie auf den Druck von kleinen Schriften über die Regeneration der Nachwelt, Schriften, die er überall umsonst vertheilte; so die Kritik meiner Zeit. — Der Schrei der Natur. — Der § 113 des Schreis der Natur.

Wenn man diese Schriften liest und besonders, wenn man Bosizio sprechen hört, so nimmt man wahr, dass er sich in seinem Kopfe ein nicht unlogisches System zurecht gemacht hat. Wir leiden, sagt er, unter den Krankheiten der Trauben, der Seidenwürmer und der Krebse; wir leiden auch an Ueberschwemmungen. Alles das ist die Folge der allgemeinen Verwüstung der Wälder, der Vernichtung der Vögel und der Qualen — hier fängt sein Irrsein an —, die wir ihm dadurch bereiten, dass wir die Eisenbahn über den Erdkreis weg führen.

In Sachen des Staatshaushaltes stehe es schlecht, da wir durch Anleihen die kommenden Geschlechter belasten und schädigen, zu deren Anwalt Bosizio sich macht.

„Die alten Römer," sagt er, „haben grosse Anstrengungen auszuhalten vermocht, weil sie sich nicht verwöhnten, wie wir es thun; sie tranken keinen Kaffee. Alles bei uns schädigt die Nachwelt, die im Keime verdorben wird; der Missbrauch der Frauen, die Geldheirathen und eine übelverstandene Barmherzigkeit. Man schützt das Leben von unglücklichen, verkrüppelten, kachektischen Kindern, die sich nicht fortpflanzen würden, wenn man sie bei Zeiten tödtete. Anstatt mit grossen Anstrengungen und Kosten kränkelnde Wesen in Hospitälern zu erhalten, wolle man lieber die kräftigsten und stärksten Individuen unterstützen, wenn sie invalide werden, um dadurch die Rasse zu verbessern. Sind nicht auch die Diebe und Mörder Kranke, die besser aus der Welt geschafft würden zur Behütung der Rasse? — Wie traurig und wie thierisch ist die Habgier der Menschen! Alles gilt ihnen gleich, wenn nur der unersättliche Trieb nach Genuss befriedigt wird; man denkt nicht an die zukünftigen Geschlechter, man bedenkt nicht, dass die Zerstörung oder Verschwendung der Schönheit und der Reichthümer der Natur ein Verbrechen, ein fürchterliches Verbrechen gegen die heiligsten Rechte der Nachwelt ist!

Vielleicht bildet man sich ein, den Massenmord und die Verheerung, die man (unter den Vögeln, Fischen u. s. w.) anrichtet, durch haufenweise Erzeugung von Kindern ersetzen zu können, deren Geist zu überspannen, ihrer Güte und Schönheit zu schmeicheln es nicht weniger als der ganzen Zärtlichkeit eines Mutterherzens, der ganzen Entartung eines zügellosen Schranzen, oder auch der schwachsinnigen sog. öffentlichen Meinung bedarf. Die unselige Zeugungssucht, die alle Völker unerbittlich einem Abgrunde zutreibt, aus dem kein Ausweg ist, erinnert mich an König Midas, der in seiner Liebe zum Golde die Gottheit bat, dass Alles, was er berühre, zu Gold werde; — der Gott willigte ein, aber der ersten Freude über das Gelingen, folgte bald Bestürzung, Traurigkeit, Verzweiflung, denn auch seine Nahrung wurde zu Gold und er

sah sich zum Hungertode verurtheilt. — Malthus hat der Sache wohl nachgedacht."

Ich glaube nicht, dass es einen zutreffenderen Beweis für ein reges und zugleich krankes psychisches Leben geben kann. — Wer CL. ROYERS und A. COMTES Schriften kennt, der wird unter allen Ideen Bosizios keine wirklich krankhafte erkennen, als die, kein Salz geniessen zu wollen, die er übrigens mit der Beobachtung vertheidigt, dass die Wilden ohne Salzgenuss gesund und kräftig verbleiben, — ferner seinen Hass gegen die Eisenbahnen, welche den Erdkreis verderben und seine Gewohnheit halbnackt umherzugehen. Zudem rechtfertigt er sich wegen dieser Sonderbarkeiten sehr geschickt, indem er an die altrömische Einfachheit und an die zum Theil begründete Beobachtung erinnert, dass die Haare dadurch länger erhalten werden. Ueberdies aber bemerkt er ganz richtig, ohne diese auffällige Kleidertracht würde er die Aufmerksamkeit des Publikums auf seine Person und damit auf die von ihm vertheidigte Idee nicht gelenkt haben. „Würden Sie mich mitten auf der Strasse angehalten und ausgefragt haben," sagte dieser neue Alkibiades eines Tages zu mir, „wenn ich nicht so sonderbar gekleidet gewesen wäre? Es ist die Reklame, die ich für mein Apostolat auf eigene Rechnung mache."

Ein wirkliches Erkennungszeichen der Krankheit kann gleichwohl in dem Gebrauch gefunden werden, den Bosizio von den politischen Journalen macht, — da er kein anderes Mittel habe, aus dem er seine Kenntniss der modernen Gesellschaft schöpfen könne. Er legt nämlich den geringsten Mittheilungen, die er in jenen Senkgruben der Politik findet, die höchste Wichtigkeit bei, — gleichviel ob ein Kind in Lissabon ins Wasser gefallen, eine Frau sich den Unterrock verbrannt hat — sofort sieht er darin den Beweis für die Entartung des Menschengeschlechtes. — Der Arzt wird zwar sich darüber verwundern, dass ein Mann bei dem blossen Genusse ungesalzener Polenta kräftig bleiben kann. Bosizios Gesundheit ist in der That dauerhaft, er macht täglich mehrere Meilen zu Fuss. Der Psychologe kann nicht umhin,

den Fall so zu deuten, dass der Wahnsinn als Sauerteig für die Geisteskräfte dient, die er bis fast zur Höhe des Genies auftreibt, trotz alles dessen aber doch die Trauerfarbe der Krankheit darauf zurücklässt.

Es ist gewiss, dass unser Bosizio unter anderen Verhältnissen, wenn er statt ein armer Steueraufseher zu werden, z. B. die Rechte oder Medizin hätte studiren oder einen Unterricht geniessen können, den ihm erst ein trauriger Zufall unter maniakalischem Einfluss verschaffte, — dass er Clemence Royer, Comte oder wenigstens Fourier ähnlich geworden wäre; denn das System des letzteren ist im Grunde dem seinigen in vielen Punkten ähnlich, mit Ausnahme dessen, was er an Eigenem, oder vielmehr an Ungeeignetem, an Irrsinnigem, hinzuzuthun vermochte.

Denken wir an die Reinheit seiner Sitten, an seine geordneten Verhältnisse — können wir ihn dann einfach mit dem Ausdruck verrückt bezeichnen? Denken wir ferner an die verhältnissmässige Neuheit seiner Ideen, dürfen wir ihn dann mit den vielen oben beschriebenen geschmacklosen Narren zusammenwerfen? Gewiss nicht.

Nehmen wir an, Joseph Ferrari hätte anstatt einer höheren Bildung nur den Unterricht wie Bosizio genossen, so hätten wir sicherlich an Stelle eines von der Welt mit Recht bewunderten Gelehrten etwas Aehnliches wie an Bosizio gehabt, denn zweifellos gehören die Systeme über geschichtliche Arithmetik mit den Königen und Republiken, die regelmässig zu bestimmten Perioden zu Grunde gehen, wie es der Laune des Verfassers beliebt, — ins Bereich der Psychiatrie.

Dasselbe darf man von Michelet sagen, wenn man an seine Phantasie-Naturgeschichte denkt, an seine akademischen Schmutzgeschichten, an seine unglaubliche Eitelkeit[1] und seine letzten Bände der Histoire de France, die in eine Pfütze

[1] „Meine Schriften: *Insecte* und *Oiseau* haben eine ganze Litteratur hervorgerufen. — Ich habe die Geschichte eine Auferstehung genannt. — Das ist der geeignetste Titel für meinen vierten Band ... — 1870, da Alles schwieg, war ich es allein, der sprach. Mein Buch, das in 40 Tagen zu stande kam, war die einzige Vertheidigung des Vaterlandes."

skandalöser Anekdoten und toller Paradoxen auslaufen;[1] ferner von Fourier und von seinen Anhängern, die mit mathematischer Sicherheit behaupten, in 80 000 Jahren werde der Mensch 144 Jahre alt werden, an Dichtern werde es 37 Millionen und an Geometern von der Grösse Newtons gleichfalls 37 Millionen geben. Auch von Lemercier, unter dessen sehr schönen Dramen sich welche befinden, wo die Ameisen und die Seekälber des Mittelmeeres Gespräche miteinander führen; — von Burchielli, der die Maler auffordert, ein Erdbeben in der Luft darzustellen und der einen Berg beschreibt, der einem Glockenthurm eine Brille aufsetzt. Dasselbe kann man auch dem Erben des Confucius nachsagen, der als Astronom einen liberalen Gott verschafft; von dem Pseudo-Geologen, der ein geheimes Mittel zum Einbalsamiren besitzt, was jeder unserer Assistenten zu leisten im stande ist, und der die Welt durch die Leichenverbrennung zu reinigen verspricht.

Ein Mann, der viele Jahre lang an einer grossen Universität Italiens Vorträge hielt, macht in seinen Schriften aus den Cagots einen Volksstamm und bringt ein gewisses Instrument zur Rettung Ertrunkener in Vorschlag, womit man einen gesunden Menschen ersticken könnte, — derselbe verordnet kalte Bäder bis zu — 20° und spricht vom Nutzen, den das Seewasser infolge der Ausdünstungen der Fische leisten könnte. Daneben enthalten seine Schriften sehr viel Gutes und sind auch in einer zweiten Auflage erschienen. Keiner seiner Kollegen ist jemals darauf gekommen, ihn für irrsinnig zu halten. In welcher Klasse soll man ihn nun unterbringen? Doch wohl in der Zwischenstufe von Geistesstörung, Genie und Schreibewuth (Graphomanie). Mit dem Schreibewüthigen hat er die Zwecklosigkeit, das ruhige und hartnäckige Aufsuchen von Paradoxen gemein.

---

[1] Das Tagebuch über die Verdauung Ludwigs XIV. dient ihm als geschichtliches Dokument und daraufhin theilt er L.s Regierungszeit in die Zeit vor und in die nach der Fistel. — Ferner: „Von der ganzen alten Monarchie blieb Frankreich nichts als ein Name übrig, der Heinrich IV. und zwei Lieder: Gabrielle und Marlborough.“

Italien hat überdies, wie ich in meinem Buch „*Tre tribuni*" nachweise, zwei Mattoide gehabt und auf ein Viertelstündchen verehrt, nämlich Coccapieller und Sbarbaro, die unter einem Wust unsittlicher, trivialer, sich widersprechender und paradoxer Gedanken Geistesblitze sehen liessen, die man sich lediglich aus dem mindern Widerwillen und aus der grösseren Empfänglichkeit für neue Ideen erklären kann.[1]

2. Die Verkommenen. — Die Kenntniss dieser neuen Klasse von litterarischen Narren erklärt uns die gezierten französischen Schriftsteller aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts und die jetzigen Parnassier, Symboliker und die Verkommenen.

„Ich habe ihre Verse gelesen, schreibt LEMAITRE (in *Revue pol. et litéraire*, 1888, n. 1) und nicht einmal so viel daraus entnommen, wie der Truthahn in der Fabel, der doch etwas ersah, wenn auch nicht deutlich: Ich wusste nicht, was ich aus diesen nach den Regeln der Syntax aneinandergeketteten Wörterreihen machen sollte, die einen Sinn zu haben scheinen und doch keinen haben und unsern Verstand boshafterweise im leeren Raume gespannt erhalten, ähnlich wie ein falscher Rebus oder ein Räthsel, für welches das Wort fehlt ...

En ta dentelle où n'est notoire
Taisons pour l'âtre sans histoire
Toute ombre hors d'un territoire
A la lueur exhalatoire

Mon doux évanouissement,
Tel voeu de lèvres résumant.
Se teinte itérativement
Des pétales de remuement ...

„Einer der Ihrigen, Stephan Mallarmé, hat uns indes über ihre Ziele in einem Büchelchen mit dem bescheidenen Titel Traité du Verbe aufgeklärt. Daraus erkennt man, dass sie (wie es scheint) zwei Dinge erfunden haben: das Symbol und die poetische Instrumentation.

Die Erfindung der Symboliker besteht vielleicht darin, nicht zu sagen, welche Gefühle, Gedanken oder Geisteszustände sie durch Bilder ausdrücken. Aber das ist nicht neu. Ein Symbol ist, kurz gesagt, eine langgedehnte Vergleichung, von der man nur den zweiten Theil ausdrückt, ein

[1] Vgl. LOMBROSO, *Tre tribuni*, p. 119—121.

System von zusammenhängenden Gleichnissen. Kürzer, das Symbol ist die alte „Allegorie“ unserer Vorfahren.

Hier nun die zweite Entdeckung der starren Symboliker.

Seit Homers Zeiten meint man schon gewisse Beziehungen, Zusammenhang und Verwandtschaft zwischen Tönen, Formen und Farben mit gewissen Seelenzuständen finden zu können. Man fühlte z. B. heraus, dass das gehäufte A eine Bedeutung für den Ausdruck der Frische und Friedlichkeit in dem Verse VIRGILS habe, wo es heisst: Pascitur in silva magna formosa juvenca.

Man wusste wohl, dass die Töne lebhaft oder verschwommen sein können, wie die Farben, traurig oder heiter wie die Gefühle. Aber man hielt diese Aehnlichkeiten und Beziehungen für etwas flüchtiger Natur, nicht für konstant und nothwendig, und man meinte zum mindesten, sie würden durch den Sinn der Worte bedingt, aus denen der musikalische Satz bestehe.

Man höre aber. Diesen Herren gilt das A für schwarz, das E für weiss, J für blau, O für roth, U für gelb.

Schwarz ist ihnen die Orgel, weiss die Harfe, blau die Violine, roth die Trompete, gelb die Flöte.

Die Orgel drückt das Eintönige, Zweifelhafte und die Einfalt aus, die Harfe Heiterkeit, die Violine Leidenschaft und Bitte, die Trompete Ruhm und Huldigung, die Flöte das Ungebundene und Lächeln.

Was die heutigen Symboliker nun noch vom Sinn der Worte halten, dahinter ist schwer zu kommen. Es kann indes nicht viel sein; ich wenigstens kann die Stellen, wo sie dunkel sind, nicht wohl von den Stellen unterscheiden, wo sie ganz und gar unverständlich sind.

Kurz, eine Dichtung ohne Gedanken, zumeist primitiv und spitzfindig, die keine fortlaufende Ideenreihe ausdrückt (wie es die klassische Poesie thut), noch auch die physische Welt in scharfen Umrissen wiedergiebt (wie die Poesie derer vom Parnass), sondern nur Stimmungen, aus denen wir nur Weniges herauslesen, wo die Sinnesempfindung aufs Engste mit dem

Gemüthseindruck verbunden ist und wo der Gemüthseindruck so rasch und natürlich aus der Sinnesempfindung entspringt, dass wir unsere Empfindungen nur auf's Gerathewohl, wie sie gerade kommen, aufzuzeichnen brauchen, um damit die Stimmung auszudrücken, die sie in unserer Seele erregen.

Verstehen Sie das? .. Ich auch nicht. Man muss betrunken sein, um so was zu verstehn. (LEMAITRE.)

Ich begreife bloss, dass die Poesie, die ich zu erklären versuche, nur die eines einsiedlerischen Neuropathen oder fast Irren sein kann — und dass sie sich auf den Grenzen zwischen Vernunft und Blödsinn bewegt. Gleichwohl zählen diese Mattoiden einen Mann von Geist zu den Ihrigen, — Paul Verlain. Hören wir, was LEMAITRE von ihm sagt: „Ich halte ihn für fast ganz unwissend. Sein Kopf ist auffällig, das Profil wie das des Sokrates, eine ungeheure Stirn, ein Schädel wie eine Pfanne aus Kupferblech. Er ist roh, weiss nichts von Gesetz und Sitte. Eines Tages verschwindet er. Was ist aus ihm geworden? Ich meine, man wird ihn aus der Gesellschaft ausgestossen haben; ich meine ihn hinter einem Kerkergitter zu erblicken, wie François Villon, nicht, weil er sich aus Liebe zum Bummelleben zum Genossen von Dieben und Uebelthätern gemacht hätte, sondern weil er aus falscher Empfindlichkeit sich durch einen unwillkürlichen, wie im Traum versetzten Dolchstoss, wegen einer Liebe gerächt hat, die von den Gesetzen und Sitten des modernen Occidentes nicht gebilligt wird.

Aber wenn er auch vor der Welt gesunken ist, so bleibt er doch rein. Er bereut in Einfalt, wie er gesündigt hat — mit einer katholischen Reue, aus Schrecken und Rührung, ohne Beschönigung und ohne geistigen Hochmuth; er bleibt in seiner Bekehrung wie bei seinem Fehl ein rein sensitives Wesen . . .

Vielleicht hat später eine Frau seiner sich mitleidig angenommen und er hat sich wie ein Kind leiten lassen. Er kommt wieder zum Vorschein, hält sich aber wie früher fern. Nie hat man ihn auf dem Boulevard, nie im Theater oder in einem Salon gesehen. Er steckt in irgend einem Winkel von

Paris, wo er im Hinterzimmer eines Weinhändlers seinen Schoppen Landwein trinkt. Er hält sich von uns so abseits wie ein unschuldiger Satyr im Walde. Ist er krank oder ohne Mittel, so sorgt irgend ein Arzt aus alter Bekanntschaft für sein Unterkommen im Spital; da wartet er und schreibt Verse, wunderliche und traurige Lieder umsummen ihn aus den Falten der frostigen weissen Bettvorhänge. Er ist nicht ausrangirt; er rangirt überhaupt nicht. Sein Fall ist ein besonderer und seltener. Er findet das Mittel, in einer civilisirten Gesellschaft zu leben, als ob er in der freien Natur lebte.

Der Einfluss einiger gleichzeitigen Dichter mag wohl auf ihn gewirkt haben, indes nur insofern, als sie in ihm die höchste Schmerzempfindung geweckt und blossgelegt haben. Eigentlich hat er kein Vorbild. Die Sprache macht er sich in seiner Weise zurecht, nicht wie unsere grossen Dichter es thun, weil er sie kennt, sondern wie die Kinder, weil er sie nicht kennt. Er giebt unbekümmert den Worten einen nicht üblichen Sinn.

Was man nicht erwartet, ist, dass dieser Dichter, den seine Schüler für einen vollendeten Künstler halten, zu Zeiten (wagen wir es auszusprechen) wie der Schüler einer Gewerbeschule, wie ein Militärchirurg oder ein Pharmazeut zweiter Klasse schreibt, wenn sie lyrische Anwandlungen haben.

Es ist lustig, wenn man dann sieht, dass er den fehlerlosen Künstler spielt, der seine Strophen feilt und meisselt, wenn er nichts von Inspiration wissen will und in seliger Stimmung schreibt:

Wir, die wir die Worte wie Becher meisseln und kaltblütig rührende Verse machen ... das, was uns fehlt, es ist bei Lampenlicht erworbenes und dem Schlaf abgerungenes Wissen.

Doch hat dieser ungewandte Schriftsteller wieder, ich weiss nicht woher, Verse von höchster Anmuth, von einer Zartheit, die nur ihm eigen ist und die vielleicht aus der Vereinigung dreier Dinge, von dem Schmelz der Töne, von der Reinheit des Gefühls und von dem Halbdunkel der Worte herrührt. Er spricht z, B. von einer ihm unbekannten Frau, von der er träumt, sie liebe, sie verstehe ihn ganz und sie weine mit

ihm, denn, fügt er hinzu: Ihr Name? Ich weiss nur, dass er süss und wohlklingend ist, wie die Namen der Geliebten, die das Leben in Bann that. Ihr Blick gleicht den Blicken der Statuen und ihre ferne, ruhige, ernste Stimme ist weich und biegsam wie die theuern Stimmen der nunmehr Verstummten.

Auch das Herbstlied liebe ich sehr, obgleich gewisse Ausdrücke darin, wie bleich und beklommen (blême et suffoquant) nicht recht zu dem kurz davor erwähnten „Schmachtend Verlangen (langueur) passen (?).

Herbstlied.

Der Herbstestöne	Les sanglots longs
Seufzend Gestöhne	Des violons
Verwundet mein Herz.	De l'automne
Eintöniges Bangen,	Blessent mon coeur,
Schmachtend Verlangen	D'une langueur
Machen mir Schmerz.	Monotone.
Bleich und beklommen,	Tout suffoquant
Wenn die Stunde gekommen,	Et blême, quand
Denk' ich allein	Sonne l'heure,
An der alten Tage	Je me souviens
Freuden und Plage	Des jours anciens
Und weine und wein' —	Et je pleure.
Und fort dann geschwinde	Et je m'en vais
Mit schlimmem Winde!	Au vent mauvais
Doch sterbensmatt	Qui m'emporte
Von Ort zu Ort,	De ça de là
Bald hier, bald dort,	Pareil à la
Wie ein todtes Blatt.	Fueille morte.

Die heilige Jungfrau besingt er in einem sehr schönen Gesange.

Marie nur, meine Mutter, liebe ich fortan. ...

— — — — — — — — — — — — — —

Ich war noch schwach und arg und wollte
Die Händ' und Augen still nicht halten;
Sie lehrte mich das Auge senken, Hände falten
Und auch die Worte, die ich beten sollte.

Für mein Bemühn um Kreuz und Wunden —
Wenn ich sie rufe, stärkt sie mir das Herz.

Und wie lieblich sind die Dinge, die ihm die Andacht einflösst!

So hört mein Liedchen anspruchlos,
Von Thränen, euch zu Lieb' erweicht;
Es ist so zart, wohl gar zu leicht, —
Ein Wasserschauer über Moos!

Es spricht die Stimme wohlbekannt:
In Liebe Leben nur besteht,
Und Hass und Neidgefühl vergeht,
Sobald der Tod uns übermannt.

Vernehmt dess Stimme, der erdacht
Den Spruch, den uns sein Grabstein lehrt:
Nichts ist der Seele höher werth,
Als was den Schmerz ihr linder macht.

Ich gedenke nur des Bösen, das ich gethan..

Von allen meinen Lebenswirren,
Von allem Unglück, das mich umgetrieben,
So mich wie Andr', in mannigfachem Irren,
Ist nichts als Gottes Güte mir geblieben.

Aber schon in den saturnischen Gedichten begegnet man Stücken, die wegen ihrer Wunderlichkeit schwer unterzubringen sind, die entweder von einem etwas närrischen oder von einem Dichter herrühren, der schlecht geschlafen hat, dessen Hirn noch von Traumdünsten oder von den Dünsten der genossenen Getränke benebelt ist, so dass er die äussern Gegenstände wie durch einen Schleier erblickt, und dem die Worte über Gedankenlücken zuzufliessen scheinen.

Man höre z. B. folgendes, im Original und in ungefährer, nothdürftiger Nachbildung:

La lune plaquait ses teintes de zinc
Par angles obtus;
Des bouts de fumée en forme de cinq
Sortaient drus et noirs des hauts tois pointus.

Le ciel était gris. La bise pleurait
Ainsi qu'un basson.
Au loin un matou frileux et discret
Miaulait d'étrange et grêle façon.

Moi, j'allais rêvant du divin Platon
Et de Phidias,
Et de Salamine et de Marathon,
Sous l'oeil clignotant des bleus becs de gaz.

Zinkfarben streut des Mondes Licht,
Stumpfwinklige umher;
Vom Spitzdach auf steigt schwärzlich, dicht
Der Rauch in Ballen schwer.

Griesgram der Himmel. Es weint gar laut
Der Nord im Bass.
Von fern ein frostiger Kater miaut
Sein Lied' ohn' Unterlass.

Ich ging und träumte von Phidias,
Von Plato, dem Göttersohn,
Im zwinkernden Auge das Blau des Gas,
Von Salamis, Marathon.

Und das ist alles. — Was ist es denn aber? — Ein Eindruck; ein Eindruck, den ein bei Nacht durch die Strassen von Paris bummelnder Herr gewonnen hat, der an Plato und Salamis denkt und der es drollig findet, an Salamis und Plato „angesichts der Gasflammen“ zu denken.

Was ist aber Drolliges daran? — Ich weiss es nicht.

Liebt die Vernunft und was ihr schreibet, ganz
Allein verdanke ihr nur seinen Werth und Glanz.

Man möchte beinahe sagen, P. Verlain sei der einzige Dichter, der nichts anderes als Gefühle und Sinneseindrücke ausgedrückt hat und der sie einzig und allein für seine Person wiedergiebt, was ihn der Mühe enthebt, ihren Zusammenhang nachzuweisen, den er ja kennt. Dieser Dichter hat nie danach gefragt, ob man ihn verstehe und hat niemals etwas zu beweisen getrachtet. Darum ist es fast unmöglich, eine Blumenlese, einen Auszug aus seinen Gedanken herzustellen. Man kann sie nur als einen Abklatsch seines Seelenzustandes bezeichnen, als Halb-Trunkenheit, als Sinnestäuschung, unter der die Gegenstände entstellt und einem unzusammenhängenden Traume ähnlich werden; ein Unbehagen der Seele, die im

Grauen vor dem Geheimnissvollen kindliche Klagen ausstösst, dann ein mystisches Schmachten und Süssthun, Befriedigung in der katholischen Auffassung des Universums in all' ihrer Naivetät.

In Paul Verlains Poesie findet sich etwas von unfreiwilliger und unvernünftiger Vertiefung. Er äussert fast niemals Dinge bei vollem Bewusstsein und bei ungetrübter Vernunft. Aus diesem Grunde ist sein Lied nur ihm (wenn es das ist) verständlich. Auch sein Rhythmus ist manchmal nur ihm begreiflich. Ich spreche nicht von den eingelegten weiblichen Reimen, von den Alliterationen und Assonanzen in der Mitte des Verses, die kein anderer so häufig und mit solcher Wirkung benutzt hat. Es ist vielmehr sein doppeltes Wesen. Von der einen Seite zeigt er eine sehr kunstvolle Art, eine Art von „Ars poetica“ spitzfindig und mysteriös, zu der er, meines Erachtens, erst spät gelangt ist.

Vor Allem die Musik! da zieh' ich vor
Das Ungleichmäss'ge, das Verschwommne,
Das Luftige, das Unvollkommne,
Nicht Schwierige, nicht Zierige — für's Ohr.

Nicht achtlos sei das Wort von dir gewählt!
Nichts hübscher, als wenn angesäuselt
Das Lied ist und von Grau durchkräuselt,
Und Ungenau sich mit Genau vermählt.

Denn um Nuance handelt es sich hier.
Oh die Nuance! sie giebt das Gelöthe
Von Traum mit Traum, von Horn mit Flöte.
Nichts da von Farbe! Nuance wollen wir!

De la musique avant toute chose,
Et pour cela préfère l'impair
Plus vague et plus soluble dans l'air,
Sans rien en lui qui pèse ou qui pose.

Il faut aussi que tu n'ailles point
Choisir tes mots sans quelque méprise:
Rien de plus cher que la chanson grise
Ou l'indécis au précis se joint...

Car nous voulons la nuance encore,
Pas la couleur, rien que la nuance!
Oh la nuance seule fiance
Le rêve au rêve, et la flute au cor...

Andererseits ist er ganz einfach.

Ich kam zur Stadt, ich arme Waise, —
Ein ruhig Auge mein einzig Gut, —
Sie fanden mich nicht übel,
Die Männer in der grossen Stadt.

Je suis venu, calme orphelin,
Riche de mes seuls yeux tranquilles,
Vers les hommes des grandes villes,
Ils ne m'ont pas trouvé malin.

oder:

Vor Küssen fürcht' ich mich
Wie vor Bienenstich.
Vor Weh find' ich nicht Ruh
Und mache kein Auge zu.
Vor Küssen fürcht' ich mich.

J'ai peur d'un baiser
Comme d'une abeille
Je souffre et je veille
Sans me reposer;
J'ai peur d'un baiser.

Soweit Lemaitre.

Man sieht, dass die Leute des Niederganges, in Uebereinstimmung mit unserer Diagnose, genau den litterarischen Halbirren mit dem Anschein des Neuen in ihrer alten Hohlheit entsprechen; aber auch, dass es unter ihnen wirkliche Genies giebt, die inmitten der oft vorsintfluthlichen Zerrbilder der halben Verrücktheit den neuen Ton treffen.

Alle diese Fälle zeigen uns, dass die Abstufungen, die Uebergänge zwischen Irrsinn und Geistesgesundheit keineswegs hypothetische sind, wie Livi meinte. Es steht vielmehr vollständig in Uebereinstimmung mit der ewigen Entwickelung, die wir im Reiche der Natur beobachten, einer Entwickelung, die niemals sprungweise, sondern durch allmähliche Umwandlungen und Uebergänge vor sich geht.

Man weiss ja auch, wie zahlreich die Halb-Kretins, die Halb-Rhachitischen und leider auch die Halb-Gebildeten sind!

Nun ist es natürlich, dass ähnliche Abstufungen, wie die bei der seltsamen litterarischen Narrheit, auch unter den

Formen des Verbrecherwahnsinns sich finden und dass folglich viele unter den vermeintlich schuldigen oder irren Personen nur zur Hälfte verantwortlich sind, obgleich trotzdessen es keinem menschlichen Wesen gelingt, die Grenze mit unfehlbarer Sicherheit zu ziehen.

Dabei ist die Beobachtung von Interesse, dass der Irrsinn je nach den verschiedenen Zeiten ein verschiedenes Gesicht zeigt.

Im Mittelalter, in Spanien oder auch in Mexiko würde Bosizio z. B., der als Beschützer der Vögel und als Märtyrer der Nachwelt auftritt, sich als hl. Loyola oder Torquemada gezeigt, der entschiedene Gottesleugner, sich in einen Ultra-Katholiken verwandelt haben, der auf Befehl eines grausamen Gottes Menschenopfer bringt; — wir stehen aber im Jahre 1870 und wir sind in Italien.

Dieser Fall macht es uns begreiflich, wie es möglich war, dass in entfernten Zeiten und bei wilden oder wenig civilisirten Völkern so häufig Fälle von epidemischem Wahnsinn aufeinander folgen konnten, und dass so viele geschichtliche Ereignisse aus dem Wahnsinn eines einzigen oder einiger wenigen Individuen hervorgehen konnten; Beispiele sind die Wiedertäufer, Flagellanten, die Hexen, die Revolution der Taipings. Der Wahnsinn erzeugt bei einigen Wenigen wunderliche Vorstellungen, Zerrbilder, bisweilen von riesenhafter Gestalt und wenn eine tiefe Ueberzeugung dieselben in Thaten umgesetzt hat, so schleppen sie die schwachen Massen nach. Die Massen lassen sich um so mehr verführen durch eine auffällige Bekleidung und Haltung, durch die Enthaltung von Speisen (was nur eine solche Krankheit zu stande bringt), je weniger diese Erscheinungen dem rohen Verstande begreiflich sind, der sie daher zum Gegenstande der Verehrung stempelt. Der Unwissende betet ja immer das an, was er nicht begreift.

Unserm Hallucinanten stand in der That alles zu Gebot, was die Menge in gutem Glauben erhalten konnte, die Kraft gewisser Grundsätze, die Muskelkraft, die Entbehrungen, die Uneigennützigkeit, das Selbstvertrauen.

Nur Eines fehlte ihm: Die günstigen Zeitläufte. Sonst hätte unser Italien in Bosizio seinen Mohammed gefunden.

4. Die Mattoiden in der Kunst. — Es giebt noch eine besondere Klasse, die sich den schönen Künsten gewidmet hat.

Als es sich um den Preisbewerb in Rom behufs Errichtung eines Denkmals für Victor Emanuel handelte, da kamen sie aus allen Ländern zum Vorschein. In Dossis merkwürdigem Buche finden wir nicht weniger als 39 unter 296, also 13 %, und diese Zahl würde auf 25 % anwachsen, wenn man noch 38 andere hinzuzählte, die nicht bloss mattoid, sondern geradezu dumm waren.

Der allgemeine Charakter dieser Entwürfe ist die Dummheit. Ein Vorschlag ging dahin, einen grossen viereckigen Steinkasten ohne Gesims, eine Art von Seidenraupen- oder Vogelhaus aufzustellen, das der Bewerber einen viereckigen Thurm nannte — worin die Gebeine des Königs aufbewahrt und vor dem zerstörenden Einfluss des Tiberwassers geschützt werden sollten. — T's Monument, „bestimmt, die Jahrhunderte zu überdauern“, besteht aus einer von Obelisken, von 4 Treppen und von 4 Dreiecken, jedes von 12 kleinen Pfeilern, im ganzen von 48, umgebenen Säule. Auf die Pfeiler sollten Büsten, auf die Säulchen die Statuen hervorragender Italiener kommen; 6 Statuen sollten jedoch für immer beim Tode unserer Berühmtheiten Sella, Mamiani u. s. w. gewechselt werden. In diesem Falle darf man sagen: „Es sterbe der Astrolog.“

Ein Anderer, oder vielmehr zwei Andere, bringen rings um die beabsichtigten Säulen Zimmer zur Bequemlichkeit für Personen beiderlei Geschlechts an, die das Denkmal besuchen und zwar, um ihnen die Mühe zu ersparen, zur Befriedigung eines Bedürfnisses den Ort der Erholung verlassen zu müssen und damit sie nicht Schmerzen leiden, bis sie ein ihrem Vorhaben entsprechendes Lokal auffinden.“ Die Idee ist wahrhaft geistreich und anständig! — Merkwürdig ist andererseits die Eifersucht, die Aehnlichkeit im Uebelthun, die bei ihnen Allen herrscht. Fast Alle plündern nämlich die berühmtesten Denkmäler in dem Sinne, dass sie sie abtragen wollen. — Alle ergehen sich zudem in den seltsamsten allegorischen Symbolen, Auf- und Inschriften. Einige Entwürfe sind eigentlich nichts

als umfangreiche Schriftstücke, die von Rassen, Verkuppelungen, Kabalen, kurz von allem, nur nicht von dem armen König handeln; vor allem aber ist die Rede von dem behaupteten Genie des Verfassers.

Darin erscheint nun die bei Allen vorherrschende Charaktereigenthümlichkeit, die bis zu dem Grade angewachsene Eitelkeit, wo Jeder in seinem Machwerk ein erhabenes Meisterwerk erblickt. Einer erklärt, er sei weder Ingenieur noch Baumeister, sondern lediglich von Gott dazu berufen. A. B. schickt seinen Entwurf nicht an die Kommission, weil es ein zu grossartiges Werk sei. Ein Anderer schliesst mit den Worten: „Wie gross ist der Gedanke des Künstlers!"

Fast Alle gehören dem Berufe gar nicht an, in dem sie sich für vollkommene Meister ausgeben. Dossi hat unter den Verfassern der Entwürfe Professoren der Mathematik, Schullehrer, Doktoren der Medizin, Juristen, Militärs, Buchhalter, und endlich solche gefunden, die selbst erklären, nie einen Bleistift oder einen Cirkel gehandhabt zu haben.

Mir dient aber gerade ihre höhere bürgerliche Stellung — und zwar sehr wesentlich — zur Bestätigung des Umstandes, dass es sich hier nicht, wie man vermuthen könnte, um schwachsinnige oder wirklich Geisteskranke, sondern um Männer handelt, die man, abgesehen von ihrer Kunstnarrheit, hochachtet. Solcher Art muss der Herr sein, der ein Mitglied der K. Russ. Gesellschaft für Archäologie, der hellenischen Syllaga, ferner Oberbaurath für Rumelien und für die Paläste des Sultans, Ritter u. s. w. und Commandeur ist. Soll man noch höher hinaufsteigen?

Vergleicht man diese dummen Ableger mit den Malereien, die unter dem Einfluss des Irrsinnes entstehen (ich meine nicht die der irrgewordenen Maler, bei denen, wie bei den Dichtern und Musikern, das Talent sich eher abschwächt, als dass es sich erhöht, namentlich in Beziehung auf die fehlerhafte Perspektive, und auf den Mangel an Harmonie der Töne) — welch' ein Unterschied ist da! Man findet zweifellos sehr oft bei den wirklich Irren Geschmackloses und Missverhältnisse, aber oft auch wahrhafte, grossartige Originalität neben einer eigenartigen

wilden Schönheit, die gewissermassen an die Meisterstücke mittelalterlicher Kunst und namentlich an die der Chinesen und Japaner erinnert, die ausserordentlich reich an Symbolen ist, — kurz man wird sehen, dass hier die Kunst nicht an Mangel an Genie leidet, sondern an Ueberfluss, worunter sie schliesslich selbst erstickt.

Wer sieht endlich nicht ein, dass der Irre, was Kunst betrifft, tausendmal höher steht, als der Mattoide, vielleicht eben so viel höher wie er in Beziehung auf das praktische Leben unter ihm steht, kurz, wer erkennt nicht, dass der Mattoide im Bereich der Kunst dem Schwachsinnigen, und dass ebenso der Irre dem Manne von Geist nahe steht?

Viertes Kapitel.

Politische und religiöse Irre und Mattoide.

Auf Grund vorstehender Erörterungen begreifen wir, wie so die grossen politischen und religiösen Fortschritte der Nationen von Irren oder Halbirren herbeigeführt oder wenigstens eingeleitet werden konnten.[1] — Es kommt daher, weil bei ihnen zu der Originalität, — die den Mann von Geist und die Irren kennzeichnet, namentlich wo die Krankheit zum Genie hinzutritt, — die Schwärmerei sich gesellt, die einen guten Theil Fürsorge für Andere erzeugt, so dass sie ihren eigenen Vortheil hintansetzen und sogar ihr Leben opfern, um die neue Wahrheit zu bezeugen, eine Schwärmerei, die sie oft sogar auf ein Publikum übertragen, das in der Regel jeder Neuerung abhold und sogar geneigt ist, sie mit ihrem Blute dafür büssen zu lassen.

„Bedenken wir," sagt MAUDSLEY, „wie oft sie neue Gedankenwege, die gesündern Geistern unbekannt oder unbeachtet

[1] Vgl. LOMBROSO, *Tre tribuni*, p. 1.

geblieben sind, zu entdecken und auf die Dinge ein neues Licht zu werfen geschickt sind. Man begegnet diesem Treiben sogar bei mehreren von ihnen, die weder Geist, noch auch Talent besitzen; sie schlagen bei ihrer Prüfung der Dinge unbetretene Seitenwege ein und nehmen bei ihrem Thun einen dem gewöhnlichen fernliegenden Gang an. Es ist sonderbar, mit welcher Selbständigkeit mancher unter ihnen sich ausspricht sowohl über einfache mechanische Aufgaben, als auch über Fragen und Ereignisse, die das gewöhnliche Denken mit konventioneller Ehrfurcht verschweigt. Darum sind sie in Religionssachen meist Ketzer, bisweilen reuige, weil sie leicht aus einem Extrem in das andere verfallen, oder sie entwickeln für den Glauben, in den sie sich vertieft haben, einen glühenden Eifer, unbekümmert um jedes Hinderniss, ohne Rücksicht auf den Zweifel, der sich vor den Augen ruhiger Denker erhebt."

Oft auch sind sie Reformatoren. Selbstverständlich bringen sie nichts fertig, aber sie wecken die durch die Zeitumstände vorbereiteten Dinge aus ihrem Schlummer und bringen sie in Bewegung, ebenso wie sie, zufolge ihrer Neuerungssucht und Originalität, fast immer für die neuesten Entdeckungen und Erfindungen sich begeistern und von da aus zukünftige errathen.

So schrieb Schopenhauer zu einer Zeit, wo der Pessimismus, vermischt mit Mysticismus und Emphase, anfing Mode zu werden, er beschränke sich darauf, alles das in ein philosophisches System zu bringen. Cäsar fand den Boden durch die Tribunen geebnet.

„Wenn eine neue Kultur," sagt Taine, „eine neue Kunst ans Licht bringt, so finden sich talentvolle Leute, welche den Gedanken des Publikums ausdrücken und die um einen genialen Menschen sich schaaren, der ihn verwirklicht; so de Castro, Moreto, Lopez de Vega um Calderon, so van Dyck, van Oost um Rubens.

Luther fasste die Ideen vieler seiner Zeitgenossen und Vorgänger zusammen, — man braucht nur an Savonarola zu denken.

Die Kugelgestalt der Erde war schon von St. Thomas und von Dante behauptet, desgleichen Amerika lange vor Columbus entdeckt worden.

Stechen indes die Ideen zu sehr von den herrschenden Vorstellungen der Menge ab, oder sind sie gar zu abgeschmackt, so gehen sie mit ihrem Urheber verloren oder ziehen ihn auch wohl mit ins Verderben.

Arnold von Brescia, Knutzen,[1] Campanella[2] versuchten es, sich von der Geistlichkeit loszumachen, die weltliche Macht den Päpsten zu entreissen, aber sie mussten dafür büssen und sie erloschen.

Wie der Irre mit den Ansichten der meisten Menschen im Widerspruch steht, so ergeht es anfangs auch dem Reformator, aber er wird schliesslich doch anerkannt, während der Irre allein bleibt im Geleit der Wenigen, mit denen er in Berührung kam. Vor kurzem ist in Indien durch Keshab unter den Brahminen eine neue Religion entstanden, die im Rationalismus und im modernen Skeptizismus wurzelt; offenbar ist aber Keshab mit seinem Wahn einige Jahrhunderte zu früh gekommen, da eine ähnliche Religion sogar bei uns, die wir im Wissen doch etwas weiter fortgeschritten sind, sich keineswegs siegreich behaupten würde, — ebenso hat der Buddhismus auf Indiens Boden, der von den Kasten zu sehr beherrscht wird, nicht Wurzel schlagen können, sondern er hat sich nach China und Tibet flüchten müssen.

Aber Keshab stand unter dem Einfluss eines ähnlichen Irrsinnes, wie wir ihn bei dem obenerwähnten rohen Schwammhändler gefunden haben und bei dem Herrn aus Modena noch

---

[1] Knutzen, Matthias, aus Schleswig, geb. um 1645, behauptete, es gebe weder Gott noch Hölle — Priester und Obrigkeiten seien überflüssig und gefährlich, die Ehe ein unsittliches Institut, — der Mensch höre mit dem Tode auf. — Es gebe keinen Gott als das eigene Gewissen. — Seine Anhänger nannte er deshalb „Gewissener, conscientiarii" — Alles das ist mit den wunderlichsten Aussprüchen durchmengt.

[2] Campanella, aus Turin, Dominikaner, von der spanischen Inquisition verfolgt (1610), hält eine 40stündige Tortur standhaft aus; hat Hallucinationen, — stirbt unter dem Schutz des Card. Richelieu 1633.

schildern werden. Obgleich er Rationalist ist, glaubt Keshab doch an Offenbarung und ruft — im Jahre 1879 — aus: „Ich bin der berufene Prophet!"[1]

Dasselbe gilt von der Politik. Obgleich die Staatsumwälzungen keinen Bestand haben, wenn sie nicht durch eine lange Reihe von Ereignissen vorbereitet sind, so sind es doch die geisteskranken Genies, die lange vorher, im Vorgefühl der Ereignisse, die Entwickelung beschleunigen, wenn auch die praktische Durchführung für jetzt nicht möglich ist. Sie aber stürzen sich blindlings in die Gefahr, den Insekten gleich, die von Blume zu Blume den Samenstaub tragen, für den es noch vieler Zeit und Stürme bedarf, bevor er befruchtend wirkt.

Kommt zu der unerschütterlichen, fanatischen Ueberzeugung des Irren die berechnende Verschlagenheit des Genies, so sehen wir eine Macht, die jederzeit im stande ist, die von solchen Erscheinungen betäubten und staunenden Massen in Aufruhr zu bringen; eine Macht, die sowohl den Zeitgenossen als auch den fernstehenden Denkern als etwas Seltenes und Ausserordentliches erscheint. Um diese Gewalt unwiderstehlich zu machen, bedarf es nur des Einflusses, den der Irrsinn an sich auf rohe Völker und Zeiten ausübt.

Unter den wilden und halbcivilisirten alten Völkern hat der Irre weniger eine klinische, als eine historische Bedeutung; die Massen fürchten und verehren ihn, oft sogar hat er das Szepter in Händen. — In Indien werden gewisse Irre von den Brahminen gepflegt und um Rath gefragt; zahlreiche Sekten geben das zu erkennen. Im alten Indien trugen die acht Arten der Besessenheit (Dämonomanie) die Namen der acht Hauptgottheiten. Die Jakshia-graha besitzen hohe Intelligenz, die Dewa-graha sind stark, intelligent und werden von den Braminen geliebt und zu Rathe gezogen, die Gandharva-graha dienen den Gottheiten als Sänger. Wie weit die Verehrung der Irren noch heute in Indien geht, erkennt man daraus, dass es 43 Sekten dort giebt, die in ihrem Eifer Gott zu dienen Urin trinken, oder über spitze Kiesel-

[1] Vgl. *Revue des Deux Mondes,* 1880.

steine gehen, oder jahrelang unbeweglich im Sonnenbrande stehen, oder ihrer Gottheit, die sie sich körperlich vorstellen, Gebete, Blumen, Lebensmittel — in Gedanken — darbringen.[1] Für den epidemischen Wahnsinn bei den alten Hebräern und ihren Nachbaren, den Phöniziern, von da bei den Karthagern u. s. w. haben wir die Zeugnisse in der Geschichte und in der Sprache, denn dasselbe Wort bezeichnet den Propheten, den Irren und den Bösen. — Die Bibel erzählt von David, dass er aus Furcht vor Nachstellungen seitens der Philister Wahnsinn simulirt, „seine Geberde verstellte, unter ihren Händen kollerte und sich an die Thür stiess und sein Geifer floss ihm in den Bart, und der König Achis sprach: „Habe ich der Unsinnigen zu wenige, dass ihr diesen herbrachtet?" (B. Samuel. I. Cap. 22, 13). Dieses Beispiel spricht nicht nur für die Menge von Irren, sondern auch für ihre Unverletzlichkeit, die sicherlich auf einem bei den heutigen Arabern noch herrschenden Vorurtheil beruht, weshalb denn auch in der Bibel das Wort Nevi für Prophet und Narr beständig gebraucht wird.

Saul, der schon vor seiner Krönung in unerwarteter Weise und zum Staunen aller Anwesenden prophezeit hatte — woher das zum Sprichwort gewordene: „Auch Saul unter den Propheten!" — fühlte sich als König „von einem bösen Geist des Herrn beunruhigt" (ruach elohim rana) und weissagete, (vait nava, d. h. er wurde wüthend, so dass er den Spiess nach David warf). Bei Jeremias heisst es: „Der Herr hat dich zum Priester gesetzt, dass ihr sollt Aufseher sein im Hause des Herrn über alle Wahnsinnigen und Weissager, dass du sie in Kerker und Stock legest". Jerem. 29. 26. — Im I. Buch der Könige Kap. 18, v. 19 werden 450 Propheten Baals, auch die 400 Propheten des Hains, „die vom Tisch Isebels essen" erwähnt. Im I. Buch Samuels hören wir von ganzen Haufen Propheten, die nackt umherstreifen, von anderen, die ihre Hände verstümmeln und Koth essen. Solcher Art ist noch heute der arabische Medjdub und der persische

[1] Dubois, *Description of the Caract.*, p. 360.

Devana. „Medjdubin," sagt Berbrugger, „nennt man die Leute, die auf besondere Veranlassungen in einen Zustand verfallen, der dem Zustande der Konvulsionäre von St. Medardus ganz ähnlich ist. Sie kommen häufig in Algier vor, wo man sie Haïssauh[1] oder Ammarim nennt." Der MULLAH AHMED spricht in seiner Reisebeschreibung (übers. in den *Explorations scientifiques)* von dem Medjdub Sid Abdallah, der unter den Hammis, seinen lasterhaften und diebischen Stammesgenossen, den besten Einfluss übte. „Er blieb 3—4 Tage lang wie ein Stück Holz, ass und trank nicht, betete nicht und verfiel zuletzt in einen heftigen Krampfanfall; er konnte 40 Tage lang ohne Schlaf aushalten." Weiterhin spricht er von Sid-Abd-El-Kadr, der sich und die Seinen vergessend umherirrte und diese Eigenschaft wahrscheinlich seiner Heiligkeit verdankte. Man muss DUMMOND-KAY lesen,[2] wenn man erfahren will, wie gross die Ehrfurcht ist, die man in Marokko und unter den Nomadenstämmen für die Geisteskranken hegt. Die Berber sagen, während der Körper des Irren hier auf Erden weilt, hält Gott seine Seele droben gefangen und giebt sie nicht eher wieder frei, als bis der Irre einige Worte spricht, die man wie eine Offenbarung ansieht.

Der Verfasser selbst so wie der englische Konsul war in Gefahr von einem dieser Heiligen umgebracht zu werden, die nackt und bewaffnet öfter die seltsamsten Streiche ausführen, die ihnen in den Kopf kommen — und dann wehe dem, der sich ihnen widersetzt.

In der Berberei, schreibt PANANTI,[3] befragen sich die Karawanen bei den Santons (irren Heiligen) um Rath, denen alles erlaubt ist. Einer der letzteren erwürgte Jeden, der ihren Tempel betrat; ein anderer vergewaltigte im öffentlichen Bade eine verheirathete Frau, und ihre Genossinnen wie auch der glückliche Ehemann freuten sich darüber.

---

[1] Die Haïssauh liessen sich auf der Pariser Ausstellung 1889 für Geld sehen. (Fr.)

[2] *Le Maroc et ses tribus,* Bruxelles 1834. *Trad. d. l'Angl.,* p. 31.

Voyages, 133.

Die Ottomanen[1] übertragen die Verehrung, die sie für die Derwische hegen, auf die Irren und glauben, dass diese mehr als jeder andere, mit der Gottheit in Verbindung stehe; sogar die Minister empfangen sie in ihren Wohnungen mit Achtung. Man nennt sie Eulya, Uled Eli (Kinder Gottes oder auch Gottes Irre). Uebrigens zeigen die verschiedenen Sekten der Derwische dem Wahnsinn Aehnliches. „Jedes Kloster hat eine besondere Art von Gebet oder Tanz, oder besser von Krampfbewegung. Einige bewegen den Körper nach einer Seite oder von vorn nach hinten und diese Bewegungen werden schneller je nach dem Fortgang des Gebetes. Die Bewegungen heissen Mucabeli (Erhöhung zum Preise Gottes) oder Ovres Tewhhid (Lobpreisung des alleinigen Gottes). Die Kufaï zeichnen sich unter allen Orden durch ihre übertriebene Frömmigkeit aus. Sie schlafen nicht, oder schlafen mit den Füssen in Wasser, sie fasten wochenlang. Sie beginnen den Lobgesang auf Allah damit, dass sie den linken Fuss vorsetzen und mit dem rechten Drehbewegungen machen, dann schreiten sie vorwärts mit immer lauterer Stimme und rascherm Tanze, wobei sie ihre Arme um die Schultern der anderen schlagen, bis sie erschöpft, in Schweiss gebadet, mit erloschenem Auge und bleichem Gesicht in den heiligen Krampf (Kalerk) verfallen. In diesem Zustande religiöser Raserei lassen sie sich mit glühenden Eisen brennen, haben sie aber kein Feuer zur Hand, so zerfleischen sie sich mit Säbeln und Messern.

Wenn unter den Batacki ein Mensch von einem bösen Geist besessen ist, so hält man ihn hoch in Ehren, alles, was er sagt, gilt für einen Orakelspruch und wird vollzogen.[2]

In Madagaskar sind die Irren Gegenstand allgemeiner Verehrung. Im Jahre 1863 wurden Viele von Zittern und Impulsen befallen, wobei sie Jeden, der sich ihnen nahete, schlugen, desgleichen von Sinnestäuschungen, worin sie die verstorbene Königin aus dem Grabe steigen sahen. Der König

---

[1] Beck, Schilderungen des Ottoman. Reiches, S. 177.
[2] Ida Pfeiffer, Reise, Bd. V.

befahl, man solle sie schonen und es geschah, dass Soldaten ihre Offiziere, Beamte ihre Vorgesetzten schlugen, ein Zustand, der über zwei Monate dauerte.

In China, dem Lande der Zweifelsucht, ist nur bei der einzigen Sekte, die sich durch religiösen Fanatismus hervorthut, ein ausgesprochener Zug von Wahnsinn nachzuweisen. Das sind die Schüler Taos, „die den Besessenen Glauben schenken und aus dem Munde der Geisteskranken die Zukunft zu lesen bemüht sind, in der Ueberzeugung, dass der Besessene mit seinen Worten den Gedanken des Gottes enthülle."

In Tahiti nannte man eine Art Propheten Eu-toa, d. h. von göttlichem Geiste besessen. Das Oberhaupt der Insel meinte, es sei ein böser Mensch (toatoeno).

Omar sagte, diese Propheten seien eine Narrenspezies, die während ihrer Anfälle alles vergessen und sich nachher auf nichts besinnen, was sie gethan haben.

In Schoolkrafts konfuser Sammlung, die den Titel trägt: Statistical and Historical Information of the Indian Tribes, 1854, lesen wir: „In Amerika ist die Rücksicht auf die Irren ein charakteristischer Zug der Indianerstämme des Nordens und sogar derer in Oregon, welche für die wildesten gelten. Bei den letzteren befand sich eine Frau, die alle Zeichen des Wahnsinns trug, sang und schrie, alle die kleinen Sachen, die sie besass, verschenkte und sich die Haut zerkratzte, wenn man die Annahme verweigerte. Die Indianer behandelten sie mit grosser Rücksicht. (Bd. IV. 49.)

Die Patagonen[3] haben Zauberinnen und Medizinfrauen, die während krampfartiger Zufälle phrophezeien. Auch Männer können zu Priestern gewählt werden, müssen aber weibliche Kleidung anlegen und schon als Kinder gewisse Anlagen zeigen; was das für Männer sind, erhellt daraus, dass Epileptische das Recht haben gewählt zu werden, weil sie göttlichen Geist besitzen.

---

[1] Medhurst, *China State and Prospect.*, London 1838, p. 75.

[2] Cook, Reise um die Welt, II., 19.

[3] Orbigny, *Homme Américain*, II., p. 92.

In Peru gab es neben den Priestern, Propheten, die unter schrecklichen Gliederverrenkungen weissagten und bei dem Volke in hoher Achtung standen, von der gebildeten Klasse jedoch verachtet wurden.[1]

Alle Aufstände in Algier[2] wurden von Irren und Neurotischen angestiftet, die mit Hülfe ihres eigenen Leidens und der religiösen Genossenschaften, denen sie angehören, ihrem religiösen Fanatismus die Kraft verleihen, dass man sie für von Gott begnadet und gesendet hält. — Derart waren der Mahdi Omar — und auch der Irrsinnige, der sich an die Spitze der Empörung der Taiping's in China stellte.[3]

Eine so vollständige Uebereinstimmung muss ihre Ursachen und zwar gemeinsame Ursachen haben. Meiner Ansicht nach sind es folgende:

1. Das an eine geringe Menge nicht erheblicher Empfindungen gewöhnte Volk vermag dergleichen neue und ausserordentliche Erscheinungen nicht ohne Bewunderung und Verehrung aufzunehmen. Die Bewunderung, gestehe ich zu, ist die nothwendige Folge der Reflexbewegung, die aus dem Anprall des neuen Eindruckes hervorgeht. In Peru nannte man Huacha (göttlich) sowohl den Tempel, als auch das heilige Opfer, einen hohen Thurm, einen hohen Berg, ein wildes Thier, einen Menschen mit 7 Fingern, einen glänzenden Stein u. a. m.

Das Semitische El, Gott, bedeutet zugleich gross, Licht, Neuigkeit; man braucht es für einen kräftigen Menschen, einen Baum, einen Berg oder ein Thier. Wie sollten sie nicht von dem Anblick eines der Ihrigen betroffen sein, der mit einemmale Stimme und Haltung ändert, der die wunderlichsten Gedanken zusammenwirft, da auch wir trotz unserer Wissenschaft oft in Verlegenheit sind, wie wir uns ihre Handlungsweise deuten sollen?

2. Manche jener Irrsinnigen besitzen eine ausserordentliche Muskelkraft (wie wir das bei den Indern, im Mittelalter be-

---

[1] Müller, Geschichte der Urreligion, 1853, Basel.
[2] *Revue scientifique,* 1887.
[3] Vgl. Lombroso, *Tre Tribuni,* 1887.

merkt haben und es noch täglich sehen); Kraft wird aber beim Volke verehrt.

3. Oft zeigen die Irren ferner eine ungewöhnliche Unempfindlichkeit gegen Kälte, Feuer, Wunden, Hunger, wie die arabischen Santonen und unsere Geisteskranken.

4. Manche, die in wirklichem Grössenwahn sich für Gott hielten, erklärten sich zuerst für inspirirt von göttlichem Geiste, für die Lehrer und Herrscher der Nation u. s. w., und gewannen auf diese Weise später die schon zu ihren Gunsten gestimmte öffentliche Meinung für sich.

5. Das ist ein Hauptgrund. Manche dieser Irrsinnigen müssen eine gewaltige Denk- oder wenigstens Willenskraft entwickelt haben, die den von ihnen erregten Massen um vieles überlegen war. Wenn die Leidenschaft die Kräfte und den Gedankenfluss verdoppelt, so verhundertfacht sie die Geisteskrankheit, wenigstens gewisse Formen derselben, die auf eine krankhafte Erhöhung der Leidenschaften hinauslaufen. Der Glaube an ihre Sinnestäuschungen, die kräftige Ausdrucksweise, in der sie die letztere für Wahrheit ausgeben, die übrigens die Folge ihrer innigen Ueberzeugung ist, ferner der Gegensatz ihrer niedrigen oder unbekannten Vergangenheit zur gegenwärtigen Grösse und Machtvollkommenheit geben dem Irrsinn in den Augen der Menge ein natürliches Uebergewicht über die stille Geistesgesundheit.

Lazzaretti, Briand, Loyola, Molinos, Jeanne d'Arc, die Wiedertäufer u. A. m. legen Zeugniss dafür ab. Es ist Thatsache, dass während der Predigtepidemien in den Cevennen und in neuerer Zeit in Schweden unwissende Personen, Dienstboten und sogar Kinder auftraten, die in der Begeisterung Reden voll Feuer und Ueberzeugungskraft hielten.

Ein Dienstmädchen sagte: „Könnt ihr ein Stück Holz ans Feuer legen, ohne dabei an die Hölle zu denken? Je mehr Holz, desto mehr Flamme.“ Eine andere Küchenprophetin rief: „Gott schüttet seine Flüche über diesen Wein des Zornes (Branntwein), die Trunkenbolde, die Sünder werden mit dem bestraft, womit sie gesündigt haben; in der Hölle werden Ströme des Zornweines fliessen, die sie verbrennen.“

Ein vierjähriges Kind sprach: „Wolle Gott die Sünder in den Himmel rufen zur Reue; geht nach Golgatha, da findet ihr Waffen zum Streit.“[1]

6. Oft tritt der Wahnsinn bei rohen Volksstämmen in epidemischer Form auf, so bei den wilden Negern von Juidah, bei den Abiponen, bei den Abyssiniern, Epidemien, die der Tanzwuth ähnlich sind (Tarantel, Tigretier in Abyssinien)

Auch im alten Griechenland kannte man das epidemische Auftreten von Geisteskrankheiten, z. B. bei den Abderiten infolge der Aufführung einer Tragödie; die Thyaden mit ihrem erotisch-religiösen Wahnsinn, Bacchusverehrerinnen, die in Athen und später in Rom auftauchten, die in frommer Wuth Wollust und Blutgier verbanden. Vor allem indes ist das Mittelalter reich an solchen Erscheinungen. Epidemien von Geisteserkrankungen folgten eine der anderen auf dem Fusse.

Die seltsamsten Formen des Wahnsinns verbreiteten sich im Mittelalter wie durch Ansteckung; von ganzen Dörfern wurden sie auf ganze Völker übertragen, von Kindern auf Greise, von Gläubigen auf die hartnäckigsten Zweifler. Die Dämonomanie, mehr oder weniger in Begleitung von Nymphomanie, Konvulsionen u. s. w., schuf bald die Hexen, bald die Besessenen, je nachdem sie wuchs und sich verbreitete, oder je nach dem Schrecken, den sie ihren Opfern einflösste. Sie äusserte sich in den obskönsten Sinnestäuschungen, hauptsächlich in Beziehungen zu den höllischen Geistern oder zu den sie vertretenden Thieren; ferner in furchtbarem Widerwillen gegen heilige oder für solche erachtete Dinge (wie Knochen, die man für Reliquien ausgab); endlich in ungewöhnlicher Entwickelung der Muskel- oder der Geisteskraft. Die Kranken radebrechten Sprachen, von denen sie kaum entfernt etwas wussten, oder vielmehr, es wurden in ihnen die fernliegendsten und wirresten Erinnerungen ausgelöst. Manchmal gesellten sich zur Dämonomanie erotische Extasen und theilweise Anästhesie. Oft erzeugte sich der Trieb zu beissen, Andere oder sich selbst zu

[1] Ideler, Versuch einer Theorie des Wahnsinns, Th. I. 1848, S. 235.



tödten. Nicht selten zeigte sich ein Schauder, stets aber war der feste Glaube an die Wahrheit der finsteren Sinnestäuschungen vorhanden.

Als das Prophetenwesen in den Cevennen epidemisch wurde, wurden Frauen und Kinder davon angesteckt, sie sahen in der Sonne, in den Wolken Erscheinungen und hörten Stimmen von oben. Tausende von Frauen sangen Psalmen und prophezeiten trotzdessen, dass man sie massenhaft henkte. Ganze Städte, sagt VILIANI, schienen vom Teufel besessen zu sein. Im Jahre 1374 zeigte sich die Tanzwuth in Aachen. Epileptiker und Choreakranke pflanzten das Leiden auf die übrige Menge fort, sogar schwangere Weiber und Greise wurden davon ergriffen, tanzten auf den öffentlichen Plätzen und schrien: „Here S. Johan, so so, vrisch und vrot.“ Dazu traten Visionen, in denen sie den Himmel offen sahen und die glänzende Schaar der Seligen darin erblickten. Eigenthümlich war ihr Widerwille gegen die rothe Farbe[1] und gegen die Schuhschnäbel. Sehr bald verbreitete sich die Tanzwuth nach Köln, wo 500 Individuen befallen wurden, nach Metz[2] u. s. w. — Im Jahre 1418 trat sie in Strassburg auf, von wo an sie im Abnehmen begriffen war und nur zeitweise hie und da erschien: „Die Behörden in Strassburg bestellten den Tanzenden Aufseher, die zu heiligen Orten, namentlich zu den Kapellen des heiligen Veit geleiteten, wo sie bald unter frommen Uebungen genasen. Uebrigens dauerten die Wallfahrten zu den Kapellen noch bis 1623 häufig fort.[3]

Sehr merkwürdig sind auch die im Mittelalter sich oft wiederholenden Kinderfahrten. Die erste Kindfahrt wird im Jahre 1212, nach dem Verlust des heiligen Landes erwähnt.[4] Ein Schäfersohn aus Cloes (Vendome) hielt sich für

---

[1] Im Gegensatz lieben die vom Tarantismus Befallenen Italiens das Roth bis zum Wahnsinn. Vgl. HAESER, Gesch. der Medizin, 184, S. 287.

[2] Metz zählte über 1100 Tänzer. Anm. d. Uebers.

[3] HECKER, Tanzmanie, S. 120, Berlin 1834. — Spuren davon bestehen noch heute z. B. in Echternach im Luxemburgischen. (Uebers.)

[4] Die Anregung zum Aufbruch der Kinder aus (Nord)-Deutschland wird einem gewissen Clas, Niklas, zugeschrieben, l. c.

einen Boten Gottes, der ihm in Gestalt eines Unbekannten erschienen wäre, ihm ein Brot und einen Brief für den König eingehändigt hätte. Alle Kinder der Schäfer aus der Nachbarschaft liefen ihm zu, 30 000 Menschen bewunderten ihn und hingen ihm an. Bald standen andere, 8 Jahre alte Propheten auf, die predigten, Wunder thaten und Heere von Kindern dem neuen Heiligen zuführten. Sie gingen nach Marseille, wo das Meer zurückweichen und sie trockenen Fusses nach Jerusalem gelangen würden. Nichts hinderte sie, nicht das Verbot des Königs, das der Eltern, die Entbehrungen aller Art. Als sie das Meer erreicht hatten, beluden zwei schändliche Kaufleute 7 Schiffe mit den Kindern, um sie nach dem Orient zu verkaufen.

Den ersten Anstoss zur epidemischen Verbreitung des Wahnsinnes gab die Verehrung der von dem Wahn Ergriffenen, die man als Vorbilder ansah, den Hauptgrund giebt aber die Unwissenheit und die Isolirung ab, die Genossen des Barbarenthums. Der Kulturfortschritt, die wachsende Berührung grosser Menschenmengen entfaltet dagegen das Gefühl der Individualität, denn diese wird durch Habsucht, Misstrauen, Ehrgeiz, Eifersucht, Lächerlichkeit, vor allem aber durch den beständigen Wechsel der Gefühle und damit der Ideen gestachelt, die es selten zulassen, dass grosse Massen mit verschiedener Anlage von einem Punkte aus in Bewegung gesetzt werden. Das ist der Grund, warum sogar in unserer Zeit die Epidemien von Geisteskrankheit nur unter den niedrigeren Klassen und in Gegenden sich entwickelt haben, die von den grossen Verbindungsstrassen entfernt sind, immer aber in Gebirgsgegenden, z. B. in Cornwallis, Wales, Norwegen, in der Bretagne (die Bellerinen von Josselin), in den entferntesten Kolonien Amerikas, im Thal von Morzines (Frankreich), auf dem Alpenpass von Verzegnis (vgl. Franzolini, Die Besessenen von V.); namentlich ist das der Fall, wo mit dem Einfluss der Isolirung der meteorische Einfluss Hand in Hand geht.[1]

[1] Lombroso, *Pensiero e Meteore,* p. 129, 1878.

Auf dem Berge Amiata, wo wir später Lazzaretti treffen, hauste, wie alte Chroniken berichten, ein gewisser Audibert, der in äusserstem Schmutze lebte, aber doch als Heiliger verehrt wurde. In seiner Nähe wurde Bartolomeo Brandano, ein Höriger der Mönche von Oliveto, gegen Ende des Jahres 1500 von religiösem Wahnsinn ergriffen, vielleicht aus Gram über das Elend, von dem das damals von einer spanischen Armee besetzte Land betroffen war. Er bildete sich ein, Johannes der Täufer zu sein, kleidete sich derartig, mit einem bis auf die Knie fallenden Büsserhemd, ging barfuss, ein Kruzifix in der Hand, einen Todtenschädel unter dem Arm und durchwanderte so das Land um Siena, predigte, prophezeiete, that Wunder und fand Anhänger. Er kam nach Rom und predigte auf dem Petersplatze gegen Papst und Kardinäle. P. Clemens VII. liess ihn nicht hängen, sondern schickte ihn in das Gefängniss von Tordinona, wo man damals die Irren unterzubringen pflegte, wenn sie nicht das Unglück hatten, auf der Stelle als Teufelsbesessene verbrannt zu werden. Aus dem Gefängniss entlassen, kehrte er nach Siena zurück und insultirte zu mehreren Malen den Befehlshaber der spanischen Armee Don Diego de Mendoza. Da dieser nicht recht wusste, ob er es mit einem Heiligen, einem Propheten oder mit einem Irren zu thun habe, schickte er ihn nach Talamone auf die Galeere, damit der Intendant darüber entscheide. Auch der Intendant meinte sich nicht darauf zu verstehen und sagte: Ist er ein Heiliger — Heilige kommen nicht auf die Galeere —, ist er ein Prophet — Propheten werden nicht bestraft —, ist er ein Irrer — Irre haben mit dem Gesetz nichts zu schaffen. — So wurde Brandano wieder frei, und nachdem er vor der Gemeinde der Verurtheilten gepredigt hatte, ging er mit Gott und fing seine Tollheiten, seine Prophezeiungen und Teufelsaustreibungen wieder an.

In der abgelegenen Gegend von Busca im Piemont lebten zwei Heilige, von denen der eine 20 Jahre lang auf der Galeere thätig gewesen ist, und der andere eine Genossenschaft von 300 Anhängern unter seinem Befehl gebildet hatte. Etwas weiter ab in dem kleinen Alpenland von Montenegro verbreitete

sich im vorigen Jahre der Wahn, Jesus Christus sei erschienen, und 3000 Bergbewohner fanden sich trotz des Schnees dort beisammen. In den Abruzzen, in Vezzolo, hat man einen landstreichenden Messias vor kurzem festgenommen.

Der Rückschritt, den die Geisteskräfte bei dem Ungebildeten machen, hat weniger Stufen zu überwinden als bei dem Gebildeten. Jenem wird es viel schwieriger, Illusionen von der Wirklichkeit, Hallucinationen von Wünschen, Mögliches von Uebernatürlichem zu unterscheiden und zügellose Leidenschaften zu bändigen.

Die Predigtkrankheit in Schweden, entstanden in Smaland, 1841, wurde die Mägdekrankheit genannt, weil vorzugsweise Dienstmädchen, Hysterische und Kinder davon befallen wurden. (S. IDELER, Versuch u. Theorie des relig. Wahnsinns, Th. 1, S. 239.)

Die Epidemie von (Konvulsionen in der Methodistenkapelle zu) Redruth breitete sich vorzugsweise unter Personen von geringster Intelligenz aus (whose intellect is of the very lower class), während in den letzten Jahren das Vorurtheil für Magnetismus und das noch dümmere des Tischrückens unter den Gebildeteren sich Eingang verschafft hat. Gleichwohl hat hier der Wahn die Grenzen des Irrthums nicht weit überschritten, und nur einzelne sporadische Fälle sind ihm zum Opfer verfallen.

Es ist nicht lange her, dass die Neger von Haïti gewisse mit Tuch bekleidete Bäume für Heiligenbilder hielten; die Nubier sehen Felsblöcke für ihre Gottheiten an. Das Unbedeutendste verursacht dem rohen Menschen Schrecken; vom Schrecken zum Aberglauben ist aber nur ein Schritt. Der Aberglaube, der stets am meisten zur Entwickelung des Wahnsinns beigetragen hat, verschwindet vor der Logik und vor dem spöttischen Lächeln in der civilisirten Welt.

Es steht fest, sagt SONDÉN bei IDELER, dass in der Epidemie von Stockholm die Krankheit in denjenigen Ortschaften, wo sie aufgetreten ist, die Gemüther schon lange vorher durch Predigten und Bussübungen aufgeregt waren und die Zahl der Geisteskranken daselbst bedeutend zugenommen hat (IDELER, l. c. S. 225).

Damit erklärt sich sowohl der Einfluss der alten wie der neuen Propheten, als auch einer ungeheuern Gewalt, von dem wir so viele Spuren in der Geschichte der Völker finden.

Viele unglückliche, von Grössenwahn befallene Personen haben für Propheten gegolten und ihre Sinnestäuschungen für Offenbarungen. Dadurch ist die grosse Menge von Sekten entstanden, die die Religions- und Befreiungskämpfe hervorriefen und verbitterten im Mittelalter, wie in der Neuzeit.

Picard z. B. bildet sich ein, er sei Gottes Sohn, auf die Erde gesendet, ein neuer Adam, um das Naturgesetz wieder herzustellen, wonach der Mensch nackt gehe und die Weiber gemeinsam sein müssen. Man glaubt ihm, man macht es ihm nach und die Sekte der Adamiten entsteht, die zwar von den Hussiten im Jahre 1347 vernichtet wird, aber unter dem Namen der Turlupiner sich wieder erhebt, die nackt die Wälder durchschweifen und öffentlich beiwohnen; die Kälte zwingt sie, sich zu bedecken, die Genitalien aber bleiben entblösst.

Die Wiedertäufer in Münster, Appenzell und Polen glauben Engel und feurige Drachen zu sehen, die im Himmel miteinander kämpfen.

Sie glauben zu hören, dass sie ihre Brüder, ihre liebsten Kinder umbringen oder monatelang der Nahrung sich enthalten, dass sie feindliche Heere durch ihren Hauch oder Blick lähmen sollen. Aus ähnlichen Zuständen gingen, wie Calmeil nachgewiesen hat, später die Sekten der Calvinisten, der Jansenisten hervor, um die so vieles Blut vergossen wurde. So entstanden die Zauberer und Besessenen.

Ueberblickt man bei De Lepierre, bei Philomneste und bei Adelung die Uebersichten der irren Litteraten, der Illuminaten, so möchte man zugleich lachen und weinen über die menschliche Thorheit, wenn man sieht, wie viele unter diesen Kranken so zahlreiche Anhänger hatten. Denken wir z. B. an Kleinow, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts behauptete, er sei der König von Zion, während seine sämtlichen Anhänger die Kinder zu sein glaubten. Joachim von Kalabrien versicherte, die christliche Aera höre mit dem Jahre 1200 auf,

wo ein neuer Messias mit einem neuen Evangelium erscheinen werde. Swedenborg glaubte tagelang mit den Geistern der verschiedenen Planeten gesprochen, die Bewohner des Jupiter, halb auf den Händen, halb auf den Füssen gehen gesehen zu haben; die Bewohner des Mars sprächen mit den Augen, die des Mondes mit dem Bauche. Gleichwohl hat er Gläubige gefunden und giebt es deren noch.[1]

Irving, der Stifter einer besonderen Sekte (1792), behauptete, durch göttliche Inspiration die Gabe der Rede in unbekannten Zungen erhalten zu haben. J. Humphrey oder Noyes aus den Vereinigten Staaten von Amerika glaubt, die Gabe der Prophezeiung zu besitzen. Seine Sekte, die Perfektionisten, jetzt in Oneyda, verwerfen die Ehe und das Eigenthum, erkennen auch sonst die weltlichen Gesetze nicht an und halten die unbedeutendsten Geschehnisse als von Gott inspirirt.

Frau Julie v. Krüdener, die zu Anfang des Jahrhunderts ihre Rolle als Prophetin der Monarchen spielte und mächtigen Einfluss gewann, war hysterisch und so erotisch, dass sie öffentlich vor einem Sänger das Knie beugte. In ihrem Glaubenseifer hielt sie sich für berufen, die Menschheit zu erlösen und entwickelte eine glühende Beredsamkeit. In Basel brachte sie durch ihre Predigten von der Ankunft eines neuen Messias die ganze Stadt in Aufruhr, 20 000 Pilger strömten auf ihren Ruf herbei. Der Senat geräth in Schrecken und weist sie aus; sie eilt nach Baden, wo 4000 Personen sie auf dem Marktplatze erwarten, um ihr Hände und Füsse zu küssen, eine Frau bietet ihr 10 000 Gulden behufs Gründung einer Kirche an, sie vertheilt das Geld unter die Armen, deren Reich gekommen sei. Aus Baden verwiesen, kehrt sie nach der Schweiz zurück, wohin ihr die Menge folgt. Die Polizei stellt ihr nach, sie flüchtet von den Städten in die Dörfer unter dem Beifall und dem Segen der Menge. Sie hört die Engel sagen, was sie thun und schreiben soll.

[1] Vgl. Swedenborg von De Beaumont-Vassy, 1842, Matter, *Em. de Swedenborg, sa vie*, 1863.

Napoleon, der sie verachtet, ist ihr der schwarze Engel, Alexander von Russland der weisse Engel; auf ihn gewinnt sie einen solchen Einfluss, dass man glaubt, sie habe den Gedanken von der heiligen Allianz ihm eingeflösst.[1]

Loyola wird verwundet, verfällt auf religiöse Dinge und, erschrocken über die Wittenberger Bewegung, fasst er den grossen Gedanken zur Stiftung der unheilvollen Gesellschaft Jesu. Die heilige Jungfrau unterstützt persönlich sein Vorhaben, er hört vom Himmel her die ermuthigenden Stimmen.

Der Stifter der Quäker, sagt Macaulay, war vielleicht im Kopfe zu verschroben, als dass man ihm volle Freiheit hätte lassen dürfen und gleichwohl nicht krank genug, um ihn in ein Irrenhaus einzusperren.[2] Da die Trennung der Sprachen von Babel herrühre, so durften die Priester sich keiner bedienen. Wenn man vom März spreche, so sei das eine Anbetung des Mars, von Montag eine solche des Mondes; man dürfe nicht Guten Tag oder Guten Abend sagen, weil das voraussetze, es gäbe schlechte Tage und Abende; ein Christ dürfe bei der Begrüssung den Hut nicht abnehmen, denn Shadrah und Abedrugo seien mit dem Hut bedeckt in den Ofen geworfen worden. Die einfachsten Worte der Schrift fasste er buchstäblich auf. Aus dem Worte der Bibel, man müsse Beleidigungen friedlich ertragen, schloss er, man dürfe auch die Seeräuber nicht bekämpfen. Wenn er in Erregung war, so überfiel ihn ein Zittern des ganzen Körpers. Er drang mit Gewalt in die Kirchen ein und beschimpfte die Prediger. Mit Lederhosen bekleidet, rannte er durch die Strassen Londons und schrie: Wehe über die blutdürstige Stadt! In hohlen Bäumen versteckt, hört er Stimmen, die ihm enthüllen, dass alle Christen, ob rechtgläubig oder nicht, Kinder Gottes seien. Niemand traut seinen Worten, da hört er eine Stimme ihm zurufen: „Jesus Christus versteht dich!“

Während 14 Tage befindet er sich in einem lethargischen Zustande, wobei sein Körper todt zu sein scheint, sein Geist

[1] Mayor, *Madame de Krüdener*, Turin 1884.
[2] *Règne de Guillaume* III., vol. II.

aber fortarbeitet. Diese Erscheinung wiederholt sich bei seinen Anhängern, lauter ehrlichen Leuten, die aber Visionen haben und prophezeien. Es folgen ihm indes auch bedeutende Männer, wie Penn, die für ihn schwärmen, was, wie er sagt, leicht begreiflich ist, weil, wenn es sich um Gott handelt, Grosse und Niedrige sich die Hand reichen. In theologischen Dingen ist der Abstand zwischen Aristoteles und einem Kinde nicht so gross wie zwischen Archimedes und einem Wilden; man begegnet da Leuten, die zuvor Gottesleugner waren und am Ende eine Oblate anbeteten.

Franz von Assisi, der Sohn einer frommen Frau,[1] erhielt seine erste Erziehung von Priestern und sollte sich dem Handel widmen, — trieb in Gemeinschaft mit seinen jungen Altersgenossen allerlei ausgelassene Streiche und trat nicht wie der Sohn eines allerdings reichen Kaufmannes, sondern wie der eines Fürsten auf und erwarb sich damit bei den Bewohnern von Assisi den Namen Flos juvenum; seine Kameraden sahen ihn wie ihren Gebieter an. Bisweilen, wenn er von einem heitern Gastmahl kam und die Anderen singend vorausgingen, schritt er, quasi dominus, mit einem Stock, wie mit einem Szepter hinter ihnen her. Im Singen kam ihm Keiner gleich; seine Stimme war angenehm, klar und klangreich. Auch im Waffenhandwerk wusste er Bescheid. Bei einem Scharmützel zwischen den Einwohnern von Perugia und Assisi wurde er gefangen und tröstete seine Mitgefangenen durch Wort und Haltung, dass sie ruhig aushalten sollten. Seine von Natur liebenswürdige Seele zeigte sich in seinem Aeussern, in seinem vornehmen Wesen und seiner Freigebigkeit.

In seinem 24. Lebensjahre wurde er durch eine schwere Krankheit ans Bett gefesselt. Als er sich zu bessern anfing, ging er auf einen Stab gestützt ins Freie, um sich der lachenden Umgebung von Assisi zu erfreuen; aber „die Schönheit der Felder und die Anmuth des Thales entzückte ihn nicht mehr wie früher.“ Von diesem Tage an wurde er traurig und nach-

---

[1] Bonghi, Leben des heiligen Franz von Assisi, 1885.

denklich. Er trennte sich oft von seinen Freunden, verbarg sich in einer Höhle und brachte viele Stunden mit Grübeln zu. Um die innere Angst zu beschwichtigen, betete er fleissig und so eifrig, dass er eines Tages Christus am Kreuze vor sich zu sehen glaubte. „Er fühlte das Leiden Christi ihm durch die Eingeweide bis zum Mark der Knochen dringen, so dass er nicht mehr daran denken konnte, ohne den tiefsten Schmerz zu empfinden.“ Man sah ihn damals durch die Felder schweifen, das Gesicht in Thränen gebadet, und wenn ihn Jemand fragte, was ihm fehle, so erwiderte er: „Ich weine um das Leiden meines Herrn Jesu!“ Die Freunde riethen ihm, eine Frau zu wählen. „Ja, ich denke, „sagte er dann, „an die edelste, reichste, an die schönste, die man je gesehen hat.“ Wer war die Dame seines Herzens? — Man erfuhr es, als er an Stelle seiner bisherigen standesgemässen Tracht einen Bettlermantel um die Schultern warf und sein erzürnter Vater, der ihn nicht davon abbringen konnte, ihn zu allgemeiner Betrübniss unter Kuratel stellte. „In den Augen Vieler galt er für dumm und unsinnig, wurde verachtet und fortgejagt, mit Schmach von seinen Eltern und von Fremden behandelt, aber er ging, als wenn er taub und stumm sei und trug Schimpf und Schande geduldig.“

Gleichwohl war Franz von Assisi gross und originell, nicht etwa wegen seiner Enthaltsamkeit, Kasteiung, wegen des Betens und der Verzückungen und Visionen, die er wie andere Asketen hatte, sondern darum, weil er etwas besass, ohne es zu wissen, was dem asketischen Wesen widerspricht, das ist die Humanität im Glanz ihrer liebenswürdigsten Eigenschaften. Der Asket hasst, verurtheilt, flieht die Natur, das Leben, alle menschlichen Gefühle, um sich in einsames Grübein zu versenken. Franz predigt mit Worten und Werken die Liebe zur Natur, Eintracht und Anhänglichkeit der Menschen aneinander und zur Arbeit. Der Asket nennt alles, was es Schönes im Weltall giebt, Teufelswerk, Franz erkennt darin das gerade Gegentheil, er nennt es das Werk Gottes, den er dafür preist und ihm dankt. Es war eine Art von leidenschaftlicher Liebe, von Pantheismus, der ihm sein

Canticum Solis eingab, wo alle belebte und unbelebte Kreatur in einem Bruderkuss verschmilzt, wo die schöne strahlende Sonne, der Mond und die prächtigen Sterne, Wind, Wolken, der heitere Himmel, das nützliche, bescheidene, keusche und köstliche Wasser, die mütterliche Erde, die uns trägt und nährt und mit ihr der Mensch, bis dahin gewohnt zu missachten, ja zu hassen, was ihn von dem selbstsüchtigen Denken an sein jenseitiges Schicksal abziehen könnte — sämtlich herbeigerufen werden, dem guten Herrn lobzusingen und ihn zu preisen dafür, dass er die Welt so reich, so vielseitig schön und der Liebe so werth geschaffen hat.

Wenn man an diese kühne und tiefe Veränderung denkt, so lächelt man nicht mehr über das Canticum. Man wird auch darum nicht lächeln, weil es der erste Versuch der Italiener war, in der Sprache des Volkes religiöse Gefühle auszudrücken.

Damit ein solcher Gesang der liebevollen Seele Franziscos entsteige, mussten die Keime der allgemeinen Menschenliebe, die sie nährte, zu voller Entwickelung gekommen sein, musste er selbst, aus sich heraus, den alten Schrecken, welcher, dem verbreiteten Aberglauben nach, Wald und Berg, Wasser und Luft mit feindlichen Gespenstern bevölkerte, vollständig bezwungen haben, um auch die Menschen zu gegenseitiger Liebe anzuleiten. Zu jeder Zeit, wo „alles, was eine Mauer und ein Graben umschloss" — (Dante) — sich einander auffrass, musste man infolge der natürlichen Uebertreibung nicht nur dahin kommen, die Sonne Bruder, den Mond Schwester, sondern auch den Wolf Bruder zu nennen.

Nachdem Franzisco sein Canticum verfasst hatte, war er so befriedigt davon, dass er eine musikalische Melodie dazu ersann, die er seine Schüler lehrte, von denen er einige auswählte, die hinaus in die Welt gehen sollten, das Lob Gottes zu singen und dafür von den Zuhörern nichts weiter zu verlangen, als Busse; sie selbst sollten Gottes Spieler, joculatores Domini, sich nennen. Auf diese Weise gab er den ersten kräftigen Anstoss zur religiösen Dichtung in der Volkssprache.

Luther[1] schrieb seine Körperschmerzen und seine Träume den Listen des Teufels zu; alle Beschreibungen, die er selbst davon gegeben hat, sprechen jedoch für nervöse Erscheinungen. Er litt z. B. oft „an unbezwinglicher Angst, die, seiner Meinung nach, ihren Grund im Zorn eines strengen Gottes hatte." Im Alter von 27 Jahren litt er an Schwindel, Kopfweh, Ohrensausen, aber auch noch im Alter von 32, 38, 40 52 Jahren, besonders auf Reisen (Gehörsschwindel). Im Alter von 38 Jahren hatte er eine richtige Hallucination, vermuthlich infolge der Einsamkeit." 1525 schrieb er: „Als ich in meinem Pathmos in meiner Kammer mich befand, zu der nur zwei Pagen Zutritt hatten, die mir die Speisen zutrugen, hörte ich eines Abends, da ich im Bett lag, wie die Nüsse im Sack rumorten und von selbst um mein Lager umher und gegen die Zimmerdecke flogen. Kaum war ich entschlafen, da hörte ich wieder ein grosses Lärmen. Ich stand auf und rief: Es tu und empfahl mich in Christi Schutz...

Als er in der Kirche zu Wittenberg den Brief an die Römer erklärte und an die Stelle kam, wo es heisst, der Gerechte lebt im wahren Glauben, wurde er von den Worten so ergriffen, dass er sie zu verschiedenen Malen vor seinen Ohren erklingen hörte. Aehnliches Klingen vernahm er bei seinem Aufenthalte in Rom im Augenblick, als er die Treppe zu St. Peter hinaufstieg. „Oftmals," schreibt er, „bin ich mitternachts aufgewacht und habe mit Satan über die Messe u. s. w. gestritten." Man bemerke, dass er bei der Aufzählung der vielen Gründe, die der Teufel gegen die Messe vorbringt, dieselben benutzt, um den Gebrauch zu bekämpfen.

Savonarola. — Das zutreffendste Beispiel liefert uns Savonarola. Schon in früher Jugend hielt er sich, infolge einer Vision, für berufen durch Christus, das verderbte Land zum Bessern zu führen. Während der Unterhaltung mit einer Nonne glaubte er plötzlich den Himmel offen, die Schäden der Kirche vor sich zu sehen und eine Stimme zu hören, die ihm befahl dem Volke das Unheil zu verkünden.

[1] Archiv für Psychiatrie, 1881.

Die Gesichte aus der Apokalypse und aus dem A. T. enthüllten sich vor seinen Augen. Im Jahre 1491 wollte er nicht mehr in der Predigt von Politik sprechen. „Ich wachte die ganze Nacht am Sonnabend, gegen Morgen hörte ich, während ich betete, eine Stimme mir zurufen: Thor, siehst du denn nicht, dass Gott will, du sollst den eingeschlagenen Weg weiter verfolgen. 1492 während der Adventspredigt erblickt er in der Vision einen Degen, über dem die Worte geschrieben stehen: Gladius Domini super terram. Plötzlich wendet sich das Schwert gegen die Erde, der Himmel verfinstert sich und aus den Wolken fallen Schwerter, Blitze, Feuer, die Erde verfällt dem Hunger, der Pest. Schon damals verkündet er die Pest, die später eintraf.

In einer anderen Vision ist Savonarola der Gesandte des Heilandes, er macht eine lange Reise ins Paradies, unterhält sich dort mit vielen Heiligen, mit der Jungfrau und beschreibt den Thron der letzteren mit allen Einzelheiten an kostbaren Steinen u. dgl. m.[1] — Die Scene ist eine ähnliche, wie sie bei Lazzaretti vorkommt.

Er sann beständig über seine Träume und Visionen nach und bemühte sich, den Unterschied herauszufinden zwischen denen, die von Engeln, und denen, die von Geistern herrührten. Doch ist er fast niemals darüber in Zweifel. In einem seiner Gespräche erklärt er: „Sich für einen Propheten ausgeben, um Andere zu überzeugen, ist dasselbe wie Gott als Lügner hinstellen.“ — Aber, wirft er selbst ein, kannst du dich denn nicht irren? Nein, antwortet er, ich flehe zu Gott, ich folge seinen Schritten, es ist nicht möglich, dass Gott mich täuscht. (*De veritate prophetica*, 1497.)

Gleichwohl hat er, wie dergleichen Widersprüche vorkommen, kurz zuvor geschrieben: „Ich bin weder selbst ein Prophet, noch der Sohn eines Propheten; eure Sünden sind es, die mich mit Gewalt zum Propheten machen.“ Dann auch: „Sein Licht hat nichts mit der Gnade zu thun“ — und auf einer anderen Seite, nicht weit davon, heisst es, beides ist ein und dasselbe.

[1] Villari, *Vie de Savonarole*, p. 11 und 304.

Villari bemerkt mit Recht, es sei das eine eigenthümliche Charakterschwäche, dass derselbe Mensch, der in Florenz die beste Staatsform eingerichtet hatte, der ein ganzes Volk beherrschte, der in der ganzen Welt durch seine Beredsamkeit und als einer der grössten Philosophen bekannt war, darauf stolz sein konnte, dass er Stimmen in der Luft hörte und das Schwert des Herrn erblickte.

Aber gerade das Kindische dieser Visionen verräth auch, dass er das Opfer von Hallucinationen gewesen ist, noch mehr die Nutzlosigkeit und die daraus oft entspringende Gefahr. Wozu diente es, dass er Abhandlungen über die Visionen schrieb, mit seiner Mutter davon sprach, auf den Rand seiner Bücher darüber Anmerkungen machte, als um die Menge zu täuschen? Diese Dinge, die seine Anhänger gern verhehlt hätten, Dinge, die der gewöhnlichste Verstand nicht veröffentlicht haben würde, machte er immer und immer wieder bekannt. Die Wahrheit ist, dass Savonarola, wie er selbst oft äusserte, sein Inneres von einem Feuer verzehrt fühlte, das ihn zum Sprechen trieb. In der Gewalt der Extase und des Wahnes, unter der er stand, vermochte er seine Zuhörer in dem Grade zu begeistern, dass es uns unerklärlich erscheint, wie der Text seiner Predigten dazu geeignet gewesen ist.

Wir verstehen nun leichter, dass Savonarola — wie später Lazzaretti — im stande war, seinen religiösen Wahnsinn nicht allein in der Form einer Epidemie auf die Menge zu verpflanzen, sondern auch, dass wirklich Irre daraus hervorgingen, die, zum Theil unwissend und ungelehrt, aber durch die Krankheit exaltirt, als Prediger und Schriftsteller auftraten.

So Domenico Cecchi,[1] der die Riforma santa schrieb und darin vorschlug, den grossen Rath von den niederen Geschäften zu entlasten, die geistlichen Güter zu besteuern, eine einheitliche Steuer, eine Miliz zu errichten und gleichzeitig die Mitgift junger Mädchen festzustellen. In der Vorrede dazu schreibt er: „Ich habe mich auf höhere Eingebung entschlossen, dieses Werk zu schreiben, ein anderes zu schreiben

[1] Villari, pag. 406.

ist mir unmöglich. Tag und Nacht, scheint mir, haben dazu beigetragen, dass ich wunderbare Dinge mittheilen konnte, aber es ist geschehen, dass ich selbst darüber verwundert bin."

Ein Schneider aus Florenz, ein gewisser Giovanni, machte in ähnlicher krankhafter Begeisterung Terzette, in denen er den zukünftigen Ruhm der Stadt pries; seine Verse sind derer Lazzarettis würdig; eine seiner Prophezeiungen ist folgender Art: „Doch muss Pisani fallen — tief in den Schmutz, die Füsse gefesselt — er, der so vieler Uebel Ursache ist."

Wenn man uns fragt, ob in unsern Asylen ähnliche Typen, wie die eben beschriebenen vorkommen, so müssen wir antworten, dass fast in keiner Irrenanstalt Italiens nicht einer oder der andere derartiger Irren sich zeigt.

Cola di Rienzi. — Im Jahre 1330 herrschte in Rom die wildeste Unordnung. „Jeder Tag," schreibt der Geschichtsschreiber ZEFFIRINO RE, „brachte Kämpfe; eine Regierung gab es nicht; Jungfrauen wurden beschimpft, kleine Mädchen vergewaltigt. Die Frauen wurden sogar aus dem Bett des Ehemanns entführt, die Arbeiter wurden auf dem Wege zur Arbeit an den Thoren Roms zu Gefangenen gemacht, die Pilger ermordet." „Der Friede," schreibt PETRARCA,[1] „ist aus dieser Gegend verbannt, um welches Verbrechens willen, weiss ich nicht, oder, weil es der Himmel so will.

Der Hirt fürchtet im Walde die Räuber mehr als die Wölfe, der Arbeiter trägt einen Panzer. Wo man geht und steht, trägt man Waffen. Kein Friede, kein menschliches Empfinden, nichts als Krieg, Hass. Alles, was geschieht, gleicht dem Werk böser Geister."

Die Denkmäler dienten dem Adel als Festungen gegen das von ihm tyrannisirte, ohnmächtige Volk; die Tyrannei war um so mächtiger, da der Adel auf dem Gebiete sass, welches der Papst für sich in Anspruch nahm. Daher kam es, dass das Volk sich nicht einmal durch Strassenaufstände vom Adel befreien konnte.

Die allgemeinen, politischen Zustände waren später den

[1] PETRARCA, *Rerum famil.*, II., Ep. 9, 1335.

Volksbewegungen günstig. König Robert, der Beschützer der Barone, war gestorben. Todi (1337), Genua mit Adorno (1367), Florenz (1343) hatten ein demokratisches Regiment bei sich eingeführt, das der schrecklichen Bewegung der Wollenweber (1378) voraufging. Durch ganz Europa ging ein Beben im Volke, sogar in dem monarchisch-feudalen Staate Frankreich machte es sich fühlbar. Ein bedeutender Geist, Stephan Marcel, hielt die Sache eine Zeitlang in Paris in der Hand, aber sie fiel bald, da sie nicht reif war und nicht im richtigen Verhältniss, ich will nicht sagen zu den Beweggründen, sondern zu den Kräften des armen, geknechteten Landvolkes und der neu entstandenen, aber halbgefesselten Gemeinden stand.[1]

So war die Lage, als Cola, der Sohn eines Gastwirthes und einer Wäscherin oder Wasserträgerin, im Jahre 1313 im Tiberquartier geboren, aus dem Stande eines halben Bauern zum Notar und Alterthumsforscher sich aufgeschwungen hatte und als junger Mensch seinen Bruder durch die elende Bande, die das Heft der römischen Regierung oder vielmehr der Anarchie in Händen hatte, ermorden sah.

Da wurde er, der schon beim Studium der alten Schriften und der beredten Denkmäler Roms über das gegenwärtige Elend Thränen vergossen hatte, von einem unwiderstehlichen Drange ergriffen, in Thaten umzusetzen, was er aus den Büchern gelernt hatte. Als Notar warf er sich zum Beschützer der Witwen und Waisen auf und nahm den merkwürdigen Titel Konsul an, den auch zur selben Zeit die Tischler, die Wollenarbeiter u. a. m. führten.

Im Jahre 1343 hatte das Volk bei einem der damals häufigen Aufstände versucht, den Senat abzusetzen und die Regierung der Dreizehn unter päpstlichem Schutze einzusetzen. Bei dieser Gelegenheit wurde Cola als Sprecher des Volkes nach Avignon geschickt und dort schilderte er die traurigen Zustände Roms in lebendiger Weise. Seine hinreissende Beredsamkeit bewog die kühlen Prälaten, ihm die Ernennung

---

[1] Perrens, E. Marcel 1880. -- *Démocratie en France dans le moyen-âge*, Paris 1875.

zum Notar der Stadtkammer (1344) zu bewilligen. Kaum war er wieder in Rom, als er dieses Amt mit übertriebenem Eifer versah und sich nun nicht mehr Konsul der Witwen, sondern Römischer Konsul nennen liess. Er unterliess nicht, es den Andern zuvorzuthun an Höflichkeit, an Strenge in seiner Amtsführung und hielt lange Reden gegen Die, die er die Hunde vom Kapitol nannte.

Eines Tages rief er in voller Versammlung, in fanatischer Erregung den Baronen zu: „Ihr seid schlechte Bürger, ihr saugt dem Volke das Blut aus." Ein Kämmerer des Hauses Colonna versetzte ihm darauf eine gewaltige Ohrfeige. Da mässigte er sich und gab ruhig ein Bild des glorreichen alten Roms und seines gegenwärtigen Elendes zum besten; er schilderte die Mörder, die Ehebrecher und Uebelthäter unter dem Bilde von Affen und Katzen, die ungerechten Richter als Füchse, die Senatoren und Edlen als Wölfe und Bären.

Ein anderes Mal stellte er die berühmte Vespasianische Tafel aus und lud das Volk und die Nobili zu einer dramatischen Vorstellung ein. In seinem altväterischen Mantel mit weisser Kapuze und einem weissen Hute und einer Menge Kronen versehen, von denen eine von einem kurzen silbernen Schwerte durchbohrt war, trat er auf. Niemand verstand diese wunderlichen Symbole, die schon auf Geisteskrankheit hinweisen (denn es ist für die Monomanen charakteristisch, wie wir schon gesehen haben, dass sie der Leidenschaft des Symbolisirens die Deutlichkeit der Sachen, die sie zeigen wollen, opfern).

In diesem Aufzuge, der einigermaassen zu dem Senatsdekret passte, welches Vespasian das Recht der Gesetzgebung nach seinem Belieben verlieh, das Recht die Gärten Roms und Italiens zu mehren oder zu mindern, Könige ein- und abzusetzen — zeigte Cola, in welchem traurigen Zustande sie sich befänden. „Bedenket, das Jubiläum kommt heran und ihr habt weder Lebensmittel, noch Vorräthe; macht ein Ende mit euren Zwisten u. s. w."

Gleichzeitig hielt er aber noch andere Reden, die mindestens bizarr waren. „Ich weiss, dass man mir aus meinen Reden ein Verbrechen macht und das aus Neid; aber Gott

sei Dank giebt es drei Dinge, die meine Feinde verzehren, d. i. die Wollust, der Neid und das Feuer."[1]

Die zwei letzten Worte wurden rauschend beklatscht, ich muss gestehen, ich weiss nicht warum, besonders das letzte, wenn nicht darum, weil auch das Publikum nicht verstand, wie das so häufig bei Rednern geschieht, wo ein schallender, hohler Ton den Gedanken ersetzt — und doch den Beifall der Menge davon trägt.

Thatsache ist, dass Cola bei der vornehmen Welt für einen der damals sehr beliebten Narren zur Belustigung der Gesellschaft galt.[2] Die Patrizier, besonders die Colonnas rissen sich um ihn, und er sprach zu ihnen von der Herrlichkeit seines künftigen Regimentes. „Wenn ich König und Kaiser sein werde, so erkläre ich euch Allen den Krieg, den Einen lasse ich henken, dem andern den Kopf abschlagen." Er schonte keinen von ihnen und nannte jeden einzeln mit Namen, schleuderte ihnen Schmähungen ins Gesicht und fuhr dann fort von der Republik und von sich zu sprechen, der sie herstellen wolle.

Beiläufig sei bemerkt, dass man, insbesondere Petrarca, davon gesprochen hat, Rienzi habe Wahnsinn simulirt, wie ehedem Brutus. Sieht man jedoch, wie er bei seinen Fortschritten auf der politischen Bahn immer mehr Pomp, Luxus in der Tracht und in den fremdartigen Symbolen entwickelt und darin noch weiter geht, da er auf der Höhe seiner Macht steht, so kann man nicht daran zweifeln, dass er wirklich irre war.

Er fuhr fort, neue symbolische Gemälde auszustellen. Eins derselben trug die Inschrift: Die Zeit der Gerechtigkeit naht. — Warte einen Augenblick. — Dieses Gemälde stellte eine Taube dar, die einem kleinen Vogel einen

[1] Man hat für fuoco Feuer, juoco Spiel lesen wollen, aber auch das passt nicht, weil das damalige Patriziat an ganz anderen Lastern, als an Spiel und Neid zu Grunde ging.

[2] Sogar noch nach dem ersten Plebiscit sagte Stephan Colonna, der ihm Opposition machte: „Wenn dieser Narr mich rasend macht, so lasse ich ihn vom Kapitol hinabstürzen."

Myrthenkranz hinhält. Die Taube bedeutete den heiligen Geist (eine seiner Lieblings-Wahnvorstellungen), der kleine Vogel ihn selbst, der Rom mit Ruhm krönen sollte.

Am ersten Fasttage 1347 befestigte er am St. Georgsthor ein anderes mit den Worten: Bald werden die Römer in gutem Zustande sein!"

Da die Barone, die ihn für einen Narren hielten, ihn nicht fürchteten, so konnte er unter der Hand konspiriren oder vielmehr die öffentliche Meinung in Gährung bringen, indem er nach und nach die Leute, die ihm passend schienen, bei Seite nahm und sie zur Zusammenkunft auf den Aventin für Ende April berief, an welchem Tage der Magistrat nicht zu Hause war.

Colas Genie. — Bei dieser Zusammenkunft, übrigens der einzigen, die bis dahin insgeheim stattgefunden hatte, besprach man die Mittel, wie man zum guten Zustande gelangen könne. Rienzi sprach wie Menschen sprechen, die von einer Sache überzeugt sind, besonders wenn die Sache selbst die Seele des Hörers erfüllt. Er schildert die Zwiste der Grossen, die Erniedrigung der Kleinen, er spricht von Bewaffneten, die umherrennen, von Frauen, die aus den Betten gerissen, von Pilgern, die an den Thoren ermordet werden, von Priestern, die in Orgien versumpft sind. Kraft und Klugheit sind nicht zu finden bei Denen, die die Macht in Händen haben. Von den Patriziern sei alles zu fürchten, nichts zu erhoffen.

Wo waren sie während der Unruhen? Sie waren fern von Rom und pflegten der Ruhe auf ihren Landsitzen, während in den Städten alles zu Grunde ging. — Da nun die Leute aus dem Volke zögerten, zum Theil weil ihnen die Gelder abgingen, so hielt er ihnen vor, sie würden sie in den Abgaben an die Apostolische Kammer finden, 10 000 Gulden allein in der Salzsteuer, 100 000 in dem focatico — Zahlen, die SISMONDI für vollständig falsch hält. — Dann gab er zu verstehen, dass er im Einverständniss mit dem Papst handle (was nicht wahr war) und dass er aus diesem Grunde auf dessen Einkünfte die Hand legen dürfe.

Den 18. Mai 1347, wo Colonna abwesend war, liess Cola unter Trompetenschall in den Strassen bekannt machen, Alle sollten sich während der nächsten Nacht in der Engelskirche einfinden, um über den guten Zustand zu berathen.

Eine Verschwörung unter Trompetenruf, wie bei uns im Jahre 1848, dazumal aber ein seltsames Ding! Den 19ten erschien Rienzi bewaffnet, in Begleitung von 100 Bewaffneten und mit dem Vertreter des Papstes, zugleich mit drei von den seltsamsten Symbolen bedeckten Fahnen, von denen das eine die Freiheit, eins die Gerechtigkeit und ein anderes den Frieden u. s. w. bedeutete.

Unter den Maassnahmen, die er in diesen improvisirten Komitien aufstellte, befinden sich einige, die für unsere Zeit recht angemessen sein würden, z. B.

1. Die Prozesse müssen binnen vierzehn Tagen abgefertigt sein.

2. Die apostolische Kammer muss die Witwen und Waisen erhalten.

3. Jedes Viertel in Rom soll einen öffentlichen Kornboden haben.

4. Wenn ein Römer im Dienst des Vaterlandes fällt, so erhalten seine Erben 100 Lire, wenn es ein Fussgänger, 100 Gulden, wenn es ein Reiter war.

5. Städte und Festungen sollen mit römischen Landeskindern besetzt werden.

6. Den Ankläger, der seine Anklage nicht begründen kann, trifft diejenige Strafe, die den Verklagten betroffen haben würde.

7. Die Häuser der Verurtheilten sollen nicht mehr zerstört werden, wie es bis dahin in allen Gemeinden geschah, sondern den Gemeinden zufallen.

Cola erhielt von diesem Volksparlament die Herrschaft der Stadt übertragen; als Gehülfen nahm er den unschuldigen päpstlichen Vikar an, sich gab er den Titel Tribun und er that wirklich Wunder, er stellte Frieden her, wo bis dahin ein Chaos herrschte; die stolzen Barone und sogar der rebellische

mächtige Präfekt von Vico beugten sich vor ihm. Gegen Alle, gegen die Grossen wie gegen die Leute aus dem Volke, übte er strenge Gerechtigkeit. Auf seinen Befehl wurden als Uebertreter der Gesetze gehenkt Orsini, Savelli, Gaetani und sogar Priester, z. B. der Mönch von Anastasio, der mehrerer Morde überführt worden war.

Mit Hülfe eines Tribunals, des Friedens-Tribunals, brachte er 1800 Bürger, die bis dahin sich todtfeind gewesen waren, zur Versöhnung. Er schaffte den servilen Ausdruck „Don" ab, oder versuchte ihn wenigstens abzuschaffen, denn das Don ist noch heute im Süden in Gebrauch. Er verbot das Würfelspiel, das Konkubinat, die Fälschung von Lebensmitteln und gewann dadurch die Herzen des Volkes. Er errichtete eine Bürgermiliz, eine wahrhafte Nationalgarde!

Alle Wappenschilder wurden von den Palästen, von den Bannern und Wagen der Adligen abgenommen, denn es wurde in Rom keine andere Herrschaft geduldet, als die des Papstes und die Rienzis.

Er legte wieder eine Abgabe von 1 Carlin und 4 Denare auf jede Feuerstätte in den Städten und Flecken des Römischen Kreises, und sogar die Gemeinden von Toskana, die doch Einspruch erheben konnten, weigerten sich nicht. Es waren nicht ausreichend Einnehmer vorhanden. Alle Gouverneure mit Ausnahme von zwei unterwarfen sich. Endlich führte er auch noch ein Friedensgericht mit Sühneverfahren, sogar für Kriminalfälle ein.

Er that noch mehr. Er versuchte, woran nicht einmal Dante gedacht hatte, ein einiges Italien herzustellen, das weder Guelfisch noch Ghibellinisch sein sollte, mit der römischen Gemeinde an der Spitze und mit einer Nationalversammlung, wie sein Zeitgenosse Marcel in Paris es versucht hatte. Darin sollten nur 35 Gemeinden vertreten sein.[1]

Schliesslich führte er noch die kühnste und bewundernswertheste That aus; er begab sich nach Avignon an den päpst-

---

[1] Papencordt, *Cola di Rienzi*, 1844. — Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom, Bd. VI., S. 267.

lichen Hof, gegen den er in Worten und Werken so stark gesündigt hatte, und wusste sich Verzeihung auszuwirken bei Denen, die nie verzeihen, bei den Priestern, und zwar bei den Priestern jenes rohen und unversöhnlichen Jahrhunderts, die ihn zurückgehen und allerdings nur auf kurze Zeit und in untergeordneter Stellung auf einem Posten liessen, der für sie der bedrohlichste war.

Irrsinn. — Alle diese Wunder hielten indes leider nur kurze Zeit vor. Er, der in politischer Beziehung Anschauungen hegte, die nicht nur weit über die seiner Zeitgenossen hinausgingen, sondern auch über viele der Neuzeit, er, der bezüglich des Einheitgedankens über Mazzini und Cavour stand, er war doch nichts weiter als ein Wahnsinniger. Grossartig in seinen Entwürfen war er, nach dem Urtheil seiner Geschichtsschreiber, Re und Papencordt, unentschlossen und unfähig in praktischen Dingen. Das zeigte sich z. B., als er seinen grössten Feind, den Präfekten von Vico, aus den Händen liess und dessen Sohn als Geisel zurückbehielt und als er seinen unerwarteten Sieg über die Barone nicht ausnutzte. Immer unschlüssig, wenn es sich nicht um Theorien handelte, glaubte er in allem im Sinne des hl. Geistes zu verfahren, mit dem er seine Unternehmungen begonnen hatte.[1]

Er wurde in seinem Wahn mehr und mehr durch den Umstand bestärkt, dass zu jener Zeit der ketzerische Glaube an die Wiedergeburt der Welt durch den hl. Geist entstand und besonders durch den kleinlichen Umstand, dass eine Taube herabflog, als er dem Volke seine allegorischen Bilder zeigte. Dieser Taube schrieb er den glücklichen Anfang seiner Unternehmung und der prophetischen Inspiration den Sieg über Colonna und den Präfekten zu.[2]

Bei den wichtigsten Geschäften glaubte er in seinem Innern, im Traume, die Stimme Gottes zu vernehmen, mit dem er über alles Rath hielt.

Vom Gedanken der Inspiration getragen, erliess er auch

---

[1] Papencordt, l. c.
[2] Leben, I., 32, I., 17.

Religionsvorschriften, z. B. das Gebot, einmal des Jahres zu beichten, bei Verlust eines Drittels vom Vermögen.

Widersprüche. — Er gerieth nun auch in die den Irren eigenthümlichen Widersprüche mit sich selbst. Sehr gottesfürchtig zwar, steht er doch nicht an, mit Jesus Christus sich zu vergleichen, weil er im Alter von 33 Jahren (also in demselben, wo Christus zum Himmel auffuhr) einen Sieg gewonnen hat. Nach seinen Niederlagen vergleicht er sich immer noch mit Christus auf Grund des bei den Irren sehr beliebten Spieles mit Zahlen. Er war nämlich 33 Monate nach der Majella verbannt gewesen, hatte, in einer wilden Einsiedelei, mitten unter Hallucinanten gelebt, die ihm prophezeiten, es werde ihm Genugthuung und sogar die Herrschaft der Welt gegeben werden. — Es ist der Grössenwahn, der diese Widersprüche grossentheils erklärt. Er glaubte in sich alle die Vorzüge eines Erlösers für Italien zu vereinen, dessen Aufgabe keine geringere sei, als die Wiederaufrichtung des Kaiserreiches und die Eroberung der Welt.

Als er dem Tode nahe zu sein glaubte, im Prager Gefängnisse, hielt er sich für das Opfer teuflischer Umtriebe und fügte sich in den göttlichen Willen. „Ich küsse die Riegel meines Kerkers, schreibt er, wie eine Gabe Gottes."

In Rom erhob er sich eines Tages von seinem Thron, schritt auf seine Getreuen los und sprach mit lauter Stimme: „Wir befehlen dem Papst Klemens, vor unserem Tribunal zu erscheinen, er und das Kardinalskollegium soll in Rom wohnen. Wir laden vor uns die Beiden, die den Titel Römischer Kaiser sich anmaassen, Karl von Böhmen und Ludwig von Bayern. Wir befehlen allen Kurfürsten Deutschlands, uns den Grund mitzutheilen, warum sie sich das unveräusserliche Recht des Römischen Volkes angemaasst haben, welches von alters her der rechtmässige Herrscher über das Reich ist." Darauf zog er sein Schwert, schwang es dreimal nach allen Himmelsrichtungen und wiederholte dreimal: „Alles das ist mein!"

Der ganze Vorgang beruhte darauf, dass er ein Bad in den Thermen Konstantins, zum Verdruss seiner Anhänger, genommen hatte und nun glaubte, Konstantins Macht geerbt zu haben.

Der päpstliche Legat, der gewissermaassen der einzige war, der Rienzis Wunderlichkeiten hätte beschönigen können, protestirte gegen dieses Betragen, so weit ihm seine geringe Macht es gestattete.

Uebrigens war das bei Rienzi nicht etwa eine vorübergehende Verirrung. Wir besitzen noch das diplomatische Aktenstück, das nach dieser theatralischen Vorstellung den Kaisern mitgetheilt werden sollte. Hier einige Stellen daraus.[1]

„Auf Grund der Herrlichkeit und Gnade Gottes, des hl. Geistes und des Römischen Volkes sagen und erklären wir, dass das Römische Reich, Wahlrecht, Gerichtsbarkeit und Monarchie des hl. Röm. Reiches zu Recht der Stadt Rom und dem ganzen Italien gehören, aus vielen guten Gründen, die wir seiner Zeit und seines Ortes darlegen werden und nachdem wir den Herzögen, Königen u. s. w. den Befehl eingehändigt haben, zwischen heute und dem Pfingstfeste vor uns in St. Lateran zu erscheinen mit ihren Ansprüchen und Forderungen, widrigenfalls nach Ablauf der bestimmten Zeit gegen sie verfahren werden wird nach den Vorschriften des Rechtes und nach der Eingebung des hl. Geistes."

Als ob damit noch nicht alles gesagt wäre, fügt er hinzu: „Ausser dem, was wir bis dahin gesagt im allgemeinen und im besonderen, laden wir die durchlauchtigen Fürsten Ludwig, Herzog von Bayern, und Karl, Herzog von Böhmen, persönlich, die sich Kaiser nennen und Kurfürsten des Reiches; dazu den Herzog von Sachsen, den Markgrafen von Brandenburg u. s. w., dass sie erscheinen am obengenannten Ort vor uns in Person und vor der anderen Obrigkeit, widrigenfalls wir gegen sie in contumaciam verfahren u. s. w."

Das war zu viel. Der Hass zwischen den Colonna und Orsini ruhte für einen Augenblick, sie verbündeten sich, Rienzi zu bekämpfen. Einer ihrer Banditen wurde bei dem Versuch ihn zu ermorden, ergriffen und bekannte auf der Folter, von den Baronen angestiftet worden zu sein. Von diesem Augenblicke an wurde Rienzi zum Tyrannen.

---

[1] Oxemio, *De actis pontific.*, tom. 2 und 3.

Unter verschiedenen Vorwänden lud er kurz darauf seine hauptsächlichsten Feinde, darunter mehrere Orsini und drei Colonna zu sich, sie kamen in der Ueberzeugung, er lade sie zu einer Berathung oder zu einem Feste, wie letzteres wirklich den Schein hatte, wobei er sie aber festnehmen liess. Unschuldige und Schuldige empfanden dieselbe Furcht.

Auf das Läuten der grossen Glocke drängte das Volk herzu, die Barone wurden einer Verschwörung gegen das Leben des Tribunen angeklagt und weder eine Hand noch eine Stimme erhob sich zur Vertheidigung der Adelshäupter in dieser grossen Gefahr.

Diese verbrachten die Nacht getrennt voneinander, und Stephan Colonna schlug öfter gegen die Thür seines Gefängnisses und flehte, man solle ihn von solcher schmachvollen Sklaverei befreien. Die Ankunft eines Beichtvaters und der Ton der Todtenglocke belehrte ihn, was sie zu erwarten hatten.

Der grosse Saal im Kapitol, wo sie abgeurtheilt werden sollten, war weiss und roth ausgeschlagen, wie gewöhnlich bei Blutgerichten. Alles schien zur Verurtheilung bereit, als der Tribun, entweder weil er eingeschüchtert war oder aus Mitleid, in einer langen Rede an das Volk zu ihren Gunsten sprach, sie freisprechen liess und ihnen sogar Aemter gab (Befehlshaberstellen in der Armee), was zu einer furchtbaren Waffe gegen ihn werden sollte. Das waren Dinge, die in solchen Zeiten nicht angebracht waren. Petrarca sogar fand, dass er zu mild verfahren sei, und das gemeine Volk sprach sich über Rienzis Thorheit zwar in weniger korrekter aber in desto derberer Weise aus mit den Worten: „Emette il flato poi ritira le natiche“ (etwa: „Er spannt den Hahn und schiesst nicht los“).

So gross, sagt der Anonymus, war seine „Tollheit“, dass er sie sich aufs neue gegen ihn befestigen liess. Er schickte ihnen einen Boten, vor ihm zu erscheinen, den verwundeten sie; er lud sie nochmals und liess zwei von ihnen mit abgeschlagenen Köpfen malen. Sie nahmen ihm Nepi weg; er nahm keine andere Rache, als dass er zwei Hunde, die sie vorstellen sollten, ertränken liess. Darauf kehrte er nach Rom

zurück, hüllte sich in den Kaisermantel und liess sich zum drittenmal krönen. Schlimmer als alles war aber, dass er den päpstlichen Legaten Bertrand[1] fortschickte und sich den letzten Rettungsanker entzog, den er gerade jetzt am nöthigsten brauchte.

Ausser der wunderlichen Weihe zum Ritter des heiligen Geistes, nachdem er das Bad im Becken Konstantins genommen hatte (was nach den Begriffen jener Zeit noch entschuldbar war, man ihm aber wegen der Profanation sehr verübelte, besonders seitens der Frommen), beging er den grossen politischen Fehler, auf Grund jener Ceremonie das römische Volk für den Inhaber des Richteramtes über das Weltall zu erklären.

Rom sei das Haupt der Welt, das Kaiserreich und die Kaiserwahl sei Sache der Stadt, des römischen Volkes, Italiens, was soviel war, als Papst und Kaiser befehden. Später, am 15. August — in seiner Neigung für Symbole, nach Art der Monomanen — wollte er sich mit sechs Diademen aus verschiedenen Pflanzen krönen lassen, aus Epheu, weil er die Religion liebte, aus Myrthe, um die Wissenschaft zu ehren, aus Sellerie, um die Fische abzuwehren; dazu führte er (Gott weiss warum) die Mitra der Troerkönige (!!) und eine silberne Krone (!!!).

Gregorovius meint, alles zeige, dass er die Absicht gehabt habe, sich zum Kaiser krönen zu lassen.

Wie die Römischen Kaiser nach ihrer Krönung Edikte zu erlassen pflegten, so erliess auch Rienzi poetische Verfügungen, worin er allen Bewohnern Italiens das römische Bürgerrecht ertheilte.

Albert Argentaro sagt ferner,[2] Rienzi habe dem Papst Klemens gedroht, er würde einen anderen Papst wählen, wenn er nicht nach Rom zurückkehre. Auch Villani sagt, er habe ganz Italien umgestalten und Rom, wie im Alterthum, dienstbar machen wollen. Wie thöricht dieser Gedanke war, lässt sich daraus schliessen, dass seine heilige Schaar, die er für durchaus treu hielt, nur auf 1600 Mann und sein Heer

---

[1] Muratori, *Cronaca Estense*, XVIII., p. 409.
[2] Chronik. S. 140.

allerhöchstens auf 12000 Mann sich belief, Reiter und Fussgänger zusammen.

Nach dem Siege über die Edelleute, der nicht seine Schuld war, verbot er, der früher so grossmüthig gewesen war, den Witwen ihre Todten zu beweinen. Anstatt seinen Sieg zu verfolgen, that er gleich darauf den nutzlosen und unwürdigen Schritt, der übrigens den Ausschlag zu seinem Verderben gab, dass er seine Freiwilligen mit den Worten aufrief: „Folget, ich will euch doppelten Frieden schaffen.“ Damit liess er die Trompete blasen und ritt mit seinem Sohn Lorenzo zur Seite an den Ort, wo Colonna getödtet worden war, besprengte jenen mit dem Blute der Geopferten und sagte: „Von dieser Stunde an sollst du Siegesritter heissen.“ Dann verlangte er, jeder Hauptmann solle ihm den Ritterschlag geben und beschloss die traurige und zugleich närrische Ceremonie mit einer Anrede. „Erinnert euch, dass das, was ich in dieser Stunde that, uns allein an euch bindet und dass ihr uns angehört.“

Diese Handlungen und Worte erschienen den heiligen Rittern, wie er sie nannte, schon in dieser wilden Zeit so roh und unsinnig, dass sie nicht mehr für ihn streiten wollten. Seit dieser Zeit zeigte sich einerseits sein Wahnsinn ganz deutlich, andererseits die Verachtung, die ihm von allen anständigen Leuten zu theil wurde, wie auch Petrarca in einem allgemein bekannten Briefe sich sehr derb gegen ihn äusserte.[1]

Man versteht nun wohl, warum Rienzi so sehr auf pomphafte Titel hielt seit seinen ersten Waffenthaten. Erst nahm er sich der Witwen an und liess sich ihren Konsul nennen, schrieb auch seitdem nur mit einer silbernen Feder. Kaum war der Konsul der Witwen von Avignon zurückgekehrt, so wurde er römischer Konsul, was ein ganz anderes Ding ist; er hielt Reden in einer mit Kronen verzierten Mütze, und da ihm das Volk zujauchzte, so liess er sich anfangs Tribun, dann Tribunus Clemens et Severus nennen, unbekümmert um den Widerspruch in den beiden Worten, nur um an

---

[1] Siehe oben.

Severinus Boëtius zu erinnern, dessen Wappen er auch annahm; nicht lange darauf, in Anspielung auf seine Ernennung im August, liess er sich sogar Tribunus Augustus nennen.[1]

Wir begreifen nun auch, wie er, der Macht beraubt und flüchtig, seine Zuflucht zu dem prosaischen Kaiser Karl IV. nehmen konnte, eingewiegt von seinen Träumen, die er für Wirklichkeit hielt.

In Rom war nach seinem ersten Sturze die alte Unordnung wieder eingerissen, was vielleicht den Papst mitbestimmte, Nachsicht gegen ihn zu üben. Vergebens hatte sich ein anderer, unbekannt gebliebener Tribun bemüht, der Unordnung zu steuern. Rienzi erging es nicht besser, als er wieder erschien ohne das frühere Ansehen und ohne die jugendliche Kühnheit, die im Verein mit der Gluth des Irrsinnes die Kräfte des armen Skribenten verhundertfacht hatte; das Volk selbst warf ihn nieder. Denn der Naturkraft der Dinge gegenüber sind die Menschen ohnmächtig, gleichviel ob sie Irre mit Geist oder vollkommene Genies sind. — Auch Stephan Marcel unterlag in Paris, obgleich er über weit grössere Kräfte verfügte und im Bunde mit dem Landvolk (Jacquerie) war.

Blödsinn. — Rienzi konnte sogar nicht mehr die Wunderkraft eines irren Geistes entfalten, denn er war in wirklichen Blödsinn verfallen. Der nüchterne, mässige Mann, für den man ihn während der ersten Zeit seiner Herrschaft halten konnte, er, der kaum Musse für seine Mahlzeiten fand, war in das Gegentheil umgeschlagen, feierte fortwährend Orgien und trank wie ein richtiger Dipsomane. Letzteren Umstand entschuldigte er als die Folge eines Zaubertrankes, den man ihm im Gefängniss eingeflösst habe, während wir glauben, dass es die fortgeschrittene Krankheit so mit sich brachte. Denn wir finden diese Erscheinung schon in den ersten Monaten seines ersten Tribunates. Ueberdies bringen langsame Gifte wohl Tabes, aber nicht Fettleibigkeit hervor.

„Er speiste und trank ohne Ordnung zu jeder Tagesstunde, mischte griechischen dunkeln unter hellen italischen

---

[1] Gregorovius, VI., 294.

Wein; er trank Most; er trank zu viel.[1] Ausserdem war er ausserordentlich fett geworden, er hatte das Aussehen eines Mönches, das Gesicht war rund, glänzend roth, wie das eines asiatischen Abtes, der Bart lang. Er hatte helle Augen und wurde über und über roth und seine Augen entzündeten sich plötzlich," sagt der Anonymus.

Wie es bei Menschen geschieht, die auf dem Wege zum Blödsinn sind, so wurde auch er beleibt, seine Augen waren oft blutrot, sein Gesicht bekam einen brutalen Ausdruck. Das Denkvermögen wurde schlaff, seine Laune mürrisch. Unbeständigkeit, Unruhe und das wunderliche Wesen, das früher Bewunderung beim Volke erregt hatte, schadeten ihm jetzt sehr. Seine Vertrauten sagten, seine Stimmung wie sein Gesicht nehme jeden Augenblick einen anderen Ausdruck an, nicht eine Viertelstunde lang beharre er bei einem Vorsatz. Kaum hatte er die Belagerung von Palestrina angefangen, da brach er sie schon ab; er ernannte einen bewährten Kommandanten, gleich setzte er ihn wieder ab.

In den ersten Zeiten, da er Steuern auf Wein und Salz legen musste, liess er selbst von seinem Luxus ab und wurde scheinbar mässiger; von seinen anderen schlimmen Neigungen ging er aber nicht ab. Auf die Grossmuth, die er in der ersten Periode von Zeit zu Zeit zeigte, folgte eine kalte Selbstsucht, eine Einbusse an sittlichem Gefühl, die sogar in diesen grausamen Zeiten Abscheu erregte, als er z. B. Monreale enthaupten liess, um eine von ihm geborgte Summe Geldes nicht zurückzahlen zu müssen. So wurde Pandolfo Pandolfuccio, sein Freund und ein in ganz Rom als Muster der Rechtschaffenheit verehrter Mann, ohne allen Grund und nur aus Eifersucht auf den Ruhm des Mannes, auf seinen Befehl enthauptet. So opferte er die besten Männer und beraubte sie ihrer Güter. Bald furchtsam, bald wild, schritt er von einer Maasslosigkeit zur anderen.

Man sah ihn fast in einem und demselben Augenblicke lachen und weinen, und zwar ohne triftigen Grund,

[1] Anonymus, V. 192.

auf seine Aeusserungen von Freude folgten Seufzer und Thränen.

Er hatte indes schon früher Beweise von Schwachsinn gegeben. Wir brauchen bloss an die oben erzählte Begebenheit mit den Baronen zu erinnern, die er festnimmt, in ihre Burgen entlässt, sie dann durch einen Boten vorfordert, den sie niederstossen, und deren Bilder er mit dem Kopf nach unten, die Beine nach oben im Kapitol aufhängt, während sie eine ihm abgenommene Stadt (Nepi) anzünden. Darauf zieht er gegen sie (Rinaldo und Giovanni) und lässt, nach einigen Plünderungen und Verwüstungen, die allerdings die Farbe der Zeit tragen, zwei Hunde, die jene Beiden vorstellen, ersäufen.

Sein Briefwechsel. — Am deutlichsteu giebt sich sein Genie, aber noch mehr sein Wahnsinn, in seinen Briefen kund.

Cola di Rienzis Briefe sind mit grosser Vorliebe gesucht und aufgenommen worden, „als kämen sie von den Antipoden oder aus dem Mond“ (schreibt Petrarca wiederholt). Man besitzt vier Korrespondenzen [1] von ihm: in Mantua, in Turin (22 enggeschriebene Seiten), in Paris, in Florenz (Autographen).

Schon diese Briefe würden genügen, um Rienzis Geistesstörung festzustellen. Es befindet sich wirklich nicht ein einziger darunter, der nicht den Stempel krankhafter Eitelkeit trägt oder die kleinen Wortspiele und Wiederholungen nicht enthält, an denen die Irren eine besondere Freude haben. Vor allem kommt ihre grosse Menge in Betracht, zu einer Zeit, wo man so wenig schrieb.

Als man nach seiner Flucht das Kapitol plünderte, fiel vor allem der Haufe von entworfenen und noch nicht beförderten Briefen auf, die man in Rienzis Kabinet vorfand. Es ist auch bekannt, dass die vielen bei ihm beschäftigten Schreiber nicht genug waren und dass sie unter seinen Diktaten ermü-

---

[1] Im Druck öfter erschienen: Papencordt, *Cola di Rienzi*, Hamburg 1847. — Gaye, *Corteggio inedito d'artisti*, Firenze 1839. — Hoxemio, *Gesta Pontificum Tungritium*. Leodii 1822. — Hobhouse, *History illustrated of Child Harold*, 1818. — De Sade, *Mémoires de Petrarque*, III.

deten. Ebenso weiss man, dass er Couriere auf Couriere nicht bloss an die befreundeten Republiken, sondern auch an Potentaten schickte, die sich nicht um ihn kümmerten oder die ihn verachteten. Der König von Frankreich antwortete ihm, um sich über ihn lustig zu machen, durch einen Bogenschützen, das ist etwa das, was heute ein Polizeidiener ist. Die Herren von Ferrara, von Padua, von Mantua schickten ihm seine Briefe zurück. Dazu sein Stil, die weitschweifige Art, die vielen Postskripte, die meist länger als der Text waren, die sonderbare Unterzeichnung voll prahlender Titel, wie solche bei orientalischen und afrikanischen Fürsten gebräuchlich sind.

Dabei haben diese Briefe einen eigenthümlichen Duft, eine Lebendigkeit des Ausdruckes, der die Klassizität als Muster dient, ein überschäumendes Selbstvertrauen, welches anfänglich Glauben an die vielen Lügen, von denen sie wimmeln, erweckt. Wie es scheint, hat er schliesslich selbst an seine Lügen geglaubt, wie das bei gewissen Irren und unverschämten Lügnern nicht selten der Fall ist.

Was mir besonders auffällt, das ist das beständige Spiel mit Gleichklängen oder, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, Calembours, was für die grösste Leichtfertigkeit im allgemeinen spricht und jedenfalls nicht zu den Bräuchen der damaligen Diplomatie gehörte. Dabei wollen wir von den vielen Schnitzern in seinem Latein und von der Ueberladung mit Worten absehen, die er mit Rinaldo Orsini, dem päpstlichen Notar, gemein hat, auch von der wenig diplomatischen Rücksichtslosigkeit, in welcher sein krankhafter Charakter sich enthüllt, namentlich bei einem Staatsmann damaliger Zeit, wo das Schweigen noch mehr wie in unserer Zeit Gold und, wegen des Mangels an allgemeiner Bildung, nothwendig war.

Welcher sinnige Mensch würde sogar mitten im Mittelalter an den Papst einen Brief geschrieben haben, wie der ist, den er am 5. August 1347 an Papst Klemens VI. gerichtet hat, worin es heisst: „Nachdem die Gnade des heiligen Geistes die Republik unter meiner Führung befreit hat und meine Wenigkeit in den ersten Tagen des August an die Spitze ge-

stellt worden ist, soll man mir den Titel und den Namen Augustus geben, welchen diese Unterschrift trägt.

Gegeben am 5. August.

Niedrige Kreatur.

Jünger des heiligen Geistes, Nicolaus Severus et Clemens, Befreier der Stadt, Eiferer für Italien, Freund der Welt, der die Füsse der Glücklichen küsst.“

Nach dieser langen Unterschrift folgen nun noch drei andere Seiten, worin ernstlichere Gründe als die voranstehenden zur Erklärung des Calembours „August“ vorgebracht werden.

Ein weiteres Dokument, aus welchem seine Narrheit erhellt, ist der Brief, den er in der Trunkenheit des Sieges über die Barone schrieb. Wir wollen uns nicht bei seiner komischen Vertraulichkeit aufhalten, mit der er von Gott schreibt, er habe diese für die Feder gebildeten Finger für den Krieg umgeschaffen, obgleich er im Grunde nichts vom Kriege verstand. Bemerkenswerth ist aber, dass er unter den schwersten Anklagen gegen die Colonna besonders die von letzteren veranlasste Plünderung der Kirche hervorhebt, wo er seine goldene Krone niedergelegt hat. Noch seltsamer ist sein Anspruch auf Prophetenthum, den er an die Pfaffen richtet, die in betreff derartiger Albernheiten, wie Alle, die ein Geschäft damit treiben, ungläubig sind.

„Wir dürfen nicht unterlassen, euch zu sagen, dass uns zwei Tage vor diesen Begebenheiten P. Bonifacius erschienen ist und uns den Sieg über die Tyrannen verkündet hat. Wir haben vor versammeltem Parlamente und in Gegenwart gesamter Römer darüber berichtet und sind in die Peterskirche zum Altar des Bonifacius geschritten, dem wir einen Kelch und einen Schleier weihten.

Das Gesicht hat sich, Gott sei Dank! bewahrheitet, mit Hülfe des heiligen Martin, seinem Tribun (dabei vergisst er, dass er zwei Seiten vorher in demselben Briefe seine Siege den Heiligen Laurentius und Stephanus zugeschrieben hatte).

Da die Verräther die Pilger beraubt hatten, nahm der Heilige an seinem Festtage Rache an ihnen durch die Hand

eines Tribunen, drei Tage nachher, am Tage des heiligen Columban, der die Taube (columba) auf unserem Banner verherrlichte.“ Man merke auf die Wortspiele Columba und Columban, Tribun und drei Tage. —

Nun folgen, wie bei allen Monomanen, die ihm geläufigen Postskripte.

„Gegeben im Kapitol am Tage des Sieges, den 3. November, auf den Tag, da sechs Tyrannen vom Hause Colonna umkamen, und wo nur der unglückliche Stephan Colonna übrig blieb, der halbtodt ist. Er ist der siebente. So hat der Himmel die Zahl der getödteten Colonna der der Kronen unserer Krönung gleich gemacht,[1] gleich auch den Zweigen des fruchtbaren Baumes, der an die sieben Gaben des heiligen Geistes erinnert.“

Gedanke und Worte sind vollständig wahnsinnig, mit denen er Gott für den Untergang einer Heldenfamilie verantwortlich macht, um eines elenden Wortspieles willen, nachdem er wenige Zeilen zuvor mit trügerischer Heuchelei, die übrigens durch die That Lügen gestraft wurde, geschrieben hatte:

„Unserem Charakter getreu wollten wir nicht die Strenge des Schwertes walten lassen und so gerecht wie möglich gegen Die verfahren, denen wir ohne Schaden für die Freiheit, für die Gerechtigkeit und für den Frieden Gnade angedeihen lassen können.“

Komisch und toll ist die Art, wie er in einem anderen Briefe (vom 22. September 1347) an Rinaldo Orsini den gewaltigen Fehler beschönigt, den er durch die Freigebung der kurz zuvor mit List gefangenen Nobili begangen hat. „Wir wollen Eurer Herrlichkeit zu wissen thun, dass es Gott gefallen hatte, einige Nobili, die dem Volke und uns gerechten Verdacht gegeben hatten, in unsere Hände zu geben (wissen wir doch, dass er sie selbst eingeladen hatte). Wir hatten sie in den Gefängnissen des Kapitols so lange festgehalten, bis

[1] Er liess sich mit 7 Kronen krönen, hatte 7 Sterne mit 7 Strahlen in seinem Siegel und erst später, nachdem er Tribun geworden, hatte er acht.

unsere Zweifel und unser Verdacht beseitigt waren, dann haben wir eine unschuldige List gebraucht, um sie nicht nur mit uns, sondern auch mit Gott zu versöhnen, indem wir ihnen Gelegenheit gaben, zu beichten. Am 15. September schickten wir jedem von ihnen einen Beichtvater in das Gefängniss und da dieser unsere guten Absichten misskannte und sich einbildete, wir wollten Strenge üben, so sagte er zu den Herren: „Der Herr Tribun will euch zum Tode verurtheilen.“ Während dessen läutete beständig die Glocke des Kapitols und lud zum Parlament. Da erschraken die Edeln und hielten sich für verloren und beichteten fromm und unter Thränen in Erwartung des Todes. Ich habe es belobt u. s. w.

Ob das eine gute Gelegenheit genannt werden darf, das zu beurtheilen überlasse ich dem Leser, ebenso das Urtheil, ob der für einen Mann von rein sittlichem Empfinden gehalten werden dürfe, der solch eine Sprache führt, sogar als Diplomat, als wenn es eine Posse zu spielen gegolten habe.

Man darf nicht übersehen, dass eine derartige Entschuldigung, diplomatisch genommen, besonders mit Pfaffen, die das Handwerk kennen und wissen, was sie davon halten sollen, nicht nur unnütz war, sondern auch zu einer schweren Anklage wurde. Der Schluss ist nicht weniger seltsam: „Dadurch sind ihre Herzen so innig mit dem unserigen und dem des Volkes verwoben, dass die Einigung zum Wohle des Vaterlandes gereichen wird. Denn sie werden einsehen, dass wir unparteiisch sind und dass wir so wenig wie möglich streng sein wollen.“

Hiermit endete indes die unnütze Heuchelei nicht. Vermuthlich war er durch die Beichte der Patrizier einmal auf die tolle Bahn gerathen; er befahl darum, dass (wie oben erwähnt) die Bürger wenigstens einmal im Jahre beichten und das Abendmahl nehmen sollten, widrigenfalls ein Drittel ihrer Güter verfallen würde, die Hälfte der Busse aber an die Pfarrkirche des Schuldigen und die andere Hälfte dem Stadtsäckel anheimfiele.

Die Notare waren gehalten, von jedem Testament Anzeige zu machen. Dieses neue Gesetz verkündete Rienzi jedoch

in einem Postskriptum zu diesem Briefe (wieder einmal die Sucht der Monomanen, die Hauptsache in einer Nachschrift mitzutheilen), mit folgenden Worten: „Es erschien uns angemessen, wie das zeitliche Wachsthum der Republik als zweiter Augustus auch das Seelenheil zu fördern und zu mehren.“

Das war eigentlich ein Eingriff in die eigensten Rechte und Pflichten des Hohenpriesters, sogar im modernsten Sinne der Sache. Er empfahl der Geistlichkeit besondere Ceremonien und kirchliche Prozessionen von eigener Erfindung und schleuderte Drohungen gegen die Geistlichen, die aus Frankreich nicht zurückkehren wollten. Das gab auch eine der hauptsächlichsten und gerechten Anklagen, die ihm in Prag und Avignon entgegengehalten wurden und von der er sich nur reinigte durch — Lüge. Als es um den Krieg gegen Giovanni di Vico und gegen Ceccano, den Grafen von Fondi schlimm stand, schrieb er (7. Juli 1347) einen Brief, in welchem er zwar den Papst als Herrn anerkannte, und von seinem römischen Volke sprach, nebenbei aber erklärte, dass Rom und das Volk ihm geschworen hätten, die von ihm eingesetzte Regierung aufrecht zu erhalten, nach der Ordnung, die der heilige Geist ihm eingegeben habe. Den Brief datirt er aus dem ersten Jahre der befreiten Republik und er spricht von der Inspiration durch den heiligen Geist mit einer Sicherheit, wie sie nur bei einem Gläubigen, das heisst bei einem Hallucinanten gedacht werden kann.

„Ich habe dafür gesorgt, dass Eure Heiligkeit von der hohen Gnade und der köstlichen Gabe erfahre, die der Vater des Lichtes am Tage des letzten Pfingstfestes auf euer römisches Volk ausgegossen hat, damit es einen Strahl seines Glanzes empfange und die Freiheit umfange im Bunde und mit dem heiligen Kusse des Friedens und der Gerechtigkeit.

Durch die Gnade des heiligen Geistes, aus dem meine Verwaltung sicheren Grund und ihre Festigkeit bekommen hat, ist es geschehen, dass die Hand des Königs der Könige alle Grossen, Tyrannen und Fürsten der Stadt mir gehorsam gemacht hat, so wunderbar und in so kurzer Zeit, dass es jedem Andern schwer, ja unmöglich gewesen wäre, das grosse Werk

zu unternehmen, ja auch nur den Gedanken dazu zu fassen. Es ist die Huld, die Kraft, die Tugend, die Hülfe, die Gnade und die Freiheit des heiligen Geistes, die mich in sein Vorhaben einweihten."

Und gerade in jenen Tagen erlitt er schwere und beständige Einbussen. Wer einen Blick in die weitere Korrespondenz wirft, der versteht, warum das Bad in der Wanne Konstantins eine solche Wichtigkeit für ihn hat, der auf Symbole, wie alle Irren, hält; es bedeutete ihm eine Art Weihe zum Kaiser!

Er berührt diesen Punkt in einem Briefe an den Papst (4. Oktober 1347), bei Gelegenheit des Sieges über die Fürstlein und über die Räuber der Umgegend mit den Worten: „In Anbetracht ihrer Bosheiten war es ein grosses Glück, dass ein solcher Mann in der Wanne Konstantins gebadet hat."

In seiner langen Epistel an Karl IV. (Juli 1350) vom Gefängniss aus spricht er über ein gewisses, wenig ehrbares Verhältniss seiner Grossmutter zu Kaiser Heinrich VII.[1]

„Sie verrieth einer ihrer Freundinnen das Geheimniss ihrer Schwangerschaft. Die verschwiegene Freundin fand nach Frauenart eine andere Verschwiegene, der sie die Sache gleichsam in Sekret mitteilte, die hielt die Geschichte noch weniger sekret, und so pflanzte sich die Nachricht von Sekret zu Sekret fort."

Die Spielerei mit dem Wort Sekret in Bezug auf die Liebe seiner Grossmutter in einem nicht konfidentiellen Schreiben an einen Kaiser ist denn doch mehr als geistreich, es ist bare Albernheit. Das ist aber nicht die einzige; weiterhin macht er einen anderen Calembour darauf, dass er, der Tribunus Augustus im Monat August zu dem Caesar Augustus Karl vom Himmel geschickt worden sei, und erzählt ihm, unter verschiedenen noch abgeschmackteren Witzeleien, dass er, in der Meinung, Severus Boëtius Mutter stamme von böhmischen Königen ab, seinen Sohn Boëtius und sich selbst Severus ge-

[1] Vgl. Gabrini, *Observations historico-critiques sur la vie de Rienzi*, 1706, S. 96.



nannt habe; er habe darum das Wappen mit den sieben Sternen angenommen — Dinge, die den König sicher nicht interessiren, noch ihm nützlich sein konnten, die aber sämtlich das Gepräge des Blödsinns tragen.

Dasselbe gilt für das, was er auf Grund der Prophezeiungen der oben erwähnten Eremiten schreibt, er sei überzeugt, seine zweite Erhebung werde viel glänzender werden, als es die erste gewesen sei, gleich wie die von Wolken lange Zeit verhüllte Sonne dem Auge des Menschen lieblicher erscheine.

„Vielleicht habe Gott im gerechten Zorn über den greulichen Tod seines durchlauchtigsten Grossvaters Heinrich VII. und über so vieler Seelen und Leiber Verderben, während der Kaiserstuhl leer stand, Cola zum Heile für Karl der Welt gegeben, um das Reich wieder aufzurichten, und habe ihn im Lateran in der Kirche des Täufers taufen und im Bade Konstantins baden lassen, auf dass er der Vorläufer des Reiches werde, wie Johannes der Vorläufer Jesu gewesen ist. Karl hat gesagt: freilich kann das Reich nur durch ein Wunder wieder erstehen. War es denn nicht ein Wunder, dass ein armer Mensch dem Reiche bei seinem Sturze zu Hülfe kommen konnte, wie der heilige Franziscus der Kirche zu Hülfe kam. Er solle aufstehen und das Schwert umgürten, er solle die Prophezeiungen der Mönche für nichts achten, weil das Alte und das Neue Testament voll von Prophezeiungen seien, nur er allein könne Roms sich bemächtigen. Wenn Karl es nicht sofort thue, so würde er wenigstens 100000 Goldgulden an Abgaben einbüssen — für Salz und sonstige Einkünfte der Stadt, die durch das Jubiläum erwüchsen."

„Im Laufe des Jahres würde der Papst sterben, viele Kardinäle würden umkommen. In fünfzehn Jahren werde es nur einen Hirten und einen Glauben geben, der neue Papst, der Kaiser Karl und Cola werden das Symbol der heiligen Dreieinigkeit auf Erden sein. Karl werde den Occident, der Tribun den Orient beherrschen. Unterdes begnüge er sich, den Kaiser auf seinem Wege nach Rom zu unterstützen, er wolle ihm bei den Römern und den anderen Stämmen

Italiens den Weg bahnen, die sonst dem Reiche feindlich gesinnt seien. Er könne ruhig zu ihnen hinabsteigen, ohne Blutvergiessen und ohne dass sein Kommen der Stadt und der ganzen Nation Trauer erwecke, wie es bei den früheren Kaisern der Fall gewesen sei."

Er erreichte soviel, dass der Erzbischof ihm als Antwort schrieb, er sehe „mit Erstaunen, dass der Tribun nach so vielen Thaten, die man anfangs als Einwirkung Gottes angesehen habe, doch so wenig Demuth zeige, indem er seine Erhebung als ein Werk des heiligen Geistes hinstelle und sich dessen Bewerber (candidatus) nenne" — Worte, die man Denjenigen vorhalten muss, die in Colas Wahnsinn die Wirkung des damaligen Aberglaubens erkennen wollen.

Der König selbst antwortete ihm sehr verständig, „Cola möge sich über sein Schicksal mit dem Spruche der Bibel trösten, dass das ganze Gesetz auf zwei Vorschriften beruhe: Gott über alles zu lieben und den Nächsten wie sich selbst. Wenn einer strafbar ist, so überlasse er Gott die Strafe. Christus lehrt, uns vor Denen zu hüten, die wie Lämmer aussehen und Wölfe sind. „Darum haben wir ihn ermahnt, den unwissenden Einsiedlern zu entsagen, die im Geiste der Demuth zu wandeln meinen und nicht einmal ihren Sünden widerstehen und ihre Seele retten können, — die in die Geheimnisse einzudringen und im Geiste alles, was unter dem Himmel ist, zu lenken vermeinen und die mit scheinbarer Demuth auftreten, aber die irdischen Dinge weit mehr im Auge haben, als die himmlischen. Da wir Gott von ganzem Herzen und unseren Nächsten wie uns selbst lieben, so haben wir aus Liebe zu Gott ihn als einen, der Unkraut säet, gefangen setzen lassen, zugleich auch aus Liebe für seine Seele, um die wir Sorge tragen."

Später rieth er ihm, „seine wunderlichen Einfälle fahren zu lassen und zu bedenken, dass, woher er auch stammen möge, wir alle Geschöpfe Gottes, Söhne Adams und aus Erde geschaffen sind u. s. w."

Eine merkwürdige demokratische Zurechtweisung, die ein König von Böhmen einem Ex-Tribunen der italienischen

Republik ertheilt! Sie diente ihm jedoch zu nichts. Denn da er nach so viel Missgeschick ein Scheinbild seiner früheren Macht wieder errungen hatte, mit Hülfe von buchstäblich erpressten Geldsummen, so schrieb er pomphaft nach Florenz, „Frauen, Kinder, Männer, Geistliche, Laien seien ihm mit Palmen, Olivenzweigen, Trompeten und Hochrufen entgegengekommen“.

Alle diese Dinge hat sein Geschichtschreiber Re für so bizarr gehalten, dass er — da er nicht im Besitz unserer Dokumente war — den darauf anspielenden Polyhistor der Fälschung zeiht, weil Petrarca einen Menschen mit so verrückten und ketzerischen Ansichten zu vertheidigen nicht gewagt haben, weil ferner der Kaiser ihn nicht einen Augenblick unterstützt haben würde und weil Cola beim Kardinal Guido von Bologna nicht seine Unschuld hätte betheuern und verlangt haben können, man solle ihn zum Papste schicken oder in den heiligen Orden von Jerusalem aufnehmen; jedenfalls hätte etwas davon bei Gelegenheit der vier gegen ihn erhobenen Anklagepunkte in Avignon erwähnt sein müssen, die von Oxemio und Petrarca aufbewahrt worden sind. Auch hätte er nicht, wie es später unter Innocenz VI. geschah, für einen guten Christen erklärt werden können.

Dass aber doch alles das wahr ist, wie unwahrscheinlich es auch klingt, erhellt schon von vornherein — auch ohne die Aufklärung, die man aus den seltsamen Briefen und den noch seltsameren Rundschreiben erhält — für Denjenigen, der den fortschreitenden Wahnsinn Colas erkannt hat, dessen Macht gerade auf seiner Verwegenheit beruhte, — wenn man ferner weiss, dass die guten Böhmen nicht so sehr entrüstet wie verdutzt (so nennt es der Anonymus) waren über seine Beredsamkeit und nachher wieder erschüttert bei seinem Widerruf.

Die böhmischen Bischöfe hatten — in einem noch vorhandenen Dokument — seine Schriften widerlegt und er selbst hatte sie zurückgenommen. Man hatte sie auch, aus einer von den Geschichtschreibern nicht genug gewürdigten Rücksichtnahme, nicht vollständig an den päpstlichen Hof eingesendet, als man den Tribun zurückschickte, dessen Verurtheilung sicherlich dem Kaiser, den die Politik schon gezwungen hatte, das

in ihn gesetzte Vertrauen zu missachten, weder angenehm noch nützlich war.

Trotz allem ist Rienzi eine merkwürdige Erscheinung, eine Art von Monolith mitten in der Wüste und für die Historiker eine Hieroglyphe. Denn zu einer vollständigen Erklärung dieser Erscheinung konnte es nicht die Geschichtsforschung, sondern nur die Psychiatrie bringen, die bei Cola alle Eigenschaften des Monomanen nachweist. Gesichtsausdruck und Schriftzüge regelmässig, übertriebener Hang zum Symbolisiren und zur Wortspielerei, der gesellschaftlichen Stellung unangemessene aber originelle Beweglichkeit, die an Albernheit grenzt und in Schreibewuth ausläuft; maassloses Selbstgefühl, das ihm bei der Menge Ansehen giebt und den Mangel an Takt und praktischem Geschick ersetzt, ihn aber schliesslich zum Possenreisser macht, Mangel an sittlichem Gefühl; Kälte, die nur durch den Missbrauch alkoholischer Getränke und durch den lebhaften Widerstand, den er in seinen letzten Tagen findet, berührt wird.

Johann von Gott.[1] — Joao Ciudad wurde 8. März 1485 in der Stadt Montemor-o-Novo in Portugal geboren. — Von Kindheit an von einem unruhigen, abenteuerlichen Sinn getrieben, verliess er schon, kaum 8 Jahre alt, sein väterliches Haus. Ein Priester brachte ihn nach Oropesa, wo er bei einem Franzosen als Hirt in Dienste trat. Hier liess es ihm nicht länger als ein Jahr Ruhe; er war gross und stark geworden und wurde Soldat. Das Leben, das er im Heere führte, lässt sich kaum beschreiben. Offiziere wie Soldaten stahlen. Einer der ersteren vertraute Joao einen Theil seines Raubes an, der damit ausriss. Zum Tode verurtheilt, wurde er im Augenblick, wo er gehenkt werden sollte, durch einen vorübergehenden Oberoffizier begnadigt, aber aus der Armee gestossen. Er kehrte nach Oropesa in seinen früheren Dienst zurück. Um 1528 nahm er aufs neue beim Heere Dienste unter dem Befehl des Grafen Oropesa. Nach Ablauf des Krieges kehrte er nach Montemor-o-Novo zurück, um seine

[1] Abbé Saglier. *Vie de St. Jean de Dieu.* — Maxime du Camp, *La charité à Paris*, 1885.

Eltern zu besuchen, aber plötzlich von Amnesie befallen, hatte er den Namen seines Vaters vergessen. Er verliess das Land und ging nach Ayamonte in Andalusien, wo er wiederum als Schäfer diente. Hier war es, wo er glaubte dazu berufen zu sein, dass er den Armen ein Helfer werde und sich ihnen um Gotteswillen opfern müsse.

Es war das die Zeit, wo die afrikanischen Seeräuber über die unbeschützten Landstriche herfielen, die Bewohner entführten und als Sklaven nach Algier, Tunis und Fez verkauften.

Zwei Mönchsorden befassten sich eigens damit, Almosen zum Loskauf der gefangenen Katholiken zu sammeln. Johannes scheint willens gewesen zu sein, diesem frommen Werke sich zu widmen. Er fuhr nach Ceuta und trat daselbst in den Dienst einer armen, verbannten und mittellosen portugiesischen Familie, die er mit seiner Arbeit ernährte. Er verliess sie aber, dessen müde geworden, und kehrte nach Gibraltar zurück, wo er einen kleinen Handel mit Reliquien u. dergl. m. anfing. Da ihm das wenig einbrachte, ging er nach Granada und eröffnete dort einen Laden. Er war 43 Jahre alt, als ihn die Gemüthserschütterung traf, die seinen Beruf bestimmen sollte.

Am 20. Januar 1539 nach einer Predigt des Paters Johann d'Avila hatte er einen Anfall von frommer Verzückung. Er beichtete öffentlich, wälzte sich im Staube, raufte sich den Bart aus, zerriss seine Kleider, rannte in den Strassen der Stadt umher, Gottes Barmherzigkeit anflehend und von schreienden Kindern verfolgt — als Verrückter. In seiner Büchersammlung zerriss er alle weltlichen Bücher, die er besass und verschenkte die geistlichen Bücher, seinen Hausrath, seine Kleider, Jedem, der sie nehmen wollte; er ging, nur mit dem Hemde bekleidet, schlug gegen seine Brust und bat die Leute, für ihn zu beten. Halbnackt, von der Menge verfolgt, fing er vor der Kathedrale aufs neue an, Verzweiflungsschreie auszustossen. Da der Prediger Johann d'Avila von der durch seine Predigt bewirkten Bekehrung Ciudads hörte, nahm er ihm die Beichte ab, tröstete ihn und gab ihm guten Rath, der wenig

geholfen zu haben scheint, denn der arme Tolle wälzte sich sofort wieder auf einem Misthaufen und schrie über seine Sünden. — Man warf mit Steinen, mit Koth nach ihm, verlachte und verspottete und misshandelte ihn. Ein Mitleidiger führte ihn endlich in das Königliche Hospiz für die Verrückten.

Johannes wurde da nach der „damaligen Mode" behandelt; man band ihn, um ihn besser peitschen zu können, womit man den Kranken von dem bösen Geiste zu befreien gedachte, von dem er besessen sei.

Der maniakalische Anfall scheint sehr heftig gewesen zu sein; indes gilt es fast als Regel, je heftiger die Anfälle sind, dass sie um so eher nachlassen.

Wenigstens geschah es bei Johannes, dass er mitten unter den Peitschenhieben „gelobte, für die armen Gestörten zu sorgen und sie zu behandeln, wie es sich gezieme".

Als die nervöse Aufregung vorüber war, beschäftigte er sich um die Kranken und wurde bald darauf mit dem Zeugniss entlassen, dass er nicht mehr geisteskrank sei. Er hatte das Gelübde gethan, zur heiligen Jungfrau von Guadelupe zu pilgern und reiste barfuss, ohne Geld, im Winter ab.

Auf dem Wege durch Wälder und Heiden machte er Reisigbündel aus trockenem Holze, für die er an den bewohnten Orten, wo er eintraf, etwas Nahrung und Unterkunft für die Nacht erhielt. Man erzählt, er habe bei der Ankunft an dem Bestimmungsorte eine Vision gehabt, die entscheidend für ihn geworden sei. Die Jungfrau sei ihm erschienen und habe ihm das nackte Jesuskind hingereicht, zugleich mit Kleidern. Das sollte ihm zeigen, er solle sich der Schwachen annehmen, die Verlassenen aufsuchen und die Armen kleiden. Wenigstens verstand er es so, denn von diesem Augenblick an begann er mit seiner Mission und erfüllte sie mit um so grösserem Eifer, da er im Auftrage der von ihm verehrten Jungfrau zu handeln glaubte. In einem weissen Rock, den ihm ein Hieronymitenbruder geschenkt hatte, auf der Schulter den Bettelsack, in der Hand den Pilgerstab, kehrte er nach Oropesa zurück und begab sich in das Armenhaus.

Das Elend der Armen rührte ihn so, dass er auf die Dörfer hinausging und das erbettelte Geld unter die Armen vertheilte. Später richtete er auf dem Marktplatz der Stadt einen Händel mit Holzbündeln ein und gab den Erlös den Armen und Kranken; er selbst schlief im Stalle.

Als er eines Tages an einem Hause angeschlagen fand: „Zu vermiethen an Arme", fasste er den Entschluss, ein Asyl daraus zu machen. Er verschaffte sich Geld von reichen Leuten, kaufte dafür Matratzen, Bettdecken, Hausrath, und brachte 46 arme Krüppel und Kranke, die er aufgelesen hatte, daselbst unter. Um sie zu beköstigen, lief er um die Stunden der Mahlzeit vor die Thüren der Reichen, das übriggebliebene Essen in Empfang zu nehmen, mit dem Rufe: „Uebet Wohlthaten, ihr Brüder, denn das gereicht zu eurem eigenen Besten."

Johannes' Beispiel wirkte ansteckend. Es boten sich Männer zu seiner Unterstüzung an, er unterwies sie in dem, was sie zu thun hätten, und er wurde damit zum Leiter einer Gruppe, die mehr und mehr anwuchs, woraus eine grosse Genossenschaft hervorging.

Die ihm zur Verfügung gestellten Mittel gestatteten ihm, die Kranken zu behandeln, „wie es sich geziemt".

Sehr beachtenswerth ist es, dass Johannes die Krankenbehandlung wesentlich umgestaltete. Er litt z. B. nicht, dass mehr als ein Kranker in einem Bett lag; er war der Erste, der die Kranken nach der Verschiedenheit des Leidens vertheilte, kurz, er wurde der Schöpfer des modernen Krankenhauses. Uebrigens war er auch der erste, der Workhouses gründete, indem er in seinem Hospiz ein Haus einrichtete, wo obdachlose Arme und bedürftige Reisende eine Schlafstätte fanden.

Um diese Zeit nahm er den Namen Johannes von Gott an. So viel wohlthätiges Wirken blieb nicht unbekannt, der Ruf des „Vaters der Armen" verbreitete sich durch ganz Spanien. Er benutzte das, machte eine Reise nach Granada, von wo er mit grossartigen Geschenken zurückkehrte.

Mehr noch als das Alter hatten ihn seine Anstrengungen erschöpft, denn er führte eine übertrieben strenge Lebensweise,

reiste stets zu Fuss, ohne Schuhe, ohne Hut, nur mit leinenem Zeug bekleidet, dabei fastete er sehr häufig und unterzog sich den grössten Anstrengungen, stürzte sich bei Feuersbrünsten in brennende Häuser, um Kranke herauszuholen, bei Ueberschwemmungen ins Wasser, um Kinder zu retten — und unterlag schliesslich den übermässigen Anstrengungen.

Als er seinen Tod herannahen fühlte, liess er Antonio Martin, seinen ersten Schüler, kommen, und empfahl ihm die Fortsetzung des begonnenen Werkes, dann verliess er das Bett und begann zu beten. So starb er auf den Knieen.

Sein Leichenbegängniss war glänzend. Kranke berührten seine Bahre in der Hoffnung zu gesunden, das Leichentuch wurde in Stücke zerrissen und jeder Fetzen davon galt als Reliquie (Maxime du Camp).

Am 21. September 1630 wurde er vom Papst Urban VIII. als Johannes von Gott heilig gesprochen.

Es ist doch merkwürdig, dass alle diese Heiligen (Lazzaretti, Loyola) ihre Laufbahn als Hirnkranke oder Verbrecher begonnen haben.

Prosper Enfantin.[1] — Ingenieur und Eisenbahndirektor, kurz alles, wozu ein vollkommener Kenner der Mathematik gehört, glaubte Enfantin der Stifter einer neuen Religion, die vom St. Simonismus ein wenig verschieden ist, werden zu müssen und war es auch wirklich. Bei einem sehr schönen Aeussern, mit breiter, hoher Stirn, besass er das vortrefflichste Herz, war indes von seiner Unfehlbarkeit in Sachen der Industrie, der Philosophie, der Malerei, wie der Kochkunst aufs tiefste überzeugt. Seine Ideen waren, wie er selbst in der den Monomanen eigenthümlichen Ausdrucksweise nannte „umfänglich“, wo alles Neue seine vorher bestimmte richtige Stellung fand. Seine neue Religion sollte der Frau die Gleichstellung mit dem Manne verschaffen. Der Geldmarkt und der Gewerbebetrieb sollten zur Poesie erhoben werden. Enfantin war der Vater der Familie und wartete beständig darauf, dass auch die Mutter gefunden werde, das freie Weib, die Eva,

[1] Bekannt unter dem Namen Père Enfantin, geb. 1794, gest. 1864.

die ein ebenso vernünftiges Geschöpf wie der Mann sein und bei ihrer Kenntniss der Bedürfnisse und Fähigkeiten der Frauen ohne Rückhalt die Würde ihres Geschlechtes zeigen und dergestalt die Vorbedingungen zu einer Erklärung der Rechte und Pflichten des Weibes abgeben würde. Dieser Phönix fand sich jedoch nicht. Frau von Staël und Frau Sand, an die Enfantin und seine Jünger sich wendeten, lachten über sie, so gingen sie in den Orient, sie dort zu suchen und nach Konstantinopel, wo sie . . ein Gefängnis fanden. Das entmuthigte E. nicht, er meinte, nur grosse Männer könnten eine neue Religion stiften.

Von äusserster Herzensgüte, wie er war, opferte er sich für seine Anhänger, seine Kinder, wie er sie nannte, auf. Sie trugen wie gewisse Wahnsinnige eine gleichförmige, symbolische Kleidung. Weisse Beinkleider — das Zeichen für Liebe —, eine rothe Weste, das Zeichen für Arbeit —, einen blauen Ueberwurf als Zeichen für Glauben. Bedeuten sollte es, dass ihre Religion sich stütze auf Liebe, das Herz stärke durch Arbeit und ganz und gar vom Glauben bekleidet sei. Jeder musste auf der Brust ein Blatt mit seinem Namen tragen; ausserdem eine Halskette mit Dreiecken und einem halben Kreis, der mit einem ganzen Kreis vertauscht werden sollte, sobald Mutter Eva gefunden worden wäre.

Also die gewöhnlichen Symbole der Ganz- und Halb-Irren. Der Anflug von Irrsein (Mattoidismus) erhellt am deutlichsten aus den Programmen, auf denen mit verschiedenen Lettern stand: Der Mann gedenkt der Vergangenheit, das Weib stellt die Zukunft dar, das vereinigte Paar sieht die Gegenwart.

Trotzdessen befürwortete er die Durchstechung der Landenge von Suez und versuchte die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Geistreiche Menschen, wie Chevalier, Lambert, Jourdan waren seine Anhänger.[1]

Lazzaretti. — Ein noch merkwürdigeres und zuverlässigeres Beispiel, da es unter unser Aller Augen stattfand

[1] Maxime du Camp, *Souvenirs littéraires*, 1887.

und zu einem wirklich geschichtlichen Ereigniss Anlass gab, ist das Auftreten David Lazzarettis.[1] 1834 in Arcidosso als der Sohn eines, wie es scheint, trunksüchtigen, aber äusserst kräftigen Kärrners geboren, hatte er Verwandte, die durch Selbstmord oder im Irrsinn ihren Tod fanden; einer derselben hatte religiösen Wahnsinn und hielt sich für Gottvater. Seine sechs Brüder waren sämtlich wahre Hünengestalten von 1,90 bis 1,96 m Körpergrösse, was übrigens in jener Gegend keine Seltenheit ist. Sie waren ausserdem sehr gewandten Geistes und hatten ein zähes Gedächtniss.

David ragte unter seinen Brüdern durch seine hohe Gestalt, durch die Regelmässigkeit und Eleganz seiner Körperformen und durch seine geistige Ueberlegenheit hervor. Sein Kopf war sehr gross, dolichokephal, sein Blick hatte für Manchen etwas Fascinirendes, für viele Andere aber etwas von einem Besessenen oder Irren. Man versichert, er sei Hypospadiäus gewesen; vielleicht war er auch schon in der Jugend impotent, was von Wichtigkeit ist, da MOREL und LEGRAND DU SAULLE[2] diesen Zustand oft bei erblich Belasteten gefunden haben.

Von Jugend auf äusserte Lazzaretti schon sich widersprechende und unverständige Neigungen, die bei den zu Irrsein beanlagten Personen so häufig vorkommen. Als Kind wollte er Mönch werden. Als er sich entschlossen hatte, das Gewerbe seines Vaters zu ergreifen, führte er ein unregelmässiges Leben und ergab sich dem Trunke. Dazwischen verlegte er sich aufs Lesen von Sachen, die allerdings etwas Ungewöhnliches bei Leuten seines Standes sind, von DANTE und besonders von TASSO. Im Alter von 15 Jahren nannte man ihn den „Tausendkünstler“[3] um der vielen Lieder willen, die er erfand; mit der Grammatik wollte es ihm nicht glücken. Er war als Zänker und wegen seiner Schmäh-

---

[1] LOMBROSO, *Archiv. di Psichiatr.*, 1881, Vol. 1, fasc. 1, 2. — VERGA, *Lazzar.*, 1880, Milano.

[2] *Signes physiques des folies raisonnantes,* 1876.

[3] VERGA, *Lazzaretti,* 1880.

sucht bekannt und allgemein gefürchtet, so dass er einmal gelegentlich eines Festes an der Spitze seiner Brüder und ohne Waffen die ganze Einwohnerschaft von Castel del Piano in die Flucht trieb. Gleichwohl begeisterte er sich leicht für einen Vortrag, ein Gedicht, eine Vorstellung, kurz für alles, was ihm edel und gross vorkam. Er bezeigte eine grosse Verehrung für Christus und Mohammed, die er die beiden grössten Menschen zu nennen pflegte, die es je gegeben habe. Schon in seinem 14. Lebensjahre hatte er, seinem eigenen Geständniss nach, mehrere der Hallucinationen, die ihm später, im Jahre 1866, so verhängnissvoll wurden. Sicher ist, dass er als junger Mann eine Neigung für eine junge Jüdin aus Pigliano gehabt hat infolge der Beredtsamkeit, mit der dieselbe ihre Religion vertheidigte. Indes pflegte er zu äussern, er hasse drei Dinge, die Frauen, die Kirchen und den Tanz.

Im Jahre 1859, mit 25 Jahren, liess er sich als Freiwilliger bei der Kavallerie einreihen und nahm 1860 an Cialdinis Unternehmen theil, aber weniger als Soldat, denn als Diener. Vor dem Abmarsch schrieb er eine patriotische Hymne, die an Brofferio geschickt wurde, der über den originellen Gedankengang und über die Schönheit einiger Verse erstaunte, die von der Schwerfälligkeit des Ausdruckes und von den zahlreichen grammatischen Schnitzern grell abstachen.

Darnach wurde er wieder Kärrner und ebenso ausschweifend und schmähsüchtig wie früher. Drei Jahre zuvor hatte er eine Frau geheirathet, für die er in poetischer Stimmung sogar Liebeslieder dichtete. Sein Ehrgeiz verstieg sich sogar so weit, dass er, trotz seiner Unwissenheit, den rauhen Musenweg mit wahrhaft possenhaften Versen und Tragödien nochmals zu betreten wagte.

Nachgerade schlugen seine Ideen eine bestimmtere Richtung ein. Im Jahre 1866, da er 33 Jahre alt war, traten seine religiösen Hallucinationen mit noch grösserer Heftigkeit, als im Jahre 1848 wieder auf, vielleicht infolge des Alkoholmissbrauches, vielleicht auch infolge der politischen Erregtheit. Eines Tages verschwand er. Hatte er sich früher auf Befehl der Jungfrau Maria nach Rom begeben, um den

Papst, der ihn anfangs nicht empfing, ihm später aber höflich begegnete und, wie man erzählt, eine Douche zu nehmen empfohlen hat, an seine göttliche Sendung zu erinnern, so begab er sich jetzt in das Sabiner Land zur Einsiedelei von Montorio Romano, die ein preussischer Mönch, Namens Ignaz Micus bewohnte. Dieser behielt ihn drei Monate bei sich in einer Grotte mit Namen Grotte Amadäus des Glücklichen und leitete seine theologischen Studien. Vermuthlich (das Genauere fehlt darüber) half er ihm auch beim Tättowiren seiner Stirn, obgleich Lazzaretti behauptete, der heilige Petrus habe ihm das Zeichen, das er seinen Getreuen zeigte, das er vor Fremden aber mit einer Locke bedeckte, eigenhändig eingegraben.

Dieses Zeichen bestand nach Angabe der Aerzte in einem unregelmässigen Parallelogramm, dessen obere Seite 13 Punkte in Kreuzesform bildeten. Diesem und zwei anderen Zeichen, die er auf der Schulter und an der Innenseite des Beines sich selbst beigebracht hatte, schob er eine sehr mysteriöse Bedeutung zu, etwa als Siegel über einen mit Gott abgeschlossenen Pakt.

Von da ab ging eine vollständige Veränderung mit ihm vor, wie man es beim Wahnsinn gewöhnlich wahrnimmt.[1] Aus dem schmähsüchtigen und unmässigen Zänker war ein bescheidener, genügsamer Mensch geworden, der im Sabinerland nur Brot und Wasser genoss, und während der Fasten im Gebirge nur von Kräutern und Essig lebte, in der übrigen Zeit mit Polenta oder mit einer magern Suppe, oder mit Brot, Koblauch und Zwiebeln sich begnügte. Auf der Insel Monte-Christo zehrte er (1870) während eines ganzen Monats nur von sechs Broten und einigen Kräutern, in einem französischen Kloster während mehrerer Tage nur von einigen wenigen Kartoffeln. Was aber noch seltsamer erscheinen und

[1] In Pesaro fand ich mehrere Nonnen aus römischen Klöstern, und niemals bin ich schamloseren Gotteslästerinnen begegnet. Auch habe ich sehr fromme Juden behandelt, bei denen das erste Krankheitssymptom in der Neigung, sich taufen zu lassen, bestand. Nach ihrer Heilung wurden sie aber wieder frömmer, als sie es zuvor gewesen waren.

sogar Gebildeteren auffallen musste, das war, dass der bis dahin burleske, verwirrte Schriftsteller nicht selten elegant, stets aber treffend und in einer bilderreichen, kräftigen und frommen Sprache sich ausdrückte, wie sie nur bei den ersten Christen in Gebrauch war.

Die Geistlichen seiner Gegend, die in ihm eine neue Auflage der alten Propheten richtig erkannten, hielten seine Bekehrung für echt, um so mehr, da sie aus ihm Nutzen für Erbauung einer Kirche zu ziehen gedachten, wie dies ihre Gewohnheit ist.

Das Volk, das mit Recht erstaunt war über seinen veränderten Lebenswandel, seine Tättowirung, seine begeisterte Sprache, über seinen langen Bart und sein würdevolles Auftreten, wurde von der Geistlichkeit fanatisirt und lief in Menge hinzu, um ihn zu hören.

Man sah eine Prozession, in welcher Lazzaretti, begleitet von Priestern und von den einflussreichsten Weltlichen, nach Arcidosso, Roccalbegna, Castel del Piano, Pian Castagnaio, Cinigiano und Santa fiora sich begab, wo er von der Bevölkerung kniend empfangen wurde, während die Pfarrgeistlichkeit ihm Gesicht, Hände und Füsse küsste. Der Kirchenbau begann und die Beiträge regneten dazu in Ueberfluss. Aber da sie trotz ihrer Reichlichkeit doch sehr mager waren, denn die Gebirgsbewohner konnten nicht viel geben, so kam man auf den schlauen Gedanken, die Arbeitskraft auszunutzen.

Der für die Kirche bestimmte Platz lag etwa hundert Schritt von Arcidosso entfernt in Croce dei Canzacchi, dort, wo durch ein seltsames Missgeschick ihn später ein Flintenschuss treffen sollte.

Der Bau begann unter Beihülfe vieler tausend Gläubigen. Männer, Frauen und Kinder schleppten Mörtel, Balken und Steine herbei. Aber unglücklicherweise hat die Baukunst ebensogut wie die Grammatik ihre bestimmten Regeln und die blosse prophetische Begeisterung genügt nicht zu deren Ausführung. Hinkten schon Lazzarettis Verse, so war dies noch mehr der Fall mit dem so mühsam herbeigeschleppten Baumaterial, es blieb eine unbrauchbare Masse, gleich jenem

bekannten Thurme, der bis an den Himmel reichen sollte und am Ende doch nur aus einem Steinhaufen bestand.

Im Januar 1870 begründete er die „Gesellschaft zur heiligen Liga“, als das Symbol der Barmherzigkeit und als eine Gesellschaft zu gegenseitiger Hülfe. Im März 1870 reiste Lazzaretti, nachdem er vorher die Seinigen noch zu einem apostolischen Nachtmahl vereinigt hatte, in Begleitung Raphael Vicchis nach der Insel Monte-Christo ab, woselbst er sich einen Monat lang aufhielt und Episteln, Prophezeiungen und Predigten schrieb. Danach kehrte er wieder nach Montelabro zurück und brachte dort die Gesichte und prophetischen Eingebungen, welche er gehabt hatte, zu Papier. An diesem Orte war es auch, wo er wegen Aufruhrs verhaftet ward (27. April 1870). Nachdem er freigelassen war,[1] gründete er unter dem Namen der „Christlichen Familie“ eine Gesellschaft, in der man sehr mit Unrecht, einen Beweis fortgesetzter Betrügereien erblickte. Er wurde also wieder in Haft genommen, jedoch infolge der Bemühungen seines Advokaten, namens Salvi, nach siebenmonatlicher Untersuchung wieder freigelassen.

Im Jahre 1873 unternahm Lazzaretti, auf Grund göttlichen Geheisses, eine Reise nach Rom, Neapel, Turin und von da nach der Chartreuse von Grenoble. Daselbst schrieb er die Regeln und Ordnungen des Ordens der büssenden Einsiedler, und erfand eine Geheimsprache mit Zahlenalphabet. Ausserdem verfasste er dort das „Buch der Himmelsblumen, worin folgende Stelle vorkommt: Der grosse Mann wird von den Bergen herabsteigen mit einem kleinen Gefolge von Gebirgsbauern.“ Man verbinde damit die Visionen, die Träume und göttlichen Befehle, welche er an dieser Stelle empfangen zu haben vermeinte.

Bei seiner Rückkehr nach Montelabro fand er die umliegenden Hügel von einer ungeheuren Menge Gläubiger und Neugieriger besetzt, die sich daselbst gelagert hatten, und

[1] Zum ersten Male verhaftet wurde er auf der Insel Monte-Christo, weil er dort die Fischer fanatisirt hatte und nach Orbitello gebracht (Verga, Ueber Lazzaretti, 1880).

denen er eine Predigt über das Thema: „Gott sieht, richtet und verdammt uns“ hielt. Um dieser Predigt willen erhob die Staatsanwaltschaft gegen ihn Anklage, die bestehende Regierung stürzen und den Bürgerkrieg entfachen zu wollen!!!

Deshalb wurde er in der Nacht des 19. November 1874 zum vierten Male verhaftet und dem Gerichte in Rieti übergeben. Da in diesem Falle die Behörde darauf beharrte, nur die Gutachten solcher Sachverständigen, die nicht Fachmänner waren, einzuholen, und diese ihn, in ihrer erstaunlichen Beschränktheit, für geistesgesund, ja sogar für sehr scharfsinnig erklärten, so wurde er trotz seiner wunderlichen Veröffentlichungen und seltsamen Tättowirung wegen Betruges und Landstreicherei zu 15 Monaten Gefängniss und ausserdem zu einem Jahre Polizeiaufsicht verurtheilt.[1]

Das Urtheil wurde jedoch vom Appellhofe in Perugia aufgehoben, und so kehrte er denn am 2. August 1875 nach Montelabro zurück, wo er seine Gesellschaft, der er in dem Priester Imperiuzzi ein Haupt gab, wieder herstellte. Er hatte Gefängnissqualen erduldet, und so begab er sich denn, vielleicht in der Absicht etwaigen Wiederverhaftungen aus dem Wege zu gehen, wie auch um bei den fanatischen französischen Legitimisten sich ein billiges Martyrium zu verschaffen, im Oktober nach Frankreich. In der Umgebung einer burgundischen Stadt, wohin er, wie er sagte, von Gott auf geheimniss volle Weise versetzt worden war, schrieb er ein Buch, welches er mit Recht als unergründlich bezeichnet. Dasselbe führt den Titel: Mein Kampf mit Gott, oder das Buch der sieben Siegel, nebst Beschreibung der Natur der sieben ewigen Städte. Der Inhalt ist ein Gemisch von Citaten aus der Genesis und Apokalypse, wie von Aussprüchen und sinnlosen Worten. Gleichzeitig verfasste er einen Aufruf an alle Fürsten der Christenheit, worin er sich als den grossen

[1] Nocito und Lombroso, David Lazzaretti (*Archivio di Psichiatria*, II, Turin 1880). Man wird dort sehen, welche Gründe die Sachverständigen zu ihrem Irrthum veranlassten, den das Land durch enorme Opfer an Geld, und was noch betrübender ist, an Menschen büssen musste.

Monarchen bezeichnet und alle Fürsten einladet, sich mit ihm zu verbünden, denn er werde sich der lateinischen Nation unerwartet und in einer im Gegensatz zum menschlichen Stolze stehenden Weise offenbaren.“ Weiter schrieb er noch „Das Ende der Welt“ — in dem er sich selber für das Haupt, den Herrn, Richter und Fürsten über alle Mächtigen der Erde erklärte. — Mehreren dieser Schriften widerfuhr nicht nur die unverdiente Ehre der Drucklegung, sondern sie wurden auch, dank den Unterstützungen des Herrn Léon du Vachat und der italienischen wie fremden Legitimisten, welche den armen Wahnsinnigen ernst genommen hatten, in das Französische übersetzt.

Da sich jedoch einige Zeit nachher Lazzaretti vom Delirium dazu fortreissen liess, gegen die Sittenlosigkeit der Priester und die Ohrenbeichte, an deren Stelle er die öffentliche Beichte setzen wollte, zu eifern, so erklärte der Heilige Stuhl seine Lehren für falsch und seine Schriften für umstürzlerisch. Die Folge davon war, dass Lazzaretti, der noch kurz vorher zu Gunsten des Papstes das „Civilstatut des Priesterkönigthums in Italien“ verfasst hatte, am 14. Mai 1878 an seine Eremitenmitbrüder eine Ermahnung richtete und sandte, in der er gegen die „papistische Götzenverehrung“, dieses siebenköpfige Ungeheuer, loszog. Danach zieht er, wie dies die Art der Irren ist, bei denen solche Widersprüche die Regel bilden, nach Rom, legt dort sein symbolisches Siegel samt seinem Stabe nieder und schwört seine Irrthümer beim heiligen Amte ab. — Kaum ist er jedoch wieder in Montelabro angelangt, als er von neuem beginnt, die katholische Kirche anzugreifen, sie als „Krämerkirche“ und die Priester als „gottlose Schacherer, die nicht glauben und die den Glauben der Anderen ausbeuten“, zu bezeichnen. Indem er die heilige Reform predigte und sich für den Mann des Geheimnisses, den neuen Christus, den Heerführer und Rächer ausgab, ermahnte er die Gläubigen, der Welt zu entsagen, wofür er als Beweis ihrerseits Enthaltsamkeit von Nahrung und Liebesgenuss forderte, sogar seitens der Verheiratheten; wenigstens sollten die letzteren vorher mindestens

zwei Stunden nackt ausserhalb des Bettes beten, eine ebenso verrückte, wie malthusianische Idee. Ausserdem verlangte er von ihnen, dass sie ihm die für ihre Verhältnisse sehr hohe Summe von 104 000 Franken in Wechseln überliessen, was darum ein ganz verrückter Einfall war, weil die Papiere in ein Gefäss eingeschlossen werden sollten, also völlig werthlos gewesen wären.

Einen Theil des gesammelten Geldes verwandte er — was er als Wunder pries — dazu, Fahnen und Kleider, auf denen die ihm in seinen Halluzinationen erschienenen seltsamen Thiergestalten abgebildet waren, für seine Ordensbrüder, wie ein noch viel reicheres Gewand für sich selbst, anfertigen zu lassen, während die gemeinen Soldaten ein vorn auf der Brust zu tragendes Schildchen erhielten, auf dem ein an den beiden Seiten mit zwei umgekehrten C versehenes Kreuz — Ɔ†C — das gewöhnliche Sinnbild der Brüderschaft, zu sehen war.

Im August 1878 versammelte er noch mehr Leute als sonst um sich und liess, nachdem er ein Fasten und Gebete für drei Tage und drei Nächte angeordnet hatte, öffentliche Predigten und andere für die Gläubigen halten; die letzteren hatte er in verschiedene Ordensklassen, mit den Benennungen: Priestereremiten, Büssereremiten, bussfertige Eremiten und einfache Genossen des heiligen Bundes und der christlichen Brüderschaft, eingetheilt.

Nachdem sie die sogenannte Besserungsbeichte am 14., 15. und 16. August abgelegt hatten, liess er auf dem Thurme das grosse Banner mit der Inschrift: „Die Republik ist das Reich Gottes“ aufziehen. — Als dies geschehen war, liess sich der Prophet zu den Füssen eines eigens zu diesem Zwecke errichteten Kreuzes, in Gegenwart aller seiner Anhänger, feierlich den Eid der Treue und des Gehorsams leisten, — ein Umstand, der einen der Brüder Davids veranlasste, ihn auf das Bedenkliche seines Vorhabens aufmerksam zu machen.

Leider vergebens! Vielmehr lautete seine Antwort, als ihm Jemand die Möglichkeit eines Zusammenstosses andeutete, er werde ihnen am folgenden Tage durch ein Wunder beweisen, dass er von Gott, in der Gestalt des Heilandes, als Feldherr

und Richter gesandt, und infolge dessen unverwundbar sei; jede irdische Macht und Gewalt müsse seinem Willen weichen, ein blosser Wink mit seinem Kommandostab reiche hin, die Anstrengungen Derer zu nichte zu machen, welche so vermessen wären, sich ihm zu widersetzen."

Ebenso antwortete er einem Genossen, der ihn auf den voraussichtlichen Widerstand seitens der Regierung hinwies: „er werde nicht bloss die Kugeln mit seinen Händen auffangen und die Waffen, welche man gegen ihn und seine getreuen Anhänger richten werde, unschädlich machen, sondern die königlichen Karabinieri selbst würden seine Ehrenwache bilden." Immer trunkener vom Wahnsinn, schrieb er mit erstaunlichem Ernste dem Polizeikommissar, dem er vorher die Vorbereitungen für die Feier gezeigt und halb und halb das Versprechen, den Umzug wieder abbestellen zu wollen, gegeben hatte: „Er sei dazu nicht mehr in der Lage, da er von Gott höhere Befehle im entgegengesetzten Sinne erhalten habe." Ausserdem bedrohte er die Ungläubigen, welche aus Mangel an Glauben sich gegen ihn empören würden, mit dem Blitzstrahle des Himmels.

Mit solchen Vorsätzen führte er am 18. August den zahlreichen Haufen aus Montelabro, indem er die Richtung auf das tiefer gelegene Arcidosso einschlug. Seine Kleidung bestand aus einem königlichen Purpurmantel mit Goldstickerei und einer dreifachen Krone über einem Helm mit Federbusch; in der Hand trug er den sogenannten Feldherrnstab. Seine vorzüglichsten Anhänger waren, obwohl weniger reich als er selbst, doch nicht minder bunt und, was den Schnitt der Gewänder anbelangt, auffallend gekleidet, je nach dem Grade, den sie im „heiligen Bunde" einnahmen; die geringen Brüder schritten in ihrem gewöhnlichen Anzuge, ohne ein anderes Abzeichen als die oben beschriebene sinnbildliche Platte, einher. Sieben Graduirte der „Brüderschaft" trugen ebensoviele Banner mit dem Motto: „Die Republik ist das Reich Gottes."

Die Vorfälle der letzten Stunden zu erzählen, halte ich für überflüssig.

Er, der sich kurz vorher noch den König der Könige genannt und sich seiner Abstammung aus königlichem Blut und von David gerühmt hatte, der alle irdischen Könige in seiner Hand hielt, und sich unverwundbar wähnte, fiel zu Tode getroffen, wenn nicht durch die Hand, so doch auf Befehl eines Polizeioffiziers, der oftmals sein Gast gewesen. Noch fallend soll er, in einer letzten Selbsttäuschung, ausgerufen haben: „Der Sieg ist unser!"

Das steht fest, der Umzug, den er veranstaltet hatte, war nicht bloss friedlich, sondern auch durchaus harmlos.

„An dem Tage, an dem, wie NOCITO[1] sehr richtig bemerkt, der Hammer des Tischlers die Kiste öffnete, welche die Schuldbeweise für Davids Auftreten enthalten sollte und da man statt solcher die „Madonna der Berathungen", samt einem Bilde Davids, das ihn als einen begeisterten Krieger, der mit dem Heiligen Geist redet, darstellt, daraus hervorzog; an dem Tage wo, wie aus der Arche Noah, alle die seltsamen Thiere zum Vorschein kamen, welche Davids Phantasie geboren hatte, als Adler, Schlangen, Tauben, Flügelrosse, Stiere, Löwen, Hydren; dann Priesterstolen, Krönungsmäntel, Oliven- und Dornenkronen, um damit seine Fahnen zu schmücken; an dem Tage, an welchem alle Welt diese seltsamen Gewänder sehen konnte, wo die Polizei trotz vielen und sorgfältigen Nachforschens in den Häusern und Taschen der Lazzarettisten nichts anderes, als Rosenkränze und Kruzifixe zu entdecken vermochte; an dem Tage hauptsächlich, wo man die seltsamen Schuhe seiner Anhänger, sowie die hohepriesterlichen Holzschuhe, welche der heilige David getragen, die ihm ein Fortbewegen in ihnen nur mühsam gestatteten, bewundern konnte: seit dem Tage zweifelte niemand mehr daran, dass die Regierung einen Monomanen für einen Rebellen angesehen hatte."

Er hatte sich auf jene Stelle des Nicäaschen Glaubensbekenntnisses gestützt, wo gesagt ist, dass Christus von den Todten auferstanden sei und im Himmel sitze zur Rechten des Vaters, „von wannen er kommen wird zu richten die Leben-

---

[1] L. c.

digen und die Todten." Inde venturus est judicare vivos et mortuos.

Da er diesen Christus, den Heerführer und Richter, nach so langer Zeit noch nicht hatte erscheinen sehen, so bildete er sich ein, er selbst sei zu dieser Rolle berufen. Jesus Christus hatte 12 Apostel gehabt, also wollte er auch so viele haben. Wie Jesus Christus den heiligen Petrus unter der Zahl seiner Apostel, so wollte auch er einen St. Peter haben, dem er ein schönes Paar kreuzweise übereinander gelegter Schlüssel aus Pappe auf die Brust hing. Jesus Christus fastete vierzig Tage, und Lazzaretti desgleichen, mitten im Winter, auf der Insel Monte-Christo, wo er sich beim Brausen des Sturmes, bei den Schlägen des Blitzes, und während die ganze Insel erbebte, mit Gott unterhielt. Jesus Christus hatte seine Jünger am Ostertage zum Abendmahl versammelt, und Lazzaretti hielt das Abendmahl mit seinen Jüngern am 15. Januar 1870, wobei er Folgendes sagte: „So hat es Dem gefallen, der mich bei meinem Werke leitet. Wisset, dass dieses Mahl das grösste Geheimniss in sich trägt, gedenket daran, dass ihr an einem Orte euch befindet, den Gott sich als Wohnung, oder, um mich deutlicher auszudrücken, zu seiner Anbetung erwählt hat. Hier, hier, auf diesem Boden, nicht weit von uns, sollen wunderbare Pyramiden, die das Orakel seiner göttlichen Majestät sein werden, zur Ehre seines hochheiligen Namens erstehen."

Um nun seine tolle Idee der Nachahmung Christi zu vervollständigen, ersann er ein ganz eigenes Sakrament, das Sakrament der Besserungs-Beichte,[1] welches im Grunde nur eine leichte Abänderung der Ohrenbeichte war.

Doch auch damit begnügte sich David Lazzaretti noch nicht, sondern er wollte seine Verklärung und sein Erdbeben, welches er für den 18. August 1878 angekündigt hatte, ebenfalls haben.

Als der Arzt zögerte die Steinoperation an einem seiner Söhne vorzunehmen, entriss er ihm das Messer und operirte eigenhändig; selbstverständlich starb das Kind daran, während

[1] *Confessione d'emenda.*

Lazzaretti ruhig wiederholte: „Der Sohn Davids könne nicht sterben.“

Nach dem ärztlichen Bericht fand man an seinem Leichnam eine zweite Tättowirung, nämlich das gewohnte Kreuz inmitten einer umgekehrten dreifachen Krone. Die deshalb befragten Brüder sagten aus, dass er sich in Frankreich ein goldenes Siegel, welches er das „kaiserliche Siegel“ zu nennen pflegte, habe anfertigen lassen und dass er mit diesem in siedendes Oel getauchten Stempel zuerst sein eigenes Fleisch, und sodann das seiner Söhne und seiner Frau gebrannt habe. Durch dieses Gepräge, das in Wahrheit sowohl für die den Wahnsinnigen eigene Unempfindlichkeit gegen physischen Schmerz, als auch für ihr Bestreben, ihren Verrücktheiten durch Sinnbilder und Abbildungen Ausdruck zu verleihen, einen schlagenden Beweis liefert, behauptete er ein sichtbares Zeichen seiner und seiner Familie Abstammung vom Kaiser Konstantin dem Grossen zu hinterlassen.

Aber bloss aus Königsgeschlecht entsprossen zu sein, genügte ihm nicht; auch nach der Weltherrschaft strebte er, obwohl er bescheiden genug war, einen Fürsten zu schaffen, um ihn damit zu belehnen. Zu diesem Zwecke richtete er an die „christlichen Fürsten“ folgendes Manifest:

„Ich wende mich an alle Fürsten der Christenheit, Katholiken, Schismatiker oder Ketzer, vorausgesetzt, dass sie getauft sind. Ob sie mit der Macht und der Regierung der Völker betraut sind, gilt mir gleich, nur müssen sie aus königlichem Blute stammen. Ich rufe sie alle auf, und den ersten von ihnen, der sich mir vorstellt, setze ich anstatt meiner ein, falls er nicht unter zwanzig und über fünfzig Jahre alt ist, auch kein körperliches Gebrechen hat.“

Das Seltsamste ist, dass ihn der Graf von Chambord beim Worte nahm und ihm zu diesem Zweck eigens eine Gesandtschaft zuschickte. Fürwahr! eine eigenartige Uebereinstimmung zwischen einem Könige des Irrenhauses und einem solchen des Museums!

„Ich bedarf“, heisst es in dem fraglichen Schriftstück weiter, „eines christlichen Bündnisses, und bin von heute ab ent-

schlossen, dieses grosse Unternehmen zu beschleunigen; und wenn sie (die christlichen Fürsten) innerhalb dreier Jahre, vom Tage der Bekanntmachung dieses meines Aufrufes, nicht zu mir kommen, so verlasse ich Europa und gehe zu den Ungläubigen, um mit diesen das zu vollbringen, was mir bei den Gläubigen nicht möglich war.

Aber wehe, wehe dann euch allen, ihr Fürsten der Christenheit! Im Herzen Europas wird der grosse siebenköpfige Antichrist erstehen, um euch zu strafen, und ein junger Mann aus dem Norden wird bis ins Herz Frankreichs vordringen, und das zu sein behaupten, was ich bin."

Von da an hatte sich bei Lazzaretti die fixe Idee festgesetzt, er sei der König der Könige und der Fürst aller Fürsten. So sagte er zum Bürgermeister von Arcidosso, als dieser seinen Befehlen den Gehorsam verweigerte: „Ich bin der König der Könige und der Alleinherrscher aller Alleinherrscher. Alle Fürsten der Welt trage ich auf meinen Schultern. Alle Karabinieri und Soldaten sind mein und von mir abhängig, und es giebt keine Stricke, um mich zu fesseln."

Der Zeuge G. B. Rossi, welcher der Predigt am 17. anwohnte, hörte David sagen, er sei der König der Könige, und der richtende Christus; der Papst dürfe nicht länger in Rom residiren, doch wolle er ihm, unter gewissen Bedingungen, eine andere Residenz anweisen; und selbst der König von Italien sei sein Unterthan geworden, er fürchte sich vor keiner Heeresmacht und wären es auch eine Million Soldaten, denn es sei für die Unterthanen unmöglich, ihren Monarchen zu verhaften.

Wie schon weiter oben bemerkt, hatte er als Sinnbild das Ɔ†C angenommen, von welchen zwei C, denen er eine solche Wichtigkeit beilegte, sowohl das erste als das zweite, Christus bedeuteten — nämlich Christus, den Sohn des heiligen Joseph aus Nazareth, und Christus, den Sohn des verstorbenen Joseph von Arcidosso. Wie aber Jesus Christus zu Konstantin, dieser zu David, und alle drei zu Lazzaretti kommen, dafür fehlt mir, offen gesagt, jedes Verständniss. Eine Beziehung dafür findet man eben nur in den seltsamen Widersprüchen und Abgeschmacktheiten, welche in dem Beharren auf dem

Gedanken des Princeps, bei den Monomanen beständig zum Vorschein kommen, weshalb man sie Verrückte zu nennen pflegt. Obgleich sie mehr als die Paralytischen ihren Charakter bewahren und bestrebt sind, ihrem Unsinn einen gewissen Anstrich zu geben, so kümmern sie sich doch, sobald es sich für sie darum handelt, der sie beherrschenden fixen Idee freie Bahn zu schaffen, nicht um die Widersprüche, welche ihnen aufstossen.

Dies ist der Fall mit Lazzaretti, der zuerst den Papst aufforderte Italien zu befreien, dann, als der Papst ihn in den Bann gethan und mit Verachtung gestraft hatte, gegen den päpstlichen Götzendienst eiferte; er, der als treuer Sohn der römisch-katholisch-apostolischen Kirche sterben wollte, schrieb gegen die Ohrenbeichte, das A und das O des Katholizismus; er, der Sohn Davids, wollte auch der Konstantins sein u. s. w.

Passanante.[1] — Passanante, der Königsmörder aus Neapel, ist nicht erblich belastet. Im Alter von 29 Jahren war er 1 Meter 63 cm gross und wog 51 kg, d. h. 14 kg weniger, als das Durchschnitts-Gewicht der Neapolitaner beträgt. Seine Schädelform ist fast die eines Mikrokephalen, der Schädelindex beträgt 82, der wahrscheinliche Rauminhalt 1513; seine Gesichtsbildung ähnelt der des Mongolen und des Kretins zugleich, die kleinen, tiefliegenden Augen stehen übermässig weit auseinander; die Jochbeine sind ausserordentlich entwickelt, der Bartwuchs spärlich. Die Pupille ist fast unbeweglich, die Geschlechtstheile sind atrophisch, was mit einer fast vollständigen Anaphrodisie zusammenhängt, Milz und Leber dagegen hypertrophisch. Die Achselhöhlentemperatur beträgt 37°8 bis 38°, der Pulsschlag 88; die Kraftentwickelung des rechten Armes, die im Verhältniss zu der des linken äusserst gering ist, ergab 60 kg. Der Grund dieser Schwäche liegt in einer früheren Brandwunde der Hand und hat für uns darum eine hohe Bedeutung, weil dadurch die Vollführung des Verbrechens verhindert wurde, namentlich wenn man das wuchtige Instrument, was ihm als Waffe diente, nebst der

---

[1] Vgl. Lombroso, *Consideracioni sul processo Passanante*, pag. 16, 17. — Tamburini, desgl. 1876.

günstigen Stellung, welche er einnahm, in Anschlag bringt. Sein Empfindungsvermögen war pervers, der Tastsinn am Handrücken statt des normalen von 16—20, nur 5 mm, an der Stirn statt 20—22, nur 7 mm. (Die Handfläche wurde nicht gemessen.) Die Empfindlichkeit gegen Stiche war sehr gering. Im Gefängnisse hatte er Hallucinationen mit Tobsuchtsanfällen.

Alle diese Merkmale sind deutliche Anzeichen sowohl einer Erkrankung der Unterleibs-Eingeweide, als auch des Zentralnervensystems. Noch klarer ergiebt sich dies aus seinem psychischen Verhalten. Eine oberflächliche Prüfung konnte allerdings zum Glauben verleiten, seine Neigungen und sein sittliches Empfinden seien normal; denn er hegte wirklich Abscheu gegen Verbrechen, lebte sehr mässig und enthaltsam, bald zu fromm, bald übertrieben patriotisch. Stets jedoch geberdete er sich als eine Art Märtyrer für eine seit Jahren herangereifte Idee, was ihm als Politiker wohl Hass, aber als Einzelperson nur Achtung zuziehen kann.

Aber alle diese Dinge (auch wenn man vom Delirium als der möglichen Folge der Gefängnisshaft absieht) sind werthlos in den Augen Dessen, der das oben Gesagte erwägt, dass nämlich: Sparsamkeit und Selbstlosigkeit besondere Kennzeichen Halbverrückter und oft auch vieler Wahnsinnigen sind, welche scheinbar viel mehr am Vaterlande und der Menschheit hängen, als an ihrer Familie und an sich selbst. Zudem erwähnt Passanante in seinen Schriften mit Behagen die Mordthaten, welche seine Landsleute untereinander begingen; — wenn sie unter Todesdrohungen die Fremden ihres Geldes beraubten; und mit besonderem Wohlgefallen erzählt er den boshaften Streich, den man einem armen Mann dadurch spielte, dass man den ihm liebgewordenen Kirschbaum boshafterweise ausgrub, seiner Früchte beraubte und ihm denselben dann vor der Hausthür niederlegte. Die krankhafte Apathie bekundet sich namentlich in der Gefühllosigkeit, die er nach begangenem Verbrechen der entfesselten Volkswuth gegenüber zeigte; während doch selbst die fanatischsten politischen Mörder, wie Orsini, Sand und Nobiling nach vollbrachter That verstört waren und oftmals Selbstmordversuche begingen.

Noch deutlicher wird dies durch den wahren Beweggrund seiner That bewiesen. Da er, wegen seines politischen Wahnsinnes von allen seinen Arbeitgebern weggejagt, als Landstreicher aufgegriffen und ausserdem von der Polizeiwache misshandelt worden war, da er eine Eitelkeit besass, die nur durch das Unvermögen, sie zu befriedigen übertroffen wurde, — da er nicht den Muth hatte, sich zu tödten, so war all sein Sinnen darauf gerichtet, die Helden nachzuahmen, welche er in den Vereinsversammlungen (gegen die er selber geeifert hatte) hatte preisen hören, um so sein Leben durch Anderer Hand enden zu können.

„Da mich meine Herren misshandelten und ich meines Lebens überdrüssig war, so beschloss ich, um mich nicht selbst tödten zu müssen, ein Attentat auf das Leben des Königs zu unternehmen," sagte er kurz nach seiner Verhaftung zum Quästor. Und zum Untersuchungsrichter Azzaritti: „Ich habe das Leben des Königs bedroht in der Zuversicht, hingerichtet zu werden." Und wirklich war er zwei Tage früher viel mehr mit dem Abschied, welchen ihm sein Herr ertheilte, beschäftigt als mit dem Königsmorde, wie er denn, um seine Lage zu verschlimmern, bei seiner Verhaftung den Polizeibeamten darauf hinwies, er habe sein revolutionäres Notizbuch vergessen, in welches er: „Tod dem König, es lebe die Republik!" hineingeschrieben hatte. Es war dies ein Fall von indirektem Selbstmord, wie ihrer MAUDSLEY, CRICHTON, ESQUIROL[1] und KRAFFT-EBING so viele angeführt haben. Solcher Selbstmorde haben sich aber stets nur Wahnsinnige und feige unmoralische Menschen schuldig gemacht. Ich betone diesen Beweggrund hier so stark, weil er ihm das Mittel lieferte, der ihn beherrschenden unsinnigen Eitelkeit zu fröhnen, die ihm mehr als das Leben galt. Es gewährt bekanntlich manchen eitlen Selbstmördern einen hohen Genuss, mit Gepränge aus dem Leben zu scheiden, wie z. B. jenem Engländer, der für sich allein eine Messe kom-

[1] ESQUIROL berichtet uns von einer Wahnsinnigen folgenden Ausspruch: „Ich habe nicht Muth genug mich selbst zu tödten, daher werde ich um zu sterben, Jemanden ermorden müssen." Und sie trachtete ihrer Tochter in der That nach dem Leben.

ponieren, sie öffentlich aufführen liess und, während das „Requiescat“ gesungen wurde, sich eine Kugel durch den Kopf jagte.

Sein Fanatismus ist also kein politischer, sondern entspringt vielmehr seinen lächerlichen und konfusen Hirngespinnsten. Nicht wenn man seine Partei schmähte, zitterte und weinte er vor Gericht, sondern wenn man ihm verweigerte, seine Briefe vorzulesen; wenn man ihn in seiner Ehre verletzte und ihm vorwarf, er lese immerwährend, anstatt die Teller zu reinigen. Ein Beweis für seine Halbverrücktheit ist, dass er diese zu seinen Gunsten sprechende Thatsache leugnete.

Seinen Verstand konnte man eher abweichend und originell nennen, nicht aber dem gewöhnlichen überlegen. Derselbe äusserte sich viel lebhafter in seinen Worten als in seinen Schriften (ein besonderes Kennzeichen der Mattoiden). Selten begegnet man bei ihm, wie dies in den Werken Wahnsinniger der Fall ist, einem rohen Ausdrucke. Damit ist indes durchaus nicht gesagt, dass sich nicht hier und da beim Durchblättern seiner Papiere eine merkwürdige und originelle Stelle findet.

Trotz aller Seltsamkeiten kann man seinen Vorschlägen eine gewisse Originalität nicht absprechen, wie z. B. „man solle, wie die Abgeordneten, die Beamten, damit sie etwas weniger stolz seien, aus allgemeiner Wahl hervorgehen lassen; die Gefangenen lieber die wüstliegenden Aecker bearbeiten lassen, als zugeben, dass sie in Müssiggang verkommen; man solle die wehrpflichtigen jungen Leute zu den Fahnen einberufen, bevor sie einen Beruf gewählt haben. So eifert er gegen Kaiser Wilhelm, „der Frankreich fünf Milliarden entrissen hat“: „Wer Dornen säet, soll nicht barfuss gehen.“ Ein guter Gedanke ist auch, obgleich er von den Türken entliehen ist, dass in allen Dörfern für die Reisenden eine freie Herberge errichtet werden soll.

Ebenfalls schön ist die Stelle, in der er die vaterländischen Ideen in einer kleinen italienischen Landschaft schildert: „Seit unserer Kindheit zeigt man uns das Vaterland zuerst da, wo sich das einfache Thürmchen erhebt,“ und die folgende:

„Wie oft haben die Unterdrückten Gott angerufen, der aber nie ihres Jammers sich angenommen hat . . ., als Sklave, vor Hunger sterbend, muss der anständige und freie Bürger enden, oder er wird umgebracht, wenn er nicht auf die Galeere geschickt wird.“

Vor allem merkwürdig aber ist nachstehender Ausspruch, von dem man sagen könnte, er habe ihn in „eigener Sache“ gethan, wäre er nicht lange Zeit vorher schon niedergeschrieben worden: „Es ist verwerflich, dass die Regierung strenge Strafen über Denjenigen verhängt, der die blosse Idee hat, die Regierungsform zu ändern und das Staatsoberhaupt anzufallen. Das Vaterland ist die gleiche Mutter für Jeden, das Gesetz muss Allen als die Schwester des Todes gelten, die Keinen verschont und die, im gegebenen Augenblick, zuschlägt.“

Sehr treffend ist sein Vergleich des Menschen, der die Einsamkeit sucht, mit dem, welcher sich in die Gesellschaft stürzt: „Sobald der Mensch allein steht, ist er schwach wie Glas, wie denn zwischen einem Glase und der Kraft eines einzelnen Menschen ein grosser Unterschied nicht vorhanden ist; in der Vereinigung dagegen stählt sich der Mensch und hat die Kraft von tausend Simsons.“

Aber wahrhaft über das Durchschnittsmaass erhebt er sich in seinen mündlichen Entgegnungen. So z. B.: „Die Geschichtskenntniss, welche man durch Erfahrung im Volke sich erwirbt, ist viel lehrreicher, als die aus Büchern erworbene.“ — „Das Volk ist der Herr der Geschichte“ und ähnliche Antworten. Um sich zu rechtfertigen, dass er, der arme Küchenjunge, sich anmasse, ein Schriftsteller zu sein, antwortete er: „Wo der Weise irrt, findet oft der Unwissende den richtigen Pfad.“

Als man ihn darüber befrug, was im Gewissen vorgehe, wenn man auf dem Punkte stehe, etwas Böses zu verüben, antwortete er: „Ein zwiefacher Wille lebt in uns, wovon der eine treibt, während der andere abmahnt; welcher von beiden nun im Streite obsiegt, der bestimmt die Handlung.“

Aber gerade an diesem bei einem gewöhnlichen Koch so auffälligen Aufflackern politischen Genies erkennt man die

Geisteskrankheit. Denn das vergesse man nie, dass diese schönen Dinge mehr Ausnahmen als Regel bilden. Die Regel ist eben das Banale und Absurde. Schlägt er doch in demselben Gesetzbuch, worin er Falschmünzer und Diebe hängen will, vor — die Todesstrafe abzuschaffen. In dem einen Artikel will er den König ermorden und begehrt in einem zweiten für ihn eine Pension von zwei und einer halben Million Lire!!![1]

Guiteau. — Das Gleiche lässt sich von Guiteau sagen. Derselbe war in überaus hohem Grade mit Degenerationsmerkmalen behaftet, seine Handschrift war ganz die der Halbverrückten.

Auch waren viele von seinen Familienangehörigen Irrsinnige und Fanatiker. Er selber hatte sich in allen Berufen, z. B. als Advokat, Geistlicher, Politiker und Betrüger, versucht und gab vor, eine grosse Entdeckung bezüglich der Geburt Jesu gemacht zu haben. Das Wahre daran ist, dass er sehr viel Papier verklexte und Zeitungen, wie einfältige Abhandlungen über das „Dasein der Hölle“ und „die Wahrheit“, die er unter göttlicher Eingebung diktirt haben wollte, veröffentlichte. Obgleich er glaubte, Gott habe, um ihn für seine seltsamen Predigten zu belohnen, seine Schulden bezahlt, wie auch, dass Gott es sei, der ihm befohlen Garfield zu ermorden, so wollte er sich an Letzterem doch nur dafür rächen, dass er ihn weder zum Konsul in Liverpool, noch zum Gesandten für Oesterreich u. s. w. ernannt hatte — zum Dank für die Mühe, die er, Guiteau, sich, wie er meinte gegeben habe, um ihn auf den Präsidentenstuhl zu bringen.

Amerikaner. — Die Zahl der grossen Männer der Argentinischen Republik, welche geisteskrank waren, ist eine so ansehnliche, dass sie Mejia das Material zu einem der schönsten und merkwürdigsten Werke geliefert hat, die die Neue Welt hervorbrachte.[2]

---

[1] Und trotz dessen haben sechs italienische Aerzte Passanante, der auf der Galeere stets überwacht wird, für völlig geistesgesund erklärt.

[2] *Las Neurosis des los Hombres celebres en la Historia Argentina par José Maria Ramos Mejia,* Buenos-Ayres, 1878.

So z. B. war, nach MEJIA, Rivadura Hypochonder und starb infolge von Gehirnerweichung; Manuel Garcia litt ebenfalls an Hypochondrie und starb wahrscheinlich an einem Gehirnschlag; der Admiral Brown litt an Verfolgungswahn; Varela war epileptisch; Francia litt an melancholischem Wahnsinn, Rosas war moralisch irre; Monteagudo hysterisch (l. c).

Vierter Theil.

Zusammenstellung.

Die Entartungs-Psychose des Genies.

Wenn wir nunmehr die über weite, scheinbar fern voneinander liegende Gebiete zerstreuten Thatsachen sammeln, so sehen wir den krankhaften Charakter des Genies daraus emporsteigen.

Diese Auffassung, die zuerst eine verwegene Hypothese zu sein scheint, erhält ihre vollkommene Bestätigung, wenn man alle jene Erscheinungen, — die uns das anatomische und biologische Studium sowohl der von Irrsinn ungeschädigten, als auch der ganz und halb irren Genien, das Studium ihrer geographischen Vertheilung, ihrer oft pathologischen Ursachen, ihres Erscheinens und ihrer Vererbung geliefert hat — einer genaueren Prüfung unterwirft, ähnlich der chemischen Reaktion, wann die einzelnen Stoffe in gegenseitige Berührung kommen.

Erstes Kapitel.

Eigenschaften geistreicher Menschen, die zugleich irr waren.

Zergliedern wir das Leben und die Werke der grossen kranken Geister, von denen die Geschichte spricht, so finden wir sogleich, dass sie sich in vielen Dingen von dem gewöhnlichen Menschenschlag, zum Theil aber auch von den geistreichen Menschen unterscheiden, deren ruhmvolle Laufbahn keine Spur von Wahnsinn zeigt.

1. Das geisteskranke Genie ist beinahe charakterlos. — Entschiedener, unbeugsamer Charakter, der „bei keinem Luftzug hin- und herschwankt“, ist das Erkennungszeichen des echten, vollen Genies.

Tasso eifert gegen die Höfe und bettelt noch in der letzten Stunde bei ihnen um magere Bissen. — Cardano klagt sich selbst an als Lügner, Verleumder und Spieler. — Der gefühlvolle Rousseau verlässt im Elend die zärtliche Freundin und Wohlthäterin, er kümmert sich nicht um seine Kinder, verleumdet seine Freunde und sich selbst, und wechselt dreimal seine Religion.

Der Geistliche Swift schreibt den schmutzigen Liebesroman Strapho und Chloë, verunglimpft die Religion, deren Würdenträger er ist; ist bis zur Verrücktheit hochmüthig und treibt sich in Kneipen mit schlechten Gesellen umher. — Lenau ist in seinem Savonarola fanatischer Katholik, in den Albigensern fast widerlich skeptisch; er weiss es selbst und spottet darüber. — Schopenhauer schimpft auf die Frauen und wühlt im Schmutze. Er preist die Glückseligkeit des Nirwana und möchte doch über 100 Jahre alt werden.

2. Das Genie besitzt zwar nicht die Tugend christlicher Demuth; der Hochmuth aber, der im Gehirnkranken haust, geht über das Maass des Wahren und Glaublichen hinaus.

Tasso und Cardano erklären sich für von Gott inspirirt, mit einem gewissen Rückhalt, Mohammed erklärt sich rückhaltlos dafür. Im geringsten Tadel ihrer Ansichten finden sie tödtliche Verfolgung. Cardano schreibt über sich selbst: „Natura mea in extremitate humanae substantiae conditionisque et in confine immortalium posita.“ — Newton wird nachgesagt, er sei im stande gewesen, seine wissenschaftlichen Gegner umzubringen. — Rousseau glaubt, alle Menschen und sogar die Elemente hätten sich gegen ihn verschworen.

Vielleicht ist das auch der Grund, warum die unglücklichen grossen Geister, wie wir sahen, vor der Berührung mit anderen Menschen zurückbebten.

Swift, der die Diener der Kirche herabzieht und lächerlich macht, schreibt an eine Herzogin, die seine Bekanntschaft sucht, je höher die Menschen im Range stehen, desto tiefer müssten sie sich vor ihm bücken. — Lenau hatte den Patrizierstolz von seiner Mutter geerbt; in seinem Wahnsinn hielt er sich für den König von Ungarn. — Wezel träumt von der Gründung einer Bank, lässt Bankbillete herstellen und hält sich schliesslich für Gott. Der Titel seiner Werke lautet: „Opera Dei Vezelii“. Schopenhauer erzählt selbstgefällig, es habe Jemand sein Konterfei wie ein Heiligenbild in einem besonderen Tempel aufstellen wollen.

3. — Einige dieser Unglücklichen haben merkwürdig früh schon Beweise ihres Genies gegeben. — Tasso hielt mit sechs Jahren Reden, verstand mit sieben Jahren gründlich Latein. — Lenau hielt schon als Kind sehr rührende Reden, spielte vorzüglich Violin und blies die Flöte. — Cardano hatte im Alter von 8 Jahren Erweckungen, aus denen sein Geist hervorleuchtete. — Ampère war mit 13 Jahren schon ein bedeutender Mathematiker. — Pascal schuf mit 10 Jahren, durch den Klang eines Tellers angeregt, seine Theorie vom Hören und verfasste, 15 Jahre alt, seine berühmte Abhandlung über die Kegelschnitte. — Haller predigte als Kind von vier Jahren und verschlang die Bücher, da er fünf Jahre alt war.

4. — Viele unter ihnen haben übertriebenen Gebrauch von Narkoticis und berauschenden geistigen Getränken gemacht. — Haller nahm enorm grosse Dosen Opium und Rousseau Kaffee. — Tasso war als Trinker bekannt, ebenso die neuern Dichter Heinrich von Kleist, Gérard de Nerval, Alfred de Musset, Murger, Mailath, Praga und Rovani — und selbst der grosse chinesische höchst originelle Poet Lo-Tai-Ke, der im Wein nicht nur Begeisterung, sondern auch den Tod sich holte. Selbst Lenau machte in seinen letzten Lebensjahren unmässigen Gebrauch von Wein, Kaffee und Tabak. Baudelaire nahm Opium, Tabak und Wein. Cardano gestand, dass er ein unersättlicher Trinker sei und Swift war ein treuer Kunde der Londoner Weinkneipen. Poë war wie Southey und Hoffmann Dipsomane.

5. — Fast alle die grossen Männer waren bezüglich der Zeugungskraft anomal. — Tasso, in früherer Jugend äusserst leidenschaftlich, zeichnet sich seit seinem 38. Lebensjahre durch strenge Keuschheit aus. — Cardano war in seiner Jugend impotent und wurde im 35. Jahre wollüstig. — Pascal, der als Kind sehr gefühlvoll war, hielt es später für eine Sünde, sogar seine Mutter zu küssen. — Rousseau litt an Hypospadie und Spermatorrhoe und hatte wie Baudelaire perversen Geschlechtstrieb. Letzterer liebte Zwerginnen und riesenhafte Weiber. Newton, Karl XII. von Schweden berührten, wie man sagt, nie ein Weib, Cavendish verabscheute die Weiber. Lenau schrieb: „Ich habe die traurige Ueberzeugung, daſs ich zur Ehe untauglich bin.“

6. — Sie haben keine Ruhe in der Stille des Arbeitszimmers und an einem und demselben Wohnorte, es treibt sie beständig von einem Orte und Lande zum andern. — Lenau geht von Wien nach Stockerau und Gmunden, endlich nach Amerika. „Es ist mir Bedürfniss,“ sagt er, „von Zeit zu Zeit das Klima zu wechseln, um mir das Blut zu erfrischen.“ (Vgl. Schurz.) — Tasso irrt beständig umher zwischen Ferrara und Urbino, Mantua, Neapel, Paris, Bergamo, Rom, Turin. — Poë schweifte beständig umher, von Boston nach New-York, Richmond, Philadelphia, Baltimore — zur Verzweiflung der Herausgeber der Revue. — Giordano Bruno wanderte nach Padua, Oxford, Wittenberg,[1] Magdeburg, Helmstädt, Prag, Genf. — Rousseau, Cardano, Cellini hielten sich bald in Turin, Paris, Florenz, bald in Rom, Bologna, bald in Lausanne auf. „Der Ortswechsel,“ sagt Rousseau, „ist mir ein Bedürfniss. Es ist mir unmöglich, während der schönen Jahreszeit länger als zwei bis drei Tage an einem Orte zu verweilen, ohne zu leiden. — Bei Gérard de Nerval nahm der Drang zum Nomaden-

[1] Ein Fund zur Giordano Bruno-Litteratur ist jüngst in der Erlanger Universitätsbibliothek gemacht worden. Man fand dort, nach Professor Stölz in Würzburg, Kollegienhefte, welche G. B. als Hörer der Universität Wittenberg abgeschrieben hat. (National-Zeitung Nr. 179, Dienstag, den 25. März 1890, 1. Beilage „Kunst und litterar. Nachrichten“ — 2. April 1890 National-Zeitung.)

leben mit dem Alter zu, sein Abreisen geschah fluchtähnlich. (Vgl. Paul de St. Victor 1856.)

7. — Ebenso häufig wechseln sie mit ihrem Berufe und mit ihren Studien, als ob der ruhelose Gedanke durch eine und dieselbe Richtung nicht befriedigt werde. Swift schrieb ausser seinen satyrischen Dichtungen über die irischen Manufakturen, über Theologie, Politik und die Geschichte der Königin Anna. — Cardano war gleichzeitig Mathematiker, Arzt, Theologe und Litterat, — Rousseau Maler, Musiker, Philosoph, Botaniker und Dichter, — Hoffmann Jurist und Beamter, Maler, Musiker und Romanschriftsteller; — Tasso, so auch Gogol, schrieb in allen Fächern der Dichtkunst, epische, dramatische, didaktische Gedichte und machte sogar Versuche mit Geschichte, Philosophie und Politik. — Ampère führte in seiner Jugend den Pinsel, spielte Violine und die Leier; er war aber auch Sprach- und Naturforscher, Physiker und Metaphysiker. — Newton und Pascal wandten sich in Stunden des Selbstvergessens von der Physik zur Theologie. — Haller schrieb poetische, theologische, botanische, physi-ologische und medizinische Werke, über pathologische Anatomie und Chirurgie, über Numismatik und orientalische Sprachen und studirte sogar Mathematik unter Bernouilli. — Lenau trieb Medizin, Agrikultur, Jurisprudenz und Theologie neben seinen Dichtungen. — Walt-Whitman, der Dichter der modernen Anglo-Amerikaner, war Schriftsetzer, Schulmeister, Soldat, Holzhauer und sogar eine Zeitlang, was für einen Dichter am wenigsten passt, ein Aktenmensch. Sein Landsmann Poë betrieb Physik und Mathematik.[1]

8. — Diese furchtbar energischen Denker sind die eigentlichen Pioniere der Wissenschaft, sie stürzen sich kopfüber in die schwierigsten Unternehmungen, die möglicherweise ihre krankhafte Thatenlust abkühlen sollen. Sie greifen die Dinge

[1] Unter den 45 (s. bei Philomneste) geisteskranken Schriftstellern waren:

15 Dichter
12 Theologen
5 Propheten
3 Autobiographen
2 Mathematiker
2 Psychiater
2 Politiker

von der gefährlichsten Seite, an unbekannten Punkten an und scheuen keine Klippe. Man vergleiche, was über die bis zur Albernheit getriebene Originalität, als das hervorragendste Merkmal irrer Dichter und Künstler oben (S. 239, 251) gesagt worden ist. Ampère ging stets an die schwierigsten Fragen der Mathematik — an die Abgründe — wie ARAGO sagt. — Rousseau behandelte in seinem Dorfpropheten die Zukunftsmusik, wie später Schumann dasselbe Thema. — Swift pflegte zu sagen, er befinde sich am wohlsten, wenn es sich um die schwierigsten und seiner sonstigen Thätigkeit fernliegendsten Dinge handele. Wirklich erkennt man in seinem Briefe über die Dienstmädchen weder den Geistlichen, noch den Politiker, aber wohl den echten Bedienten. Seine Beichte eines Diebes schien wirklich das Werk eines bekannten Diebes zu sein, so dass die Genossen des letzteren sich für verrathen hielten und sich bei der Behörde stellten; im Bieckerstaf spielt er die Rolle eines Katholiken und täuscht die römische Inquisition, die jedenfalls doch schlauer als die englischen Diebe war.

Walt-Whitman ist der Stifter einer reim- und rhythmuslosen Dichtart, die den Amerikanern als die Dichtung der Zukunft gilt und die auch wirklich den Stempel einer fremdartigen und wilden Originalität trägt.

Poës Schöpfungen (sagt sein Bewunderer BAUDELAIRE) scheinen uns zeigen zu sollen, dass das Seltsame einen der Bestandtheile des Schönen ausmachen könne. Er hat seine Werke unter dem Titel: Arabesken und Grotesken gesammelt, weil sie kein menschliches Gesicht tragen und sein litterarisches Schaffen überhaupt jenseits alles Menschlichen sich bewege.

Wir erinnern an die Vorliebe der irren Künstler für Arabesken, aber im Gegentheil für Arabesken mit Menschenköpfen. — Baudelaire hat seinerseits das Gedicht in Prosa geschaffen; er hat das künstlerisch Schöne übertrieben gepriesen[1]

[1] Wenn er z. B. sagt, die Muse erwecke in ihm die Vorstellung von Gold, Scharlach, — wenn er von Düften spricht, die nach Kinderfleisch riechen u. s. w.

und zuerst neue poetische Empfindungen — im Geruch — entdeckt.

9. — Diese kranken Genies haben einen eigenen leidenschaftlichen, farbenreichen Stil, der sie von allen andern Schriftstellern unterscheidet, möglicherweise darum, weil er nur auf dem Boden der Manie entstehen kann. Tasso schreibt in einem seiner Briefe: „Ich bin schwerfällig und unglücklich in allem, besonders aber in meinem Schaffen."

„Meine Gedanken verwirren sich leicht, besonders im Anfang ihres Entstehens und entwickeln sich langsam; nur unter dem Einfluss der Leidenschaft wird mir der Ausdruck leicht," sagt Rousseau.

Die Einleitungen zu Cardanos Werken sind lebhaft und in leichter Sprache geschrieben; dadurch stechen sie von dem sonstigen Inhalt ab und zeigen, dass der Verfasser im Anfang unter dem Einfluss der Begeisterung stand.

Haller, der seinerzeit wegen seiner Dichtungen (Alpen, Elegie) in hohem Rufe stand, meinte, die ganze Ars poëtica bestände darin, peinlich zu sein. (?)

Pascal schrieb den 18. Brief der Lettres provinciales dreizehnmal um.

Möglicherweise war die Aehnlichkeit in Wesen und Stil das, was bei Swift und Rousseau die Vorliebe für Tasso und Haller erweckte, bei dem gestrengen Haller die Vorliebe für Swift und bei Ampère die für die bizarre Denkweise Rousseaus. Aus eben dem Grunde schwärmte wohl auch Baudelaire für Poë, den er sogar übersetzte, und für den von ihm vergötterten Hoffmann.

10. — Fast alle diese grossen Männer sind von religiösen Zweifeln gepeinigt, die sie, als ob es Verbrechen wären, bekämpfen und die ihr Gewissen und ihr krankes Herz in Aufruhr bringen.

Tasso war von der Furcht gequält, er könne ein Ketzer sein. — Ampère sagt wiederholt, der Zweifel sei die schlimmste Marter. — In Hallers Tagebuch liest man: Mein Gott, gieb mir, gieb mir einen Tropfen Glauben, mein Herz glaubt an Dich, aber mein Geist ist dem entgegen, das ist mein

Verbrechen."[1] — Lenau: „Wenn mein Herz leidet, verflüchtet sich der Begriff von Gott." Sein Savonarola ist in der That der Ausdruck des Zweifels.

11. — Uebrigens beschäftigen sie sich alle vorzugsweise mit ihrem Ich. Sie kennen und besprechen bisweilen ihr Leiden; es scheint fast, als wollen sie in dem Bekenntniss einen Trost suchen für ihre Bedrängnisse.

Als gute Beobachter nehmen sie natürlich auch ihre eigenen Schwächen wahr. Im allgemeinen lieben es alle Menschen, namentlich aber die Irren, von sich zu sprechen, es ist das für sie ein unerschöpfliches Thema. Einen hübschen Beweis dafür haben wir an dem Schuster Farina in seinen Mittheilungen über Selbsterlebtes. Wo aber Manie zum Genie sich gesellt und dasselbe verschärft, da tritt jene Eigenschaft um so stärker hervor. Daraus entspringen dann die wunderbar leidenschaftlichen und schmerzerfüllten Denkmäler einer seelenkranken Dichtung, aus denen überall die grosse und unglückliche Persönlichkeit des Dichters hervorleuchtet. — Cardano hinterliess die Erzählung seines Lebens, vollständige Gedichte über sein Unglück und sein Werk De Somniis, das fast nichts als seine Träume und Hallucinationen bespricht. — Whitmans Gedichte sind nichts als sein in Verse gebrachtes Ich. „Klein ist der Gegenstand der Hymnen, aber der grösste von allen bin ich selbst." So zeichnet er ein Kind, das beim Anblick irgend eines äusseren Gegenstandes, einer Wolke, einer Heerde, oder von Steinen, von alten Trunkenbolden u. s. w. sich mit demselben identifizierte und in eine Wolke, in Steine u. s. w. umgeschaffen zu sein sich einbildete, und dieses Kind war er selbst. — Rousseau in seinen Confessions, Dialogues und Rêveries, — Musset in seinen Confessions, Hoffmann in seinem Kreissler schildern bloss sich und ihren Irrsinn und zwar bis ins Einzelnste.

[1] Albrecht v. Haller, geb. 1707, gest. 1777, war als Kind schwächlich und schon trübsinnig, hatte unter den Chikanen seiner Kollegen in Basel und Göttingen zu leiden, „zeigte in seinen letzten Jahren Spuren von trübem Stolz und schwermüthiger Verzagtheit". (Uebers.)



Auch Poë thut nichts anderes, wenn er, wie BAUDELAIRE richtig bemerkt, über die Ausnahmen des menschlichen Lebens, die anfangs noch bezweifelte, späterhin zur Ueberzeugung gewordene Sinnestäuschung zum Gegenstande seiner Besprechung wählt — das Ungereimte, das sich im Geiste festsetzt und ihn mit entsetzlicher Logik beherrscht — die Hysterie, die an die Stelle des Willens tritt — den Widerspruch zwischen Nerven und Geist, wo schliesslich der Schmerz durch Lachkrampf ausgedrückt wird."

Pascal, dessen Wahn ihn zu übertriebener Demuth trieb und der im Christenthum die Unterdrückung des Ich erkannte, hat uns zwar keine Lebensbeschreibung von sich hinterlassen, aber die Spuren seiner Hallucinationen finden sich in seinem berühmten Amulette und eine Schilderung seiner selbst unter dem Bilde von anderen in den Pensées. Sicherlich dachte er an sich selbst, wenn er sagt, dass die Extreme von Geist und Wahnsinn sich berühren und dass die Menschen so wahnsinnig sind, dass derjenige, der es nicht wäre, eine neue Gattung von Wahnsinn abgeben würde"; ferner bei der Bemerkung, dass Krankheiten das Urtheil und den gesunden Menschenverstand stören, „wenn die grösseren (Krankheiten) es in merklicher Weise thun, so müssen auch die geringeren einen Einfluss im entsprechenden Verhältniss ausüben," endlich: tragen auch die Männer von Geist ihren Kopf höher als wir, so sind doch ihre Füsse niedriger als die unseren; alle stehen auf gleichem Boden — Männer, Kinder und Thiere.

Haller beschreibt umständlich seine religiösen Wahnvorstellungen und bekennt zum Oefteren, dass seine Stimmung binnen 24 Stunden sich ändere, wie er unbesonnen, närrisch sei, von Gott verlassen und wie er von den Menschen verspottet und verachtet werde.

Swift zeichnet in seinem Briefe an eine sehr junge Dame Tag für Tag aus seinem Leben und schildert mit den klarsten Worten seinen Wahnsinn. „Aus dem ganzen menschlichen Körper steigen Dünste zum Gehirn auf; sind es deren wenige, so lassen sie den Menschen gesund; sind sie zu reichlich, so reizen sie ihn, machen ihn zum Philosophen, zum Politiker,

zum Religionsstifter, d. h. sie machen ihn verrückt. Es ist darum sehr unrecht, alle Verrückten in Bedlam einzusperren. Man sollte durch eine Kommission unter den dort befindlichen und misshandelten Genies eine Auslese halten, um sie für die Gesellschaft nutzbar zu machen; die erotischen müssten der Prostitution, die maniakalischen im Heere dienen. Ich selbst, sagt er, bin ein Beweis dafür, denn ich bin ein Mensch, bei dem die Phantasmen oft jeden Zügel zerreissen, und ich neige dazu, mit der Vernunft durchzugehen und aus dem Sattel zu fallen; darum lassen mich meine Freunde auch niemals allein, ich verspreche denn, meine Ideen auf andere Weise abzuladen.

Lessmann, der (humoristische) Verfasser vom Tagebuch eines Melancholischen, endete durch Selbstmord 1834,[1] Mailath beschrieb sein eigenes Leiden in einem seiner Schwester, mit der er sich nachher ertränkte, gewidmeten Roman: Der Selbstmord.

Tasso schildert in einem Briefe an den Herzog von Urbino und in der oben erwähnten Strophe seinen eigenen Wahnsinn. „Francesco — in krankem Leibe krankt die Seele . . “ Sehr merkwürdig ist dabei, dafs er schon lange zuvor, ehe die Wuthanfälle eintraten, die Worte schrieb: „Obgleich ich nicht leugne, dass ich irre bin, so muss ich doch glauben, dass der Irrsinn bei mir durch Trunkenheit oder Liebe entstanden ist, denn ich gestehe, dass ich heimlich trinke.“

Dostojewski hat es stets mit Halbnarren, Epileptischen zu thun, so in Idiot, in Besessene (Besi) und mit moralisch Irren in Verbrechen und Strafe.

Gérard de Nerval schrieb Aurelia, ein Mischmasch von Dichtung und Beschwörungen, das man das hohe Lied des Fiebers genannt hat.

Barbara schrieb die Verwirrten (détraqués) und Buston schilderte seine eigenen Hallucinationen; Allix schrieb über Behandlung der Irren, ohne selbst Arzt zu sein. Lenau hatte

---

[1] Lessmann erhängte sich, meines Wissens, auf einer Fussreise von Berlin nach Wittenberg. (Uebers.)

schon 12 Jahre vor seinen Tobsuchtsanfällen derartiges vorausgefühlt und geschildert; in allen seinen Gedichten tritt die Neigung zum Selbstmord, die Lypemanie, mit lebendigen Farben gemalt, hervor. Schon die Ueberschriften seiner lyrischen Gedichte weisen darauf hin: „An einen Gemüthskranken, Der Seelenkranke, Traumgewalten, Hypochonders Mondlied; (Am Sarge eines Schwermüthigen, der sich selbst den Tod gegeben). Ich glaube nicht, dass unter allen den traurigen Ergüssen bei J. Ortis eine ergreifendere Schilderung der Neigung zum Selbstmorde gefunden werden kann, als in Lenaus Sonett „Der Seelenkranke", wo es heisst: „Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde — Und will sie still bis an mein Ende tragen; — Ich fühl' ihr rastlos immer tief'res Nagen, — Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde. — Nur Eine weiss ich, der ich meine Kunde — Vertrauen möchte und ihr alles sagen; — Könnt' ich an ihrem Halse schluchzen, klagen! — Die Eine aber liegt verscharrt im Grunde. — O Mutter, komm, lass Dich mein Flehn bewegen! — Wenn Deine Liebe noch im Tode wacht, — Und wenn Du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen, So lass mich bald aus diesem Leben scheiden, — Ich sehne mich nach einer stillen Nacht, — O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden.

Seine Traumgewalten sind ein tieferschütternd un endlich trauriges und wahres Gemälde der Hallucination, die seinem ersten manischen Anfall vorausging oder ihn begleitete; bei aufmerksamem Lesen derselben trifft man schon auf die bei Paralytischen gewöhnliche Gedankenverbindung. Hier einige Stellen daraus: „Der Traum war so wild, der Traum war so schaurig, so tief erschütternd, unendlich traurig. Ich möchte gerne mir sagen, dass ich ja fest geschlafen hab', dass ich ja nicht geträumt hab', doch rinnen mir noch die Thränen herab, ich höre mein Herz noch schlagen. Ich bin erwacht, ich finde mein Tuch durchnässt am Kissen. Hab' ichs im Traume hervorgerissen und mir getrocknet das Gesicht? Ich weiss es nicht. — Doch waren sie da die schlimmen Gäste, sie waren da zum nächtlichen Feste; ich schlief. Nun sind sie fort die wilden Naturen. In diesen Thränen find' ich

die Spuren, wie sie mir alles zusammengerüttet und über den Tisch den Wein geschüttet." Schon in den Albigensern finden sich beiläufig einige Verse, in denen er auf die furchtbare Gewalt der Träume auf sein Inneres anspielt.

12. — Am meisten zeigen sich die Spuren des Wahnsinnes in den Werken jener grossen Geister, im Gesamtinhalt, in den Reden, in den unlogischen Schlüssen, in den Widersprüchen und in den abenteuerlichen wilden Phantasien. — Sokrates war doch entschieden irr, wenn er, der dem Monotheismus und fast christlicher Moral huldigte, eine Vorbedeutung im Niesen fand und sich nach den Stimmen und Einflüsterungen seines vermeintlichen Genius richtete. Cardano, der schon vor Newton das Gesetz der Schwere entdeckt hatte, ein Dupuis in der Theologie, der in seinem Buche De subtilitate (CXIII.) die Erscheinungen der Besessenen und gewisser Einsiedler für Hallucinationen erklärt, schreibt seine wissenschaftlichen Funde ebensowohl dem Einfluss seines Genius zu, wie das Krachen eines Tisches und die Schwingung einer Feder. Er ist wahnsinnig, da er mehrmals behext zu sein versichert und da er sein Buch Ueber die Träume verfasst, in welchem der Psychiater sofort den Wahnsinn erkennen wird. Obgleich er anfangs sehr gute und äusserst merkwürdige Beobachtungen darin mittheilt, z. B. die, dass heftige Schmerzen im Traume weniger stark, geringe Schmerzen dagegen lebhafter empfunden werden, ferner dass die Irren häufiger träumen, dass man im Traume, wie es im Theater der Fall ist, in ganz kurzer Zeit lange Gedankenreihen durchfliegt, endlich (eine sehr zutreffende Beobachtung), dass die Träume der Menschen entweder ihren Gewohnheiten genau entsprechen, oder geradezu denselben zuwiderlaufen —, so finden wir ihn bald darauf dem gemeinsten Aberglauben des Volkes huldigen. Die unbedeutendste Traumregung wird ihm zur Enthüllung einer näheren oder ferneren Zukunft, und er stellt aus solchen Dingen, in aufrichtiger Ueberzeugung, ein in der Form wie im Entstehen wahrhaft pathologisches Wörterbuch, das den kabbalistischen Schriften gleicht, zusammen. Jeder Gegenstand, jedes Wort, das im Traume vorkommt, wird darin auf eine Reihe von

Anspielungen bezogen, die einander zur Erklärung dienen sollen. Vater kann Urheber, Gatte, Sohn, Befehlshaber bedeuten, Fuss so viel wie Grundstein; Kunst, Arbeiter; Pferd Flucht, Reichthum, Frau. Schuhflicker und Arzt sind gleichbedeutend. Im ganzen liegt nicht sowohl die Aehnlichkeit der Dinge dem System zu Grunde, sondern mehr die der Töne und noch mehr die der Reime. Orior und morior haben dieselbe Vorbedeutung, weil „una tantum littera cum differantur, vicissim, unum in alterum transit.“ Man könnte an der menschlichen Natur und an sich selbst verzweifeln, wenn man ihn von einem Reiter erzählen hört, der am Stein litt und Beschwerden bekam, wenn er von Essen träumte, und dann den Grund davon hört: „cibos enim ac dolores degustare dicimus“. Als ob es der Natur Spass machte mit lateinischen Worten zu spielen.

Und das war derselbe Mann, der so staunenswerthe Entdeckungen machte, der treffliche Beobachter — und zudem Arzt und ohne Zweifel ein erleuchteter Arzt, der von den Sympathien des Plexus solaris Kenntniss hatte.[1]

Sogar Newton, der das Gewicht der Weltkörper berechnete, war sicherlich irr, da er sich herabliess, die Apokalypse zu erklären, oder die Hörner Daniels; noch mehr, da er an Bentley schrieb: Aus dem Attraktionsgesetz lässt sich die verlängerte Kometenbahn sehr wohl verstehen, wie man aber bei der fast kreisrunden Planetenbahn die seitliche Abweichung erklären soll, halte ich für unmöglich, das kann nur durch Gott geschehen.“

Ein sehr seltsamer Schluss (sagt Arago), Gott an die Grenze zu stellen, wohin die Wissenschaft noch nicht hat gelangen können! Und doch ist Newton selbst in seiner Optik gegen diejenigen losgezogen, die nach Art der Aristoteliker in den Dingen verborgene Eigenschaften voraussetzen, wodurch die Forschungen der Naturphilosophen beschränkt und gehemmt werden.

---

[1] Sein grosser Zeitgenosse Melanchthon und nach ihm Peucer sagen: „Sunt somnia alia physica, alia divina, alia diabolica.“ Vgl. Melanchthon, de anima. (Uebers.)

Ein Jahrhundert später hat denn auch Laplace den wirklichen Grund gefunden, der Newtons Berechnung entgangen war.

Ampère war überzeugt davon, die Quadratur des Zirkels gefunden zu haben.

Pascal, der zuerst das Gesetz der Wahrscheinlichkeit aufgestellt hat, glaubte fest daran, die Berührung einer Reliquie könne eine Thränenfistel heilen, und versichert das in einem seiner Bücher.

Rousseau stellte seine tolle Wildheit als das Ideal des Menschenthums auf. Er glaubt, dass jedes Naturprodukt, welches dem Gaumen oder dem Auge angenehm ist, nicht schädlich sein könne; danach müsste auch der Arsenik nicht gefährlich sein.

Sein Leben ist ein Gewebe von Widersprüchen, er liebt mehr als alles das Land und wohnt in der Rue Platonière, er schreibt ein Buch über Erziehung und bringt seine Kinder ins Armenhaus; er eifert gegen die Religion mit den schärfsten Zweifeln und schleudert einen Stein gegen einen Baum, um daraus die Zukunft zu errathen, und legt seine Briefe an Gott auf einem Kirchenaltar nieder, als ob Gott dort seine ausschliessliche Wohnung habe.

Baudelaire vergleicht das Erhabene in der Kunst mit der Schminke, die die Schönheit einer Dame erhöht; er schildert in toller Phantasie eine Landschaft aus Metall, wo Wasser und Pflanzen fehlen. „Alles ist da starr, glatt, leuchtend, ohne Wärme, ohne Sonne, mitten in ewiger Stille ist das blaue Wasser eingerahmt von einem goldenen Becken, ähnlich den früheren Spiegeln.“ Das Spätlatein ist sein Ideal, die einzige Sprache, in der sich die L e i d e n s c h a f t a u s d r ü c k e n lässt; er liebt die Katzen so sehr, dass er drei Gedichte auf sie machte. — „Baudelaire hatte wenige Gedanken, und alle waren sie unzusammenhängend, einige sogar ganz sinnlos (Vgl. Revue bleue, 1886). So schrieb er in den Avis aux Communistes: Jetzt ist alles gemein . . . sogar Gott!“ Was soll das heissen?

Haym kennzeichnete die Schopenhauersche Philosophie als einen „lebhaft geträumten und geistreich verwirklichten

Traum“, und Schopenhauers Charakter als „vollkommensten Widerspruch“.

Walt Whitman war sicherlich irr, da er schrieb, dass in seinen Augen Ankläger wie Angeklagte, Richter wie Schuldige gleichen Werth hätten; ferner, dass er die Tugend nur bei einer Art Frauen hoch halte — bei Dirnen — und wenn er erklärt, in mir verlängt sich die Breite, die Länge verbreitet sich, Meere, Raum, Stoff, Afrika, Polynesien sind in mir. Um seinen Materialismus kenntlich zu machen, sagt er, die Seele befinde sich nicht bloss in den Armen, in der Nase, im Kinn, in den Haaren, sondern auch im . . .

Lenau charakterisirt den Mond in einer allen sonst gewohnten Schilderungen entgegengesetzten Weise, wie es eben nur hypochondrische Laune zu thun vermag.

In seiner Jugend war für ihn „der Mysticismus ein Zeichen von Blödsinn“, in seinen letzten Dichtungen verfällt er selbst in Mysticismus.[1]

Im ganzen Koran ist kein einziges Kapitel, das zu dem anderen in Beziehung steht. Oft sogar ist in einer und derselben Sure die Gedankenfolge unterbrochen.

Ueber Mohammed, sagt Morkos (Le Coran p. 12—14. 1886) kann man die widersprechendsten Ansichten haben. Man kann ihm zwar eine bedeutende Grösse nicht absprechen, aber unmöglich lassen sich auch seine Blössen verkennen, Betrug, Unwissenheit und die erdenklichste Schamlosigkeit.

Der Koran wiederspiegelt diese Eigenschaften neben dem Erhabensten aus der Wissenschaft und der Religion, neben den heiligsten Grundsätzen der Gerechtigkeit und Menschenliebe. Die Gottlosen, die Verräther werden mit beredtester Kraft niedergeschmettert. Aber die höchsten Ideen sind mit Gemeinplätzen untermengt, oft sind es Perlen im Kothe versteckt. Im ganzen genommen erscheint der Koran wie ein unfertiges, zusammenhangloses Werk, ohne fortlaufende Idee und ohne alle Kunst; seine Kapitel, die Suren, sind ein bunt zusammen-

[1] Vgl. auch Daumer, den Uebersetzer des Hafis, und den umgekehrten Fall bei Hafis selbst. (Uebers.)

gewürfeltes Flickwerk; im ganzen Werk wie in den einzelnen Theilen herrscht die Unordnung, ein Kapitel enthält etwas ganz anderes, als das voraufgehende und das nachfolgende; geschichtliche Thatsachen sind mit Geboten durcheinander geworfen, die nichts damit gemein haben; Drohungen gegen die Gottlosen mit Erbgesetzgebung, rituelle Vorschriften mit Phantasien über die Schöpfungsgeschichte, Erinnerungen an kriegerische Thaten mit gerichtlichen Entscheidungen; die Geschichte wird in fabelhafter Weise dargestellt, ungeheuren Anachronismen begegnet man häufig, das Unglaublichste wird mit seltener Unverfrorenheit erzählt. Mitten in diesem Wirrwarr werden die Blitze gegen den Götzendienst, die Drohungen mit dem Höllenfeuer den Gottlosen, und die Versprechungen eines sinnberückenden Paradieses den Gläubigen unter Aufforderungen zum Gebet, zur Mildthätigkeit und Gerechtigkeit hundertmal bei jeder Gelegenheit wiederholt und bilden so das einzige Band, welches das wunderliche lockere Gewebe zusammenhält."

Addison sagt von Swift: Der Wahnsinn spricht aus seiner Betrachtung über das Ungereimte, aus seinem Mathematiker, der den Schüler die Aufgaben verschlingen lässt, aus seinem Landwirth, der die Exkremente destillirt, aus seinem menschenfreundlichen Vorschlage, die Kinder zu erwürgen und daraus Speise für das Volk zu bereiten.

Ich glaube übrigens bei den grossen Schriftstellern, die zugleich Alkoholisten sind, einen ihnen eigenthümlichen Stil zu erkennen, dessen Charakter kalter Erotismus und mehr bizarre als schöne Abwechslung ist — zügellose Phantasie, häufige Verwünschungen, unvermittelte Uebergänge von finsterm Trübsinn zu frivoler Lustigkeit und starke Neigung, Wahnsinn, Trunkenheit und die traurigsten Todesscenen zu schildern. Poë liebt es, sagt Baudelaire, seine Figuren auf grünlichem und violettem Boden sich bewegen zu lassen, wo phosphorescirende Fäulnissdünste aufsteigen, er stürzt sich aus Liebe zum Grotesken in das Groteske, aus Liebe zum Entsetzlichen in das Entsetzliche."

Baudelaire selbst macht es aber nicht anders, die Wir-

kungen des Alkohols oder des Opiums sind seine Lieblingsthemata.

„Es giebt Tage, wo mein Herz vergeht — wo der Schlamm mich umfängt,“ sang der arme Praga, den der Wein umbrachte und indem er ihn pries, doch noch lästerte: „Mag des Nüchternen Vorwurf mich treffen, mag die ganze Welt mich verhöhnen, bin ich zur Hölle vom Ewigen verbannt, ich steige hinunter, das Glas in der Hand.“

Der Maler Steen, ein Trinker, malte nur Trinker. — Hoffmanns Zeichnungen waren zuletzt nur Karrikaturen, seine Erzählungen schweiften ins Uebermenschliche, seine Musik war ein Tongerassel.

A. de Musset sieht bei den Frauen von Madrid „unter einem Schwanenhals einen keuschen Busen, goldig wie das junge Weinlaub.“

Murger schwärmte für Frauen mit grünen Lippen und gelben Wangen. Wahrscheinlich war er farbenblind, wie wir es schon bei den Malern gefunden haben. (S. oben S. 249).

13. — Fast alle diese grossen Genien gaben viel auf ihre Träume, die ohne Zweifel bei ihnen lebhafter in Farbe und Gestalt auftraten, als es sonst bei Gesunden der Fall ist. So bei Cardano, Lenau, Tasso, Sokrates, Pascal. —

14. — Bei mehreren von ihnen fand man sehr grosse, aber abnorme Schädel und schwere Gehirnläsionen wie bei Irren beförderten ihr Ende. Bei Pascal fand man Induration der Hirnsubstanz neben Vereiterung der linken Grosshirnlappen, bei Rousseau Wasser in den Ventrikeln; — bei Byron und Foscolo frühzeitige Nahtverschmelzung. Schumann starb infolge chronischer Meningitis und Hirnatrophie.

15. — Fast nie kommen die Wahnideen vereinzelt bei den grossen Geistern vor, meist finden sich mehrere zusammen. Melancholie trat zum Grössenwahn bei Chopin, Cardano, Comte, Schopenhauer, bei Tasso zum Alkoholismus, zum impulsiven Irrsinn und zum perversen Geschlechtstrieb bei Baudelaire und Rousseau, zum erotischen, alkoholischen und Grössenwahn bei Gérard de Nerval. Morphiumsucht und Alkoholismus gesellten sich zur Grübelsucht bei Coleridge.

16. — Das wesentlichste Erkennungszeichen des Wahnsinns bei den grossen Geistern scheint mir auf der ungemeinen Steigerung der beiden Gegensätze — Erethismus und Atonie — Begeisterung und Erschöpfung — zu beruhen, die wir bei fast allen grossen Geisteshelden, selbst bei den gesundesten, als Stadien auftreten sahen, welche sie sich gleich schlecht zu erklären suchen, je nachdem es ihren Stolz kitzelt oder verletzt.

„Eine träge Seele, die vor jedem Geschäft zurückbebt, ein galliges Temperament, das leicht verstimmt, bei jeder Widerwärtigkeit auffährt, scheinen sich in einem und demselben Wesen nicht zu vertragen, und dennoch bilden sie die Grundlage meines Charakters," gesteht Rousseau in Brief II. Daher kommt es, dass sie ähnlich dem Ungebildeten, der die Aenderungen seines Ich in materiellen und äussern Vorgängen sucht, einem Teufel, einem Dämon oder Gott die glückliche Gabe der Begeisterung zuschreiben. — Tasso sagt von seinem Kobolt, Genius oder Himmelsboten: „Er kann kein Teufel sein, da er mir vor heiligen Dingen nicht Scheu einflösst, aber etwas Natürliches ist es doch auch nicht, da es mir Gedanken einflösst, die ich zuvor nie gehabt habe." — Ein Genius giebt Cardano seine Werke, seine Kenntniss übernatürlicher Dinge, seine Verordnungen ein, Tartini seine Sonate und Mohammed seinen Koran. — Van-Helmont erklärte, ein Genius sei ihm bei allen wichtigen Ereignissen in seinem Leben erschienen; im Jahre 1633 entdeckte er seine eigene Seele in Gestalt eines glänzenden Krystalles. — Der Bildhauer Blake begab sich oft an das Seeufer, um mit Mose, Homer, Virgil, Milton sich zu unterhalten, die er früher gekannt zu haben sich einbildete. Wenn ihn Jemand fragte, wie sie aussehen, so antwortete er: es sind Schatten von majestätischer Haltung, grau, aber glänzend und von weit grösserer Gestalt als gewöhnliche Menschen." Sokrates hatte seinen „Genius" zum Berather, der, wie er sich ausdrückte, „mehr als 10 000 Lehrer werth ist". Oft rieth er, nach Anweisung dieses seines *δαιμονιον* seinen Freunden, was sie thun sollten.

Der lebendige, farbenreiche Stil, in welchem die grossen Schriftsteller ihre phantastischen Grübeleien mit gewohnter

Sicherheit vortragen, z. B. die Liliput-Akademie und die Schrecken des Tartarus, beweist, dass sie alles, was sie beschreiben, mit der Sicherheit des Hallucinanten sehen und anfassen, kurz, dass Begeisterung und Wahn bei ihnen mit einander in Eins verschmolzen sind.

Man darf behaupten, dass diese Selbsttäuschung über Inspiration ihren Inhabern bisweilen recht nützlich geworden ist, — so in den Fällen von Mohammed, Luther, Savonarola, Molinos und sogar von Taiping, aus neuerer Zeit, — da ihre Worte und Prophezeiungen infolgedessen die Farbe der Wahrheit erlangten, die auf innerster Ueberzeugung beruht und die allein die Macht besitzt, die unwissende Menge zu erschüttern und fortzureissen. Darin treffen denn auch die irren Genies mit den gemeinen Halbirren zusammen.

Ist aber die Heiterkeit und Begeisterung vorüber und schwimmen die düstern und grauen Nebel des Trübsinns wieder obenauf, so halten sich die unglücklichen Genies in falscher Deutung ihres eigentlichen Zustandes für vergiftet, wie Cardano, oder für verdammt zum Höllenfeuer, wie Haller und Ampère, oder für verfolgt von ingrimmigen Feinden, wie Newton, Swift Barthez, Rousseau. Allen erscheint dann der religiöse Zweifel, den die Vernunft dem Herzen zum Trotz anregt, als ein Verbrechen und wird Veranlassung und Werkzeug zu wirklichem Unglück.

17. — Gleichwohl ist die Charakterbeschaffenheit dieser Männer so verschieden von der der gewöhnlichen Menschen, dass sie den verschiedenen Geisteskrankheiten (Melancholie, Monomanie u. s. w.), unter denen sie leiden, ein eigenartiges Gepräge aufdrücken, wonach man eine besondere Gattung als — Psychose des Genies — aufstellen könnte.

Zweites Kapitel.

Aehnlichkeit zwischen dem irren und dem nicht irren Genie.

Gedenkt man alles dessen, was wir im Obigen vorgetragen haben, so findet man, dass die bezeichneten Eigenschaften nicht bloss dem irren Genie zukommen, dass sie vielmehr, wenn auch in weniger auffallendem Grade, bei den grossen Männern gefunden werden, die nicht im Verdacht des Irrseins gestanden haben, und von denen jene anderen nur eine Abart, ein Zerrbild darstellen. Sind Sokrates, Jesus, Columbus, Galilei, Spinoza, Cavour lautere in sich geschlossene Charaktere, so ist das bei anderen, als Alcibiades, Alexander, J. Caesar, Cicero, Seneca, Petrarca, Baco, Aretino, Macchiavel, Napoleon, Byron, Bulwer u. A. m. schon nicht mehr der Fall.

Unglaublich hochmüthig haben sich gezeigt: Dante, Napoleon I., Victor Hugo, Balzac, Comte, Hegel. Uebrigens sahen wir den Hochmuth auch bei Leuten, die nur Talent und nicht Genie besassen, als Cagnoli, Lucilius, Porta u. s. w. vorkommen.

Vorzeitige Entwickelung (S. 17) fehlt bei normalen Genien — Rafael, Michelangelo, Stuart Mill u. A. m. — eben so wenig wie der Missbrauch geistiger Getränke[1] und die sexuellen Ausschweifungen mit Sterilität im Gefolge. So Pope, Byron, Burns, Milton, Keats, Dryden. Uebertriebene Reiselust, Impulse mit krampfhaften Bewegungen vergesellschaftet oder als Ersatz für jene werden bemerkt. Bismarck soll Beust gefragt haben, ob es ihm auch Spass mache etwas zu zerbrechen. Von ihm sowohl wie von Gladstone und dem Belgier Malou sagt man, sie gefielen sich darin, wie Holzhauer zu arbeiten. Gladstones Freunde machten ihm deshalb ein silbernes Beil zum Geschenk.

Schädel- und Hirnanomalien finden sich auch hier. Degenerationszeichen kommen häufig bei beiden vor; so Stottern,

[1] Zu den oben (S. 66) nicht erwähnten Engländern gehören (nach Smiles) Marlow, Pope, Addison, Sommerville, Burns, Keats, Sheffield.

Mancinismus, Sterilität u. s. w. Endlich ist die Erscheinung zu bemerken, dass der Gegenstand der Arbeit, mit der der Betreffende beschäftigt ist, völlig mit ihm verwächst, und die Arbeit wie eine Hallucination oder Autosuggestion daraus hervorgeht. So erzählt Flaubert, die Schöpfungen seiner Einbildungskraft dringen auf ihn ein, verfolgen ihn oder besser gesagt, er lebe mit ihnen. Bei der Beschreibung der Vergiftung der Frau Bovary habe er den Arsenikgeschmack auf der Zunge gehabt, er sei selbst vergiftet gewesen und habe erbrochen. Dickens empfand Schmerz und Mitleid mit seinen Gebilden, als wären es seine eigenen Kinder.[1] — „Meiner Meinung nach," sagt Edmond de Goncourt,[2] „ist mein Bruder infolge der Arbeit, namentlich an der Mühe, mit der er den Stil und die Sätze zu feilen suchte, gestorben. Ich sehe ihn noch, wie er gewöhnliche Sachen, die uns anfangs ganz gut gefielen, wieder vornahm, sie stunden- ja halbe Tage lang umarbeitete mit einer wuthähnlichen Hartnäckigkeit. Dazu kommt, dass unser ganzes Werk auf Nervenleiden und darauf vielleicht seine — allzu theuer bezahlte — Originalität beruht, — dass wir die Krankheitsschilderungen aus uns selbst entnommen haben und dass wir dadurch, dass wir uns selbst bis ins Einzelnste zerlegten und studierten, einen so hohen Grad von Empfindsamkeit bekamen, den das Kleinste im Leben verletzte. Ich sage w i r, weil ich, als wir Charles Demailly verfassten, kränker war, als er. Er hat zum Strick gegriffen. Ch. Demailly! Es ist doch merkwürdig, seine eigene Lebensgeschichte 15 Jahre im voraus zu schreiben."

Die Befangenheit des Genies in solchem Zustande geht so weit, dass sie aus dem Menschen eine doppelte Persönlichkeit, aus einem Menschenfreund einen Tyrannen, aus einem Melancholischen einen Spassvogel zu machen im stande ist.

Wir haben sogar bei den vollkommensten Genien Rudimnte von Irrsinn — Melancholie, Grössenwahn, Hallucination — gefunden, worauf, unserer Meinung nach, die Ueberzeugung gewisser Propheten und Stifter von Herrscherhäusern beruht,

---

[1] Dilthey, Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn, Leipz. 1886.

[2] *Lettres de Jules de Goncourt*, Paris 1885.

die tief genug ist, um die Stelle der Begeisterung angesichts der Massen zu vertreten.

Eine Anlage zum Missvergnügen mit dem Bestehenden, sagt Maudsley, ist eine der wesentlichen Bedingungen origineller Naturen.

Desgleichen findet man bei ihnen die Anwendung eigenthümlicher Wortbildungen — wie bei Monomanen — und die Unsicherheit des Geistes, die bis zur grübelnden Zweifelsucht heranreicht.

Das Einzige, was die gesunden Genien unterscheidet, ist schliesslich die geringere Höhe der Symptome, das Maasshalten betreffs der doppelten Persönlichkeit, die Seltenheit der Behandlung von Gegenständen, die auf den Wahnsinn Bezug haben (Shakespeare, Goncourt und Daudet machen darin eine Ausnahme) und die grössere Seltenheit der Geschmacklosigkeit, die freilich auch hier nicht fehlen darf, da vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt führt.

Nicht unbemerkt darf gelassen werden, dass überall, wo ein Genie in einer Rasse sich zeigt, auch die Zahl der Irren im Wachsen ist. Wir haben davon sehr bemerkenswerthe Beispiele in den italienischen, englischen und deutschen Juden. Die Sache ist so auffällig, dass man in den deutschen Irrenhäusern angefangen hat, betr. der Aetiologie nach dem Genie der Eltern zu fragen. Der Einfluss heftiger Leidenschaften bei der Zeugung, der des Alters und der Trunksucht der Eltern steht sowohl für das Irrsein wie für das Genie fest; doch wird das Genie — wie das für die Degeneration fast immer der Fall ist, nur ausnahmsweise vererbt, indem es sich zumeist in Neurosen umsetzt, die bei den Nachkommen in immer verstärktem Maasse auftreten, und indem es rasch verschwindet infolge der Unfruchtbarkeit, mit welcher die Natur gegen die Fortpflanzung der Unnatur eintritt. Wer durch die von uns dafür angezogenen Beispiele noch nicht belehrt ist, der halte sich nur die Stammbäume Peters d. Gr., der römischen Cäsaren und K. Karls V. vor, wo Epileptische, Männer von Geist und Verbrecher sich einander ablösen, bis sie endlich in Blödsinn und Unfruchtbarkeit vergehen.

Bei allen drei Typen (Irre, irre und gesunde Genies) erkennt man den Einfluss, welchen Rasse,[1] warmes Klima, mässiger Luftdruck und nicht selten fieberhafte Krankheiten in fast immer sich gleichbleibender Stärke ausüben.

Den überzeugendsten Beweis jedoch lieferten die Irren, bei denen das ihnen fehlende Genie sich erst im Irrenhause und zwar auf Zeit entwickelte. Sie zeigen, dass Originalität, Künstler und Dichtertalent mit Hülfe der Geisteskrankheit sich bilden können — bei den Unbegabtesten.

Ein weiterer und gewiss nicht unwichtiger Beweis wird uns von dem sonderbaren Wesen, dem Halbverrückten (Mattoiden), gegeben, der umgekehrt wie der Geisteskranke, alle Aeusserlichkeiten des Genies ohne dessen Inhalt darbietet.

Alles in allem dürfen wir ohne Scheu behaupten: Genie ist eine wirkliche Degenerations-Psychose aus der Gruppe des moralischen Irrseins, die zeitweilig innerhalb anderer Psychosen sich bilden und deren Form annehmen kann, dabei aber gewisse besondere Kennzeichen behält, die sie von allen anderen unterscheidet.

Die Verwandtschaft (Identität) des Genies mit dem moralischen Irrsein erkennt man aus der allgemeinen Gefühlsstörung, die bei allen mehr oder minder verschleiert hervortritt, sogar in den Erscheinungen der Selbstlosigkeit, in den Genien der Güte, denen man den Namen Heilige gegeben hat, woraus uns die bei Kranken seltsame Langlebigkeit erklärlich wird.

Zweifelsohne ist ein Zusammenhang zwischen den angeführten Beobachtungen zu finden mit dem, was ich und Tamburini beobachtet haben, dass die besseren unter den (Neu-) Künstlern in den Asylen sämtlich an moralischem Irrsein litten.

Wir wollen auch noch daran erinnern, dass die Klephten Räuber waren und dass viele grosse Eroberer hinsichtlich ihres

---

[1] Bezüglich des Rasseneinflusses in Frankreich habe ich nachzuholen — auf Grund in grösserem Maassstabe angestellter Beobachtungen, — dass die germanisch-belgische Bevölkerung die grössere Zahl Genies stellt, 40 %, die Keltischen Departements nur 13,5 % und die Iberier 20 %.



sittlichen Werthes nur Räuber in grossem Stil waren. Aus dem Gesichtsausdruck etlicher in meinem „Verbrecher" abgebildeten Räuber folgert Arved Barine sehr richtig,[1] ein solches Handwerk erfordere genau dieselbe geistige Begabung, wie sie den Konquistadoren eigen sein musste, welche moralisch nicht höher standen. Der Sittlichkeitsbegriff ist, wie die Geschichte lehrt, vom Verstande völlig unabhängig. Oft fehlt er den grossen Männern so sehr, wie beispielsweise Napoleon und Benvenuto Cellini, dass man ihnen eine besondere Moral zuerkennen musste, welche in den fünf Worten gipfelt: „Dem Genie ist alles erlaubt."

Einfluss des Genies auf die Revolution.

1. Geniale Menschen. — Hervorragende Geister sind die hauptsächlichsten Förderer der Revolution. — Man denke an die Erzählung von Tarquinius Superbus mit den Mohnköpfen. Carlyle weist nach, dass die ganze Weltgeschichte nichts anderes als die Geschichte grosser Männer ist. — Jede neue Einrichtung ist, nach Emerson, gleichsam der verlängerte Schatten irgend eines grossen Geistes, z. B. der Mohammeds für den Islam, Calvins für den Puritanismus, Loyolas für den Jesuitismus u. s. w.

„Grosse Männer stempeln ihr Volk und ihre Zeit mit ihrer Seele, wie Luther das moderne Deutschland und Knox Schottland gestempelt hat. (Smiles, Der Charakter, übers. von Steger. S. 37.)

Flaubert (Correspond. 1889. p. 538) sagt, sie sammeln viele zerstreute Persönlichkeiten zu einem Typus und prägen dem Menschengeschlecht einen neuen Charakter auf. Dabei verachten sie das Neue nicht, sondern gehen auf das Unbekannte aus und hassen sogar das Alte. So rührt die Idee

---

[1] *Revue Littéraire*, 15. août 1887, nº 3.

des Kommunismus, der heut eine brennende Frage bildet, aus der ersten Zeit der christlichen Kirche her. Der Einfluss Mancher wurde erst nach ihrem Tode mächtig. So Cäsar und Wilhelm von Oranien.

Max Nordau behauptet, der Fortschritt sei fast ausschliesslich das Werk weniger despotischer Geister. „Die Menge," sagt er, „ist immer konservativ, hängt am Ererbten und weiss sich in neue Lagen nicht zu finden; — aus eigenem Antrieb schlägt sie neue Wege nicht ein. — Jede Revolution ist das Werk der Minorität, die Majorität folgt nur mit Widerwillen." — „Keine Revolution gelingt, wenn nicht ein Mann an der Spitze steht," sagt Macchiavelli, „und eine Menge ohne Haupt ist ohnmächtig." Selbstverständlich! denn da das Genie auf Originalität beruht, so ist es der natürliche Gegner der Tradition, des Hergebrachten; es ist der geborene Revolutionär, als Vorläufer und glücklicher Förderer der Weiterentwickelung.

Die glückliche Mischung von Charakter und Intelligenz und die Gabe der Anpassung an die Bedürfnisse des historischen Momentes — das ist das Geheimniss der grossen Geister.

Man sehe Cromwell, wie ihn Guizot schildert, — Napoleon im Bilde, das Taine von ihm giebt, und Toussaint-Louverture, den Befreier der Schwarzen auf San Domingo, der den Heeren und der Macht Napoleons lange Zeit zu widerstehen vermochte und nur durch List unterlag.

Toussaint, der als Haussklave nur ein wenig lesen gelernt hatte, der bis zu seinem 50. Jahre kaum Militär zu sehen bekommen hatte, wurde zum Gesetzgeber und Feldherrn, der sein Werk mit solcher Klugheit und Mässigung zu festigen verstand, dass es auch nach seinem Sturze Dauer gewann. (Schorer, *Vie de Toussaint-Louverture*. 1888.)

2. Nervenleiden — grosser Geister — Geisteskrankheit, moralisches Irrsein, Epilepsie, haben wir bei Cäsar, Mohammed, Cromwell, Peter d. Gr. und Napoleon schon kennen gelernt. Interessant ist, was Ramos Meija von den Häuptern der südamerikanischen Revolution mittheilt. „Rivadura," sagt er, „war Hypochonder und starb an Hirnleiden, der Admiral Brown

litt an Verfolgungswahn, Lopez, der Verfasser des argentinischen Volksliedes, starb an einer Nervenaffektion, Dr. Varela war epileptisch, Don Val. Gomez starb an einer Hirnblutung, der Ingenieur Beltran, einer der Heldenmüthigsten im Befreiungskriege, verfiel in Geistesstörung, Oberst Estomba, aus den argentinischen Bürgerkriegen bekannt, wurde vor der Front seiner Truppe wahnsinnig. Monteagudo war hysterisch und mit Grössenwahn behaftet.

3. Die Atmosphäre, in welcher hervorragende Geister sich befinden, ist eine wesentliche Bedingung für das Gelingen ihres Vorhabens. Ihre Leistung besteht oft nur im Zusammenfassen und in der Beschleunigung der Reife von im Volke vorhandenen Gedanken und Gefühlen, die des Aufbruches harren.

Da ist der eigentliche Schauplatz für die Thätigkeit des Genies. Unsere Trägheit ist gewöhnlich so gross, dass Reformen, für die schon alles fertig und vorbereitet ist, nur dann zu stande kommen, wenn ein Genie die Lunte an das Pulverfass legt.

Das ist z. B. gegenwärtig in Italien der Fall in Beziehung auf die Schulfrage, die trotz allem noch in 100 Jahren nicht gelöst werden wird, falls nicht ein schneidiger politischer Geist den Widerstand der alten Gewohnheiten, der Unwissenheit und Furchtsamkeit bricht.

Ohne eine günstige Atmosphäre kommen auch geniale Menschen nicht zum Ziele, weil sie nicht verstanden werden. So war es bei vielen Entdeckungen, mit dem Gas, mit der Elektrizität, die man zu ihrer Zeit nicht beachtete. — Dagegen sehen wir in der Revolution die Genialität mit der Kultur eines Volkes genau auf gleicher Linie stehen. Wenn behauptet wird, die zahlreichen geistigen Grössen in Athen hätten die Bildung und Politik des Staates beeinflusst, so muss man andererseits zugeben, dass es die hohe Bildung der Athener und die rasche Folge der Parteien war, die die vorhandenen genialen Kräfte hervorzog. In diesem Sinne begreift man, warum in republikanisch regierten und von gewaltsamen Parteien beherrschten Staaten eine grössere Menge grosser Männer

(z. B. in Florenz und mit Garibaldi) ans Licht tritt, als in ruhigen Zeiten und unter einer absoluten Monarchie.

Will aber die Genialität die in der Zeit und in dem Volke liegenden Hindernisse überwinden, und läuft sie der Entwickelung um Jahrhunderte voraus, so gelingt es ihr wohl einmal, mit Hülfe der ihr innewohnenden Energie für kurze Zeit eine Revolution zu veranlassen, die jedoch trotz aller grossartigen und edlen Bestrebungen entweder spurlos verläuft oder eine Reaktion im entgegengesetzten Sinne hervorruft.

So dauerten Pombals Reformen kaum so lange wie er lebte, und Peters d. Gr. Neuerungen riefen eine Reaktion hervor, die noch heut sich bemerkbar macht und die noch viel nachtheiliger gewirkt haben soll, als die Unwissenheit, die er aufzuklären beabsichtigte.

Allerdings behaupteten sich einige Revolutionen, wenn auch nicht sehr lange, mit Hülfe des Geistes ihrer Führer. So in Frankreich fast noch im Mittelalter unter Marcel und Leoocq; Callés Geist hatte grossen Einfluss auf die Jacquerien in den Landschaften von Clermont und Boves, Savonarola in der Bewegung von Florenz, und Rienzi in der Revolution der römischen Plebs.

Alle diese Unternehmungen verkümmerten gleichwohl, weil sie nicht im Bedürfniss ihrer Zeit wurzelten und weil sie über die von der Unreife der Zeit vorgezeichnete Linie hinausgingen.

Umgekehrt erreichten in Russland Tausende von bedeutenden Geistern und Märtyrern es nicht, dass die ersehnten Reformen eingeführt werden, weil sie mit der grossen Mehrheit des Volkes nicht übereinstimmen.

Man darf darum den persönlichen Einfluss der Führer nicht überschätzen. Unter 7 Millionen Revolutionären, die ungefähr 1000 Bewegungen veranlasst haben, zählt Ferrari nur 1000 berühmte. Ist der Boden vorbereitet, so haben sie Glück, im entgegengesetzten Falle aber nicht.

Alexanders und Napoleons Schöpfungen gingen wieder unter, die des letztern schon bei seinen Lebzeiten, weil sie überstürzt waren, wie wir jetzt auch in Italien zu empfinden

beginnen, dass die von Garibaldi, Mazzini und Cavour hervorgerufenen Freiheits-Bewegungen dem Süden und den Inseln gegenüber überstürzt waren.

4. Reaktionäre Geister. — Dass es deren in der That giebt, beweisen die Beispiele von Savonarola, Loyola, Dominico und Metternich, entschiedener Genies im Hass gegen das Neue. Wer da weiss, dass Originalität mit solchem Hass sich nicht nur verträgt, sondern ihn sogar noch verschärft, der findet es auch begreiflich, dass Erziehung in theologischen oder in Standesvorurtheilen, dass erbliche Anlage (De Maistre, Chateaubriand, Bismarck, Schopenhauer) und schreckliche Ereignisse (Loyola) ihn zu riesenhafter Höhe hinaufzuschrauben vermögen.

Die Erfolge der reaktionären Bestrebungen sind entweder für die Person ihrer Anstifter oder für die Sache, die sie führen, von zweifelhafter Art und schlagen bisweilen gegen die ursprünglichen Absichten um, indem die Gewalt der Ereignisse Denjenigen, der sie zu beherrschen vermeint, fortreisst und ihn zur Umkehr oder zur Ausführung lang vorbereiteter Volkswünsche zwingt, wie es Bismarck erging.

Revolutionen, als der Ausdruck des allgemeinen Volkswillens oder Unwillens, bei denen es fast an wirklichen Führern fehlte, sind die Sizilianische Vesper, die Losreissung Griechenlands von der Türkei und in gewissem Sinne die Erhebung der Niederlande gegen die Spanier.

5. Bei Rebellionen, Volksaufständen beschränkterer Kreise, nimmt man wahr, dass das Volk im Grunde sich weniger von wirklich genialen Männern, als von mässig talentvollen, bisweilen halbirren und sogar verbrecherischen Leuten, die seiner Denk- und Ausdrucksweise näher stehen, leiten lässt. „Das Volk,“ sagt Heine, „vertraut den Ehrgeizigen, die das Rothwelsch seiner Leidenschaften sprechen, weit mehr als dem ehrlichen Manne, der sich Mühe giebt, es aufzuklären.“

Andererseits sagt Vallès, der moderne Revolutionär κατ' ἐξοχήν, im Insurgé: Wer da glaubt, dass die Führer die Aufstände beherrschen, der ist sehr naiv. Der Kopf der Führer

gleicht dem Frauenbilde auf den Schiffen, dass im Sturme auftaucht und sofort verschwindet.

In den Aufständen fehlen die Genialen; viele Führer verdanken ihre Führerschaft nur der Gelegenheit und schaffen nicht etwa die Begebenheiten, sondern werden von den Begebenheiten geschaffen. Charakteristisch ist es, dass die Anarchisten keine Führer haben wollen.

Drittes Kapitel.

Der epileptoide Charakter des Genies und des Heiligen.

Zufolge der allseitig übereinstimmenden klinischen und physiologischen Erfahrungen steht es gegenwärtig fest, dass die Epilepsie auf einer in der Hirnrinde lokalisirten Reizung beruht, die bald kürzere, bald länger dauernde, aber stets intermittirende Anfälle veranlasst, ferner, dass der Boden, auf dem sie steht, degenerativer Natur ist, entweder ererbt oder durch Spirituosa oder Schädelverletzung dazu beanlagt.

Vergleicht man die bei der Epilepsie vorkommenden Erscheinungen mit denjenigen, die wir im Obigen bei genialen Menschen wahrgenommen haben, so führt das auf den Gedanken, dass das geniale Schaffen der Ausfluss einer degenerativen Form von Psychose, die zur Familie der Epilepsien gehört, sein könne.

Gestützt wird dieser Gedanke durch die Abstammung genialer Männer aus heriditär beanlagten Familien von Geisteskranken u. s. w., durch das Hervortreten des Genies nach Kopfverletzungen, durch die Schädelanomalien (zu grosse oder zu kleine Schädelkapazität — Asymmetrie); durch frühzeitige Entwickelung in leiblicher und geistiger Beziehung, durch die häufigen Bewusstseinslücken, Amnesie und Empfindungslosigkeit, traumhaftes Wesen, unruhiges Umherschweifen, durch Schreckhaftigkeit, religiöse Anwandlungen trotz entschiedener Ungläubigkeit, durch häufiges Deliriren bei geringfügigen An-

lässen, doppelte Persönlichkeit und sogar die Scheu vor Neuerungen (Misoneismus), die auch bei Verbrechern neben Gemüthlosigkeit vorkommt. Sogar die Vorliebe für Thiere ist den Genialen (Lord Byron, Fürst Pückler, Schopenhauer) mit den Degenerirten und Epileptischen gemein.

Die Geistesabwesenheit grosser Männer, sagt TONNINI, ist oft nichts weiter, als eine epileptoide Erscheinung.

Besonders beweisend ist die bei allen, irren oder nicht irren, Genialen allgemein hervortretende Herzlosigkeit, die aus unseren Eroberern Räuber in höherem Maassstabe macht.

Derartige Anschauungen können nur Demjenigen seltsam erscheinen, der nicht weiss, wie weit das Gebiet der Epilepsie sich erstreckt. Man weiss jetzt, dass die intermittirende Migräne, solche Speichelflüsse, einfache Vergesslichkeit, dahin gehören, aber auch dass sehr viele Formen von Monomanie nichts als larvirte Epilepsien sind, welche letztere beim Auftreten jener gänzlich verschwinden. Man braucht nur an eine Menge grosser Männer zu erinnern, die an Schwindel oder an krankhaften Wuthausbrüchen litten, dem Aequivalent der Epilepsie (Julius Cäsar, Mohammed, Karl V., Napoleon, Peter der Grosse, Richelieu, Petrarca, Molière, Händel u. A. m.).

Auf Grund des statistischen Gesetzes — wonach jede Erscheinung nichts als das Produkt einer grossen Reihe anderer ähnlicher, weniger deutlicher Dinge ist — darf man aus dem häufigen Vorkommen von Epilepsie unter den Grössten der Grossen vermuthen, dass das Leiden überhaupt unter den Genialen mehr verbreitet ist, als man geglaubt hat.

Dabei ist jedoch zu bemerken, dass die konvulsive Form der Krankheit bei ihnen selten auftritt. Nun ist es aber ein Erfahrungssatz, dass da, wo die Konvulsion bei den Epileptischen selten ist, das psychische Aequivalent dafür eintritt. Psychisches Aequivalent ist hier das geniale Schaffen.

Ein weiterer Beweis für die Identität des Genies und der Epilepsie ist die Aehnlichkeit des epileptischen Anfalles mit dem Eintritt der Inspiration, d. h. die Aehnlichkeit des unbewussten Handelns, welches hier schaffend, dort in Form von Konvulsionen auftritt.

Zergliedert man die Art des begeisterten Schaffens, so dürfte auch Denen die Sache klar werden, die von den neueren Anschauungen über das Wesen der Epilepsie keine Kenntniss haben. Nicht allein Unempfindlichkeit für Schmerz, Traumzustand, unregelmässiger Puls, Intermittenz kommen häufig dabei vor, sondern auch konvulsive Bewegungen und Amnesie. Dasselbe wird ferner hervorgerufen durch Dinge oder Umstände, welche Hyperämie der Hirnrinde bewirken, oder durch heftige Empfindungen; endlich wandelt es sich in Hallucinationen um, wie sie auf epileptische Anfälle folgen.

Einen ganz vorzüglichen Beweis für die Aehnlichkeit der genialen Begeisterung mit dem epileptischen Anfall besitzen wir in den Bekenntnissen entschieden Epileptischer, namentlich in denen des russischen Schriftstellers DOSTOYEWSKI. In seinem Buch „Besi“ (Die Besessenen) sagt er:

„Es giebt Augenblicke, wo man plötzlich der ewigen Harmonie sich bewusst wird. Diese Erscheinung, die nur fünf bis sechs Sekunden währt, ist weder irdisch noch himmlisch, sondern ein Etwas, das der Mensch in seiner Erdenhülle nicht zu ertragen vermag. Man muss sich leiblich umbilden oder sterben. Es ist ein deutliches aber unbeschreibliches Gefühl. Man glaubt mit einemmale mit der ganzen Natur Eins zu sein und man sagt sich: „Ja, es ist wahr, es ist gut.“ Es ist nicht Rührung, es ist Freude. Man verzeiht nicht, weil es nichts mehr zu verzeihen giebt. Man liebt nichts mehr, denn dieses Wonnegefühl kommt über die Liebe. Erschreckend ist die Klarheit, mit der es auftritt und die Freude, mit der es erfüllt. Wenn dieser Zustand länger als fünf Sekunden dauerte, so würde die Seele ihn nicht ertragen und müsste vergehen. Während der fünf Sekunden lebe ich ein ganzes Leben, sie sind nicht theuer genug zu bezahlen. Das zehn Sekunden lang auszuhalten bedürfte es eines anderen Leibes.

„Sie sind nicht epileptisch?“ — „Nein.“ — „Dann werden Sie es. Hüten Sie sich, Kirilof. Man hat mir gesagt, dass es so anfange. Ein Mensch mit dieser Krankheit hat mir eine genaue Beschreibung seiner Gefühle gemacht, die dem Anfall voraufgehen; ich glaubte ihn vor mir zu haben, als ich Sie

hörte. Auch er sprach von fünf Sekunden und versicherte, er würde den Zustand nicht länger ertragen können. Denken Sie an Mohammeds Krug; in der Zeit, da er sich leerte, stieg der Prophet ins Paradies. Der Krug sind die fünf Sekunden, das Paradies ist Ihre Harmonie und Mohammed war epileptisch. Hüten Sie sich, Kirilof, dass Sie es nicht auch werden."

In seinem „Idiot" sagt Dostoyewski: „Er dachte namentlich an ein Symptom, das seinen epileptischen Anfällen vorausging, wenn sie im Wachen eintraten. Inmitten der Abgeschlagenheit, Geistesleere und Angst, die der Kranke empfand, gab es Augenblicke, wo sein Gehirn plötzlich aufflammte und alle seine Kräfte einen höchst wunderbaren Aufschwung nahmen. Das Lebensgefühl, das bewusste Dasein war fast verzehnfacht in diesen blitzschnell vorübergehenden Augenblicken. Eine ausserordentliche Helle durchleuchtete Hirn und Herz. Alle Unruhe wurde besänftigt, alle Zweifel wurden mit einemmal in eine höhere Harmonie aufgelöst, in eine heitere, wonnige, vernünftige und wohlbegründete Ruhe.

Diese glänzenden Augenblicke waren indes nur das Vorspiel zu der Sekunde am Ende, auf welche unmittelbar der Anfall folgte. Diese Sekunde war freilich unbeschreiblich. Wenn der Fürst später, nachdem er gesund geworden war, darüber nachdachte, so sagte er: „Diese flüchtigen Augenblicke eines höheren Bewusstseins seiner selbst und folglich auch des höchsten Lebensgefühles verdankt man nur der Krankheit, der Störung der normalen Lebensbedingungen, und wenn das so ist, so hat man es nicht mit einem höheren Leben, sondern im Gegentheil mit einer der niedrigsten Lebensstufen zu thun."

Das hinderte ihn jedoch nicht, den höchst paradoxen Schluss daraus zu ziehen: „Was thut es, ob es eine Krankheit, eine abnorme Spannung ist, wenn das Ergebniss so ist, wie ich mich dessen nach wiedererlangter Gesundheit entsinne, und das den höchsten Grad von Harmonie und Schönheit in sich birgt, wenn ich in dieser Minute ein bisher mir unbekanntes Gefühl von Befriedigung, Ruhe, Erhebung zum Gebet und höchsten Lebensgenuss empfinde?"

Dieses Gewäsch von Schönheit und Gebet, Lebensgenuss u. s. w. schien dem Fürsten vollkommen verständlich zu sein und bei ihm keinen Zweifel aufkommen zu lassen.

Sollte er aber doch nicht in diesem Augenblicke Visionen gehabt haben, denen vom Haschisch und sonstigen Rauschzuständen ähnlich? Er konnte richtig darüber urtheilen, da seine Krankheit gehoben war. Jene Augenblicke kennzeichneten sich — um sie mit einem Worte zu bezeichnen — nur durch ein ausserordentliches Anwachsen des Selbstgefühls. Wenn der Kranke in jener Sekunde, nämlich im letzten Moment des Bewusstseins vor dem Anfall, deutlich und mit Sachkenntniss sich sagen konnte: „Ja, für solch' einen Augenblick giebt man ein Leben hin!“ so war dieser Augenblick allerdings für ihn, aber nur für ihn allein, ein Leben werth.

Sicherlich war es eine solche Sekunde, auf die der epileptische Mohammed anspielte, da er sprach, er habe alle Wohnungen Allahs in weniger Zeit besucht, als er bedurfte, um seinen Wasserkrug zu leeren.

Fügen wir noch einige Zeilen Flauberts hinzu, von denen man geradezu sagen kann, der Wahnsinn habe sie geschrieben.

„Wenn man, um ein Dichter zu sein, nur reizbare Nerven zu besitzen brauchte, so stände ich hoch über Shakespeare und Homer. . . . Diese Verwirrung ist gottlos; ich, der ich au eine Entfernung von dreissig Schritten hinter verschlossenen Thüren die Leute leise sich unterhalten hörte, ich, durch dessen Bauchhaut hindurch man alle Eingeweide sich bewegen sah, der zeitweise eine Million von Gedanken, Bildern und Kombinationen aller Art, die gleich den Raketen eines Feuerwerkes mein Hirn durchzuckten, im Zeitraum einer Sekunde verarbeitete, ich habe ein Recht, hierbei mitzusprechen.“ (Flaubert, Briefwechsel 1889.)

Halten wir nun diese Beschreibung des epileptischen Anfalles, den man einen psychisch-epileptischen nennen darf, der übrigens mit dem physiologischen Begriff der Epilepsie als Hirnrindenreizung zusammenfällt, mit den Beschreibungen zusammen, den die Schriftsteller selbst von der Inspiration des

Genies gegeben haben, so sehen wir, wie sehr die beiden Erscheinungen einander entsprechen.

Betreffs der Verlegung der Funktions-Empfindungen bei Epileptischen führt FRIGERIO eine hübsche Beobachtung an. Der Kranke empfand die Geschlechtslust im Augenblick des Anfalles nicht in den Genitalien, sondern im Epigastrium, worauf Ejakulation erfolgte.

Indes handelt es sich bei Manchen unter ihnen nicht sowohl um einen vereinzelten Paroxysmus, als um das ganze Wesen, das an das psychische Verhalten des Epileptischen erinnert.

Statt alles anderen verweisen wir auf das Gemälde, welches TAINE von dem grössten Eroberer der Neuzeit und RENAN von dem grössten Apostel entwirft.

Der hervorstechendste Zug in Napoleons Charakter ist die Originalität und die Weite seines Blickes. Nichts entgeht ihm, — die Menge der Dinge und Ideen, die er in seinem Geiste aufgespeichert hat und verarbeitet, scheint alle menschlichen Begriffe zu überschreiten.

In der Kunst, die Menschen zu beherrschen, ist er einzig. Sein Verfahren besteht darin, jede Hypothese auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen. Seine Worte sind feurige Pfeile. „Die Freiheit ist das Bedürfniss weniger Bevorzugter, sie kann daher beschränkt werden, die Gleichheit gefällt der Menge.“ Sein Konstruktionstalent ist erstaunlich; aber trotz seiner praktischen Befähigung ist seine poetische Befähigung noch grösser, für einen Staatsmann fast zu gross. Die Grösse treibt ins Ungeheure hinein und das Ungeheure zum Wahnsinn. — Europa genügte ihm nicht; in Aegypten denkt er an Syrien, an Wiederaufrichtung des Oströmischen Reiches in Konstantinopel, über Wien will er zurück nach Paris. Im Orient glaubt er ein neuer Mohammed, Stifter einer neuen Religion, werden zu können. Ueber Russland nach dem Ganges und Indien ist sein Ziel. Im Banne der Politik schiesst der Künstler über sein Ziel hinaus, er schafft das Ideal und das Unmögliche. Man erkennt in ihm den nachgeborenen Bruder Dantes und Michelangelos. Die arbeiteten freilich nur auf Papier und

Marmor, — er am lebenden Menschen und in Menschenfleisch.

Wie Dante und Michelangelo von ihren Zeitgenossen, so unterscheidet sich Napoleon von dem modernen Menschen. Die Gefühle, Gewohnheiten und die Moral, zu der er sich bekennt, sind die des XV. Jahrhunderts. „Die Gesetze der Moral und der Umgangsformen sind nicht für mich gemacht," ruft er aus. Die Staël und Stendhal vergleichen ihn in psychischer Hinsicht mit den kleinen Tyrannen des XIV. Jahrhunderts, mit den Sforza und Castruccio Castracani. — „Er ist ein Condottiere in hohem Stil, der mit den Menschen und Völkern mit unvergleichlicher Brutalität umgeht." Selbst unter den Malatesta und den Borgia gab es kein reizbareres Gehirn als das seinige, dessen elektrische Entladungen unwiderstehlich sind. Beispiele von Impulsen in Aegypten, in Campo Formio, wo er bei den Friedensunterhandlungen im Zorn ein Porzellanservice zerbricht, 1813 in Dresden, wo er Metternich fragt, wie hoch England ihn bezahle.

Höchste Ungeduld in allem Thun. Die Kleider, die ihm nicht passen, wirft er ins Feuer. Seine Schrift ist ein unleserliches Gemisch von Buchstaben; er diktirt so schnell, dass die Schreiber nicht folgen können. „Meine Nerven sind sehr reizbar," sagt er. Oft ist die Spannung der angesammelten Eindrücke so heftig, dass sie mit einer physischen Konvulsion sich entladet. Nicht selten hat man ihn einige Thränen vergiessen gesehen. — —

Infolge von Erbrechen und Ohnmachten litt er an Zerstreutheit. Solch ein Zustand, sagt man, habe den Verlust des Vandammeschen Corps bei Kulm nach der Schlacht von Dresden verschuldet.

Seine Herrschsucht und Eigenliebe muthete allen Anderen die unerhörtesten Dinge zu, er selbst vertrug nicht den mindesten Tadel. „1809 und 1812 will er falsche österreichische und russische Banknoten, 1814 eine Höllenmaschine gegen die Bourbonen anfertigen lassen." — Dankbarkeit ist etwas ihm Fremdes; wenn er ein Instrument nicht mehr braucht, so wirft er es weg.

In seinem Privatleben wie im öffentlichen gebraucht er ausser der Gewalt die Intrigue und Verleumdung, in Audienzen, Proklamationen und Briefen droht, beleidigt, beschimpft er Freunde und Gegner (vgl. die Bulletins 9, 17, 18, 19 nach der Schlacht bei Jena). — Die Staatsraison entschuldigt zwar vieles, sogar Verbrechen, — Napoleon ordnete aber nicht seine Person dem Staat, sondern den Staat seiner Person unter; er opferte die Zukunft der Gegenwart, — er brachte Frankreich an den Abgrund. — Vier Millionen Opfer an Menschen, eine zweimalige Invasion vom Auslande, Frankreich zerstückelt, verdächtig dem übrigen Europa, — das ist das Ende der politischen Laufbahn Napoleons, das Werk der Selbstsucht, bedient vom Genie.

Wer den Seelenzustand der Epileptischen kennt, der findet in diesem Gemälde Taines das klinische Bild der psychischen Epilepsie mit ihren riesenhaften Selbsttäuschungen, der Grossmannssucht, mit ihren Impulsen und mit dem völligen Mangel an sittlichem Gefühl.

Aber nicht bloss die Inspiration macht das Genie dem Irrsinn ähnlich. Dafür haben wir ein Beispiel am Apostel Paulus.[1]

Er war von kleiner, gedrungener Gestalt, sein Kopf klein und kahl, das Gesicht bleich mit einer Adlernase; kränklich, denn er litt an einem wahrscheinlich nervösen Zustande, den er den „Pfahl in seinem Fleische“ nennt; von seiner Keuschheit spricht er öfter.[2] Sein Charakter ist ungleich; sonst gut und gefällig, wird er wild in der Leidenschaft. Aus Gamaliels, eines gemässigten Pharisäers, Schule hervorgegangen, kennt er anfangs keine Mässigung und ist der eifrigste Verfolger der neuen Sekte der Christen in Jerusalem und in den Nachbarstädten. Er lässt sich vom Hohenpriester beauftragen, die Gläubigen in Damaskus zu verfolgen. Auf dem Wege dahin wird er unter Mittag von einem offenbar epileptischen Anfall ergriffen, er fällt bewusstlos zur Erde, ein Lichtschein

[1] Renan, *Les Apôtres.*
[2] Korinther I. 7 u. 8.

umgiebt ihn, der ihn so blendet, dass ihn seine Begleiter führen müssen.

In diesem Zustande hat er eine Hallucination, er sieht Jesus und hört seine Stimme, die ihm zuruft: „Warum verfolgst du mich?“ Er fiebert drei Tage lang, isst und trinkt nicht und sieht das Bild dessen, den er als Führer der Christen festnehmen soll, ihm Zeichen machen. Der Mann wird an sein Bett geführt und die Ruhe kehrt plötzlich in Paulus Seele zurück. Von dem Tage an ist er der eifrigste Anhänger der Christen. Er braucht sich übrigens nicht erst von ihrer Lehre unterrichten zu lassen, ihm ist die Offenbarung von Jesus selber gekommen; er betrachtet sich als einen der Apostel und wurde es zum grossen Segen der Christenheit, denn die ausserordentlichen Gefahren, die sein Stolz hervorrief, wurden durch seinen Unternehmungsgeist und seine Kühnheit hundertmal aufgewogen, die es nicht zuliessen, dass die christliche Idee auf einer kleinen Gemeinde Geistesarmer beschränkt blieb, wo sie wahrscheinlich erloschen wäre wie der Hellenismus. — In Antiochien hatte er eine ähnliche Hallucination wie später Mohammed; er fühlte sich in den dritten Himmel versetzt, wo er unsagbare Worte vernahm, die von Sterblichen nicht gebraucht werden dürfen.

Die Anomalie findet sich auch in seinen Briefen: „Er lässt sich mehr durch die Worte als durch die Gedanken hinreissen. Ein Wort, das er im Sinne hat, beherrscht ihn und führt ihn auf eine dem Hauptthema fernliegende Gedankenreihe. Seine Abschweifungen sind brüsk, seine Ausführungen brechen kurz ab wie seine Satzbildung. Kein Schriftsteller war je so ungleichmässig. Keine Litteratur hat etwas Aehnliches aufzuweisen wie das herrliche Kapitel XIII. der ersten Epistel an die Korinther, neben schwacher Beweisführung und ermüdender Kleinlichkeit.“ (Renan.)

Die Epilepsie ist demnach beim genialen Menschen nicht eine zufällige Erscheinung, sondern ein Morbus totius substantiae.

Viertes Kapitel.

Die Heiligen.

In Anbetracht der Sittenlosigkeit der Epileptischen ist es ein heikles Ding, behaupten zu wollen, die Heiligen könnten etwas mit ihnen gemein haben. BIANCHIS, TONNINIS und FILIPPIS Beobachtungen haben dieses Bedenken indes zum Theil beseitigt. Danach giebt es allerdings nur seltene Fälle (16 %) von Sittenreinheit, ja sogar von übertriebener Aufopferungsfähigkeit, doch immer in Begleitung von maassloser Heftigkeit, bei den Epileptischen.[1]

Die Hysterie, die Zwillingsschwester der Epilepsie, zeigt uns oft genug neben übertriebener Selbstsucht gewisse Ausbrüche übergewöhnlicher Aufopferung, die ähnlich auch bei moralischem Irrsinn vorkommen und darauf beruhen; sie verrathen das Krankhafte in der übermässigen Ausübung der Barmherzigkeit.

„Es giebt solche," sagt LEGRAND DU SAULLE,[2] „die mitten im Weltleben mit lärmendem Eifer allen mildthätigen Arbeiten in ihrem Kirchspiel sich unterziehen, für die Armen sammeln, für die Waisen Strümpfe stricken, die Kranken besuchen, Almosen spenden, bei Todten wachen, andere Leute zur Wohlthätigkeit anfeuern, die überhaupt wirklich vieles zur Unterstützung Hülfloser beitragen, dabei aber ihr Hauswesen, Mann und Kinder vernachlässigen.

Die Wohlthätigkeit solcher Frauen ist voller Sucht nach Aufsehen und Prahlerei. Sie leisten ein Werk der Barmherzigkeit mit eben dem Eifer, wie Industrieritter eine Finanzspekulation mit unerhörten Dividenden in die Welt schleudern.

Diese Frauen kommen, gehen, vervielfältigen sich, haben prächtige Einfälle, denken an alles mitten im Getümmel von

[1] TONNINI, *Arch. di Psichiatria*, 1886.
[2] *Les hystériques*, Paris 1883.

allgemeinen oder privaten Unfällen und nehmen mit bescheidenem Erröthen den Tribut der Bewunderung seitens dankbarer Angehörigen oder gerührter Zeugen ihres Waltens entgegen. Ist die Ehre einer Familie verletzt, sind wohlbegründete Hoffnungen, das Vermögen, Ruhe und Glück verloren, da springt die barmherzige Hysterische ein mit überraschender Gewandtheit und mit rührendem freiwilligen Beistand. Sie weint mit dem Einen, sie trocknet die Thränen des Anderen, sie erhebt die Niedergeschlagenen, sie eröffnet unerwartete Aussichten und tröstet Alle. Apostelgleich wehrt sie den Schmerzen Anderer, je heftiger dieselben sind. Tritt dann Ruhe ein, so wird sie sofort kühl. Ihrem Wesen nach beweglich, ist sie nicht mehr wohlthätig, sobald der Paroxysmus vorüber und sie kalt geworden ist.

Die hysterische Barmherzige ist muthiger Handlungen fähig, die man herumträgt und wieder und wieder erzählt, oder die zur Sage werden.

Bei einer Feuersbrunst giebt sie Proben höchster Geistesgegenwart, ertheilt vortreffliche Rathschläge, lässt den Hausrath und das Vieh in Sicherheit bringen oder stürzt sich gar selbst in die Flammen, um einen Kranken, einen Greis oder ein Kind zu retten. Ist bei einem Aufruhr ein öffentliches Gebäude oder eine Kasse bedroht, so leistet die neuropathische Heldin, in pathologischem Schwunge, die Waffe in der Hand, einem Haufen Aufrührer Widerstand. Man hat das gesehen. Wird ein Ort plötzlich von einer Ueberschwemmung überrascht, so wird eine Frau heldenmüthig zu Hülfe kommen.

Sucht man am nächsten Tage nach einer Feuersbrunst, nach einem Aufruhr oder nach einer Ueberschwemmung diese Heldinnen auf und fragt man sie aus, so findet man sie vollständig niedergeschlagen und manche unter ihnen gesteht aufrichtig: „Ich weiss nicht, was ich gethan habe, ich kannte die Gefahr nicht."

Während der Choleraepidemien, wo die Furcht gewöhnlich die übelste Beratherin war und schmachvolle Pflichtvergessenheit erzeugte, konnte man gewisse Hysterische sehen, die ausserordentliche Aufopferung bewiesen. Nichts stiess sie

ab, nichts beleidigte ihre Schamhaftigkeit, nichts ermüdete ihren Muth. Sie regten den Eifer der Krankenwärter an, sie warben Helfer, sie holten Aerzte herbei, schrieben und besorgten die Verordnungen, sie rieben die Sterbenden und begruben die Todten. Die Tageblätter strotzten vom Lobe der aufopfernden Helferinnen.

Die Aufopferung wird dieser Art von Kranken zum Bedürfniss und zugleich zur Gelegenheit von nothwendigen Ausgaben. Sie spielen, ohne es zu merken, krankhafterweise die Rolle der Tugend. Alle Welt lässt sich dabei täuschen, und das ist auch gut, soweit es als Vorbild dient. Ich habe in dieser Absicht einmal auf eine Auszeichnung angetragen und sie auch erhalten für eine früher in einer Irrenanstalt untergebrachte Hysterische, die in ihrem Quartier eine wahrhaft rührende Thätigkeit im Wohlthun entwickelt hatte. Sie begleitet die Schwachen und Kranken zur Konsultation bei bestimmten Aerzten in den Hospitälern; sie bringt entbundenen Frauen Bouillon und Wein, vorzügliche Milch den Neugeborenen, sie kleidet unglückliche Frauen, drängt beständig um Aufnahme in die Hospitäler für Unheilbare oder für Greise und Greisinnen, sie holt bei bekannten Spezialisten Verordnungen ohne Entgelt ein, sie vertheilt Arzneien, Wäsche, Charpie, und sie besitzt nur das Nothwendigste für ihre eigene Toilette, die für jede Jahreszeit dieselbe ist. Ich bin nicht sicher, ob sie fünf oder sechs Hemden zu eigenem Gebrauche besitzt. Diese Dame nun leidet an vielfachen hysterischen Beschwerden, sie regt sich bei jeder Kleinigkeit auf, schläft sehr schlecht und ist ernstlich krank.

Bei ihren privaten Leiden äussert sich die Hysterische oft in anderer Weise, als es bei den übrigen Menschen gewöhnlich geschieht. Sie verliert ihre Kinder und sie bleibt ruhig, heiter, entsagend; sie verliert keine Thräne, sie besorgt alles, trifft Anordnungen, vergisst dabei nicht das Kleinste, sie stimmt ihre Umgebung zu weihevoller Haltung und erträgt die letzte Trennung, das Begräbniss, ohne äusseres Zeichen von Herzeleid. Allgemein hält man dafür, eine solche Mutter sei mit einem ausnahmsweisen Muthe begabt.

Man täuscht sich, sie ist schwächer, als jede andere, sie ist krank!

Um das, was in diesen Schlüssen beim ersten Blick paradox erscheint, besser zu begreifen, muss man sich erinnern, dass viele Menschenfreunde ihren Nächsten lieben — aber aus der Ferne und auf Kosten der natürlichsten Gefühle für die Familie, für das Vaterland u. s. w. Man gedenke des Ausspruches von Dostoyewski („Die Brüder Karamanzof):

„Man kann im Nächsten nur den verborgenen, unsichtbaren Menschen lieben, sobald er sein Gesicht zeigt, ist es mit der Liebe vorbei. — In Gedanken kann man seinen Nächsten wohl noch lieben, aber von ferne, nie in der Nähe." Auch an Sterne muss man denken, der über einen todten Esel mitleidig spricht, seine Frau und seine alte Mutter aber verlässt.

Die grössten Menschenfreunde, Beccaria, Howard benahmen sich sehr traurig ihren Dienstleuten und ihrer Familie gegenüber. Wie der Gottmensch selbst über die Familie dachte, vgl. Evang. Matth. XII. 48—50, Luc. II. 48, 49, Marc. III. 33. — Der Apostel Paulus war vor seiner Bekehrung ein grausamer Verfolger der ersten Christen.

Man weiss auch, wie es für den wahrhaft frommen, religiösen Menschen Pflicht ist, seine Familie zu vergessen, keusch zu leben und das weibliche Geschlecht zu hassen. Die heilige Liberata wird zornig, da ihr Mann weint, als er seine Kinder verlässt, und Barruks Mutter — so heisst es in der Legende — ruft ihrem während seiner Marter um Wasser bittenden Sohne zu: Du sollst jetzt nur nach dem himmlischen Wasser verlangen! [1]

Die übertriebene Nächstenliebe, der Altruismus, der sich sogar dahin äussert, dass er, wie es beim heiligen Francisco der Fall ist, unbelebte Gegenstände, die Gestirne, das Wasser, das Feuer u. s. w. mit seiner Liebe umfasst und seine Familie verlässt —, ist demnach ein Krankheitssymptom, ein Ueberwuchern des Gefühls, das wie alle anderen hypertro-

[1] Anfosso, Legenden des Mittelalters, Jvrea 1887.

phischen Zustände mit Schwund, mit Atrophie, nach einer anderen Richtung einhergeht.

Bei Johannes von Gott, bei Loyola, Franz von Assisi, bei Lazzaretti sahen wir das Heiligenleben in vollem Gegensatz, in einer wahrhaft psychischen Polarisation zu ihrem früheren Leben, wo der Trieb zum Bösen die Oberhand hatte, auftreten.

Fügen wir zu diesen bei Epileptischen und Hysterischen häufig vorkommenden Erscheinungen noch die anderen des Fernsehens, des Transfertes oder der Versetzung der Sinneseindrücke, des Fakirismus, des zweiten Gesichtes und der vorübergehenden Steigerung der Geisteskraft, die man so häufig bei diesen Krankheiten beobachtet und doch von den Gelehrten, die damit nichts anzufangen wissen, meistens geleugnet werden, — so können wir aus der hysterischen Natur des Heiligenwesens dessen sonst wenig begreifliche Erscheinungen, die Wunder, erklären.

Als weiterer Beweis dafür, dass die infolge von Hysterie stattfindende Veränderung des Molekularzustandes im Grosshirn fast wunderbare Erscheinungen von vorübergehender Genialität zeitigt, dient die Geschichte Pickmans, eines sogenannten „Gedankenlesers“, der als Gehülfe des Magnetiseurs Donato, berüchtigten Andenkens, nebenbei die ihn vor Jenem auszeichnende Eigenschaft an sich entdeckt hatte und sie gewerbsmässig ausbeutete. Pickman war ein ungebildeter Mensch, der im Alter von zehn Jahren seinem Elternhause entlief und mit einer Gauklergesellschaft sich umtrieb, und nachdem er einen Arm gebrochen hatte, zwanzig Jahre alt, in Donatos Dienst sich begab, dem er die Künste absah. Die übermässigen Anstrengungen beim Gedankenlesen machten ihn verrückt; im halb somnambulen Zustande glaubte er einen Abgrund zu sehen und stürzte zum Fenster hinaus, auf der Strasse verfolgte er die imaginären Mörder aus den hypnotischen Vorstellungen und vergriff sich an unschuldigen Leuten. Nach zweijährigem Krankheitszustande genas er, nachdem er das hypnotische Gewerbe aufgegeben hatte und verheirathete sich,

blieb aber mit einer Menge von Nervenzufällen behaftet. (Beiläufig gesagt ist er nicht erblich belastet.) Bei der Untersuchung in meinem Laboratorium fand man folgendes: Körper wohlgebildet, mittlere Statur 1,67, Körpergewicht 66,5 kg, Kopfumfang 56,5 cm, Längenbreitenindex 78,2, berechnete Schädelkapazität 1564 ccm. Kopfhaar, Bart und Wimpern blond, Haut fein, rosig, fast wie bei Albinos; leichtes Erröthen und Erblassen. Narben an der Stirn und Kontraktur des letzten Kleinfingergliedes mit Verbildung des Nagels. — Temperatur 37,1, Puls 79, bisweilen verlangsamt und zwar willkürlich. Muskelkraft am Brocaschen Dynamometer rechts 55 kg, links 46 kg. — Sehnenreflexe rechts übermässig, links lebhaft. Gang ataktisch, unsicher; Patient tritt fast nur mit der Ferse auf.

Empfindlichkeit gegen Metalle und Magnet nur am rechten Arm und im Nacken bemerklich. Schnelleres Erröthen des rechten Armes als des linken. Tast- und Geruchsempfindung stumpf, Geschmack stumpf für Bitteres, lebhaft für Salziges. Farbensinn schwach. Gelb und Blau verschwimmt miteinander. Sehkraft verringert auf dem rechten Auge. Gesichtsfeld des rechten Auges beschränkter als das des linken. Wie bei vielen Hysterischen ist im Zentrum der Netzhaut beider Augen eine für Farben wenig empfindliche Zone. — Gehör auf dem linken Ohr um 30 cm stärker als auf dem rechten. — Hyperalgesie, besonders linkerseits, bedeutend. —

Psyche. — Liebe für Frau und Kinder erhalten. Antipathien und Sympathien fast krankhaft, ebenso die Gemüthserregbarkeit für Leid und Freude, namentlich wenn man von ihm spricht. Er ist sehr religiös, — hat wenig Gefallen an Essen und Liebesgenuss, desto mehr an Musik, die ihn beruhigt, wenn er nach Anstrengungen in Wein- oder Lachkrampf verfällt oder von melancholischen Vorstellungen, dass seine Kinder krank oder todt seien, betroffen wird. Nachts schläft er schlecht, höchstens morgens einige Stunden und hat quälende Träume.

Sein Gedächtniss ist so schlecht, dass er die Namen der ihm liebsten Personen vergisst, die jüngsten Ereignisse mit älteren verwechselt, der letzteren indes sich besser erinnert. Er befindet sich in einem halb somnambulen Zustande und hat

gleichwohl Grössenvorstellungen, in denen er sich für ein höheres Wesen hält, ausgenommen dann, wenn ihn das Gefühl seiner Schwäche überkommt. Trotz dieser psychischen Lücken hat er Momente (besonders nach den Anfällen von Weinkrampf), von wunderbarer Klarheit und einer wahrhaften Genialität, in denen er Verse von ergreifender Schönheit und Gedankenfülle unter meinen Augen improvisirt. Ein derartiges Gedicht: „An die Natur" wird mitgetheilt in französischer Sprache. Pickman, *Gazz. litterar.*, Torino 22. März 1890, XIV, Nr. 12 S. 4.

Invocation à la nature.

Mère de l'Univers, nourrice intarissable!
Sein toujours en travail, ovaire inépuisable,
Toi qui, du temps rongeur et de l'Eternité,
Semble tirer ta force et ta fécondité!
Toi dont nul n'a jamais dénoué ta ceinture
O Vierge, aïeule auguste, immortelle Nature,
Le poète, ton fils, te salue à genoux!
Dans tes sentiers cachés, loin des regards, jaloux,
Je me suis hazardé! (pardonne à mon audace!)
Mais tu t'es dérobée et j'ai perdu ta trace
Pour te voir disparaître au bas de l'horizon,
Dans l'abîme sans fond où meurt notre raison.
Mais voici des chercheurs, plus tenaces peut-être,
Qui vous dissèquent l'âme et l'essence de l'être;
Le Monde des esprits, troublant, mystérieux,
Où tout est vague, obscur, redouté, merveilleux,
A ces privilégiés livre les phénomènes
Par qui règnent les forts sur les foules humaines
Et les Mages sacrés qui ranimaient les morts
Semblent ressusciter sous leurs vaillants efforts.
Le Monde ancien s'affole et s'agite et menace
En voyant le succès couronner tant d'audace!
Mais le monde invisible entr'ouvert aux voyants,
Fait hésiter le Sage et rêver les croyants!
L'Hypnotisme est sorti désormais de ses langes:
Par lui sont expliqués les faits les plus étranges.
Le fluide, l'esprit et les centres nerveux,
Entre le mains du fort qui sait dire: Je veux,
Deviennent des leviers qui soulèvent les Mondes,
Et plongent les chétifs dans des terreurs profondes.
Le crime ou la vertu, ne sont plus conscients!
L'opérateur produit des effets foudroyants.

Er hypnotisirt mit grosser Gewandtheit und verfällt selbst sehr leicht in den hypnotischen Zustand, besonders in den der Katalepsie.

Pickmans eigentliche Kunst des „Gedankenlesens“, d. h. das Vermögen zu errathen, was andere Personen im Sinne haben und ihm in Gedanken aufgeben es auszuführen — beschränkt sich nur auf einen sehr engen Kreis, der nicht weit über die Leistungen der bekannten Experimente Paul Janets und Richets an einer hysterischen Frau in Hâvre hinausgeht. Es wird ihm z. B. die Aufgabe gestellt, mit verbundenen Augen und Ohren Zahlen und Worte zu errathen, eine verwickelte Zeichnung zu durchlaufen, einem der Anwesenden so und so viel Schläge zu geben, oder eine Brille auf die Nase zu stülpen, aus einem Kartenspiel eine bestimmte Karte herauszufinden u. dgl. m. Sein Hauptkunststück, das sich immer wiederholt, besteht darin, einen vermeintlichen Mörder zu suchen, unter 12 Messern dasjenige herauszufinden, dessen sich derselbe bedient habe, und den Ort zu bestimmen, wo der Leichnam verscharrt sei.

Bedingung ist für P., dass sein Auftraggeber — obwohl es der erste beste Eintretende sein kann — ihm nicht unsympathisch sei und dass derselbe seine Gedanken in französischer Sprache fixire. Nicht selten bedient er sich, um Erfolg zu haben, zum Theil des Verfahrens der Gedankenleser Cumberland und Bischoff, die ihre Auftraggeber an der Hand mit sich herumführen, aber nur insofern, als er die Hand desselben ergreift und damit seine Stirn reibt. Zu dem Akt bereitet er sich durch Fasten und durch eine starke Portion Kaffee vor. Während des Aktes befindet er sich in ziemlicher Aufregung, sein Athem ist kurz und beschleunigt, das Gesicht geröthet, die Bewegungen hastig, wie bei Hypnotisirten und bald darauf verfällt er in Abspannung — ein Beweis mehr dafür, dass die Sache nicht auf Täuschung beruht, sondern ein Ausfluss seines durch die lange Uebung geförderten krankhaften Nervenzustandes ist.

Uebrigens hat sich durch die Unterbrechung seines Auftretens die Gabe des Gedankenlesens abgeschwächt und fast

ganz verloren. Merkwürdig aber ist, dass auch seine Frau und einer seiner Söhne dieselbe besitzen. — Alle diese Fähigkeiten beruhen aber auf Hysterie. (*Archivio di Psichiatria*, XI. 3.)

Fünftes Kapitel.
Das lautere Genie.

Ein weit gewichtigerer Einwurf gegen unsere Theorie entsteht uns durch das Vorkommen einiger wenigen Fälle, in denen geniale Menschen in ungetrübter Heiterkeit ihre Laufbahn vollendeten, ohne vom Unglück niedergeworfen, ohne je vom Wahnsinn berührt zu werden.

Es waren das Galilei, Leonardo da Vinci, Voltaire, Macchiavelli, Michelangelo, Darwin.

Bei keinem Einzigen unter ihnen soll die gewaltige Kraft und die Harmonie des Denkens gestört worden sein, bei keinem einzigen soll die Leidenschaft für Wahrheit und Schönheit die Liebe zur Familie und zum Vaterlande jemals völlig erstickt haben. Sie haben ihre Ueberzeugung und ihren Charakter niemals gewechselt, sie sind von ihren Plänen nie abgewichen, sie haben keine Arbeit liegen lassen. Welche Sicherheit, welche Ueberzeugungstreue, welche Kraft in allen Unternehmungen und vor allem, welche Mässigung und welche Charaktergeschlossenheit in ihrem Lebensgange!

Solchen Männern konnte es nicht fehlen, an sich selbst den erhabenen Reiz der Inspiration lebhaft zu empfinden, ebenso den peinlichen Hass der Unwissenden und die Qual des Zweifels und der Erschöpfung zu erfahren; aber sie wichen darum nicht von ihrem Wege ab.

Die Idee allein, die sie einzig pflegten, das Ziel und der Stolz ihres edlen Berufes, für welche Jeder unter ihnen geboren zu sein schien, diese Idee, der Mittelpunkt aller ihrer Mühen, ist bis zu Ende geführt worden. Stets ruhig und heiter, klagten sie nicht über Hindernisse; niemals begingen sie auch schwere Irrthümer — die überdies öfter für Ent-

deckungen in den Händen gewöhnlicher Menschen hätten gelten können.

Auf diesen Einwurf habe ich jedoch schon auf den ersten Blättern dieses Buches geantwortet mit dem Nachweis, dass die Epilepsie und ihre Abart, der moralische Irrsinn, nicht bloss bei den Berühmtheiten unbeachtet bleiben kann, bei denen die Bewunderung ihres Namens und ihrer Werke dieses Verkennen bewirkt, — sondern auch bei den Verbrechern, denen ein solcher Nachweis wenigstens die Ehre zurückgeben würde, da er sie von jeder Verantwortlichkeit freispräche.

Wer hätte glauben mögen, dass Cavour Selbstmordversuche machen, dass Richelieu epileptisch gewesen sein könne, wer hätte an Foscolos krankhafte Impulse geglaubt, wenn Davis nach seinem Tode seinen Schädel nicht untersucht hätte. Ueber Sesostris Moralität wüssten wir nichts Gewisses, ohne Arved Barines Mittheilung, dass sein Kopf einem Verbrecherkopfe gleiche; die Stirn schmal und niedrig, die Brauenbogen vorragend, dicke Augenbrauen, der Raum zwischen den Augen schmal, lange, feine Adlernase, hohle Schläfen, vorspringende Jochbeine, voluminöse Kiefer, wenig intelligenter, mehr thierisch wilder, Gesichtsausdruck, stolze Herrschermiene, Kopf im Verhältniss zur Körperlänge klein — das spricht alles für vollständigen Mangel an moralischem Sinn.

Wer hätte ohne Maxime du Camps Enthüllungen etwas von Flauberts Epilepsie erfahren, und wer in Darwin — ohne seine autobiographischen Aufzeichnungen und ohne Mittheilungen seines Sohnes, einen neuropathischen Menschen zu finden vermuthet, in ihm, der ein Musterbild als Vater und Bürger, so mässig in seinen Bedürfnissen und so gar wenig eitel war?

„Während 40 Jahre,“ sagt der Sohn, „ist er nicht 24 Stunden lang gesund wie andere Menschen gewesen.“ Von den 8 Jahren, die er auf die Untersuchung der Cirrhipeden verwandte, hat er 2 Jahre durch Krankheit eingebüsst. Wie alle Neuropathische konnte er weder Hitze noch Kälte vertragen; eine Unterhaltung, die eine halbe Stunde länger als gewöhnlich dauerte, brachte ihn um den Schlaf und hinderte ihn den

nächsten Tag am Arbeiten. Ausserdem litt er an Dyspepsie, an Anämie, an Schwindel (epileptisches Aequivalent, wie wir wissen); er konnte nicht länger als 3 Stunden täglich arbeiten. Ferner hatte er seltsame Gewohnheiten (Tic.). Da er krank wurde, wenn er Zuckersachen ass, so versprach er öfter keine zu geniessen; er hielt jedoch sein Versprechen nur dann, wenn er es mit lauter Stimme gegeben hatte. Mit dem Papier ging er ganz eigenthümlich knauserig um; er schrieb nämlich die Konzepte seiner Briefe auf die Rückseite seiner wichtigsten Manuskripte, die davon gänzlich bedeckt blieben. — Er stellte oft Experimente an, Experimente eines Schwachsinnigen, wie er sie selbst nannte, z. B. liess er einen Bass auf Pflanzen-Kotyledonen einwirken. Wenn er ein Experiment zu machen hatte, so wurde er wie von einer inneren Gewalt regiert. Konservativ, wie er war, benutzte er die Millimetertafeln eines alten Buches, obgleich er wusste, dass sie ungenau waren, an die er aber einmal gewöhnt war. Auch mit seinen alten ungenauen chemischen Wagen wechselte er nicht. An den Magnetismus glaubte er nicht, anfangs auch nicht an die vorgeschichtlichen Steinwaffen. — Er verdrehete, wie seine Tochter mittheilt, sowohl im Sprechen als auch im Schreiben ganze Sätze; er stammelte ein wenig, besonders beim Aussprechen des W. Seine Nase war kurz, platt, die Ohren dick und lang — wie bei Skoda, Rokitansky und Sokrates.

Degenerationszeichen fehlten auch bei seinen Vorfahren nicht. Unter ihnen befanden sich allerdings viele bedeutende, sogar geistvolle Männer. Einer seiner Urgrossväter, Robert (um 1682) war ein genialer Botaniker, Edward Verfasser eines Handbuches über Jagdwesen, das sehr schöne Beobachtungen über Thiere enthielt, sein Vater war ein ausgezeichneter Beobachter; — aber sein Grossvater von Vaterseite, Erasmus, war ein dichterisches Genie und zugleich Botaniker, stammelte und war heftig wie auch einer seiner Söhne, Karl, der gleichfalls Dichter und Sammler war. Ein anderer Oheim von Vaterseite, Erasmus, war als Numismatiker und Statistiker von Bedeutung, endete aber im Irrsinn und durch Selbstmord.

In keiner der vielen Lebensbeschreibungen Michelangelos wird man von einem Makel hören, der seiner zarten und zugleich kraftvollen Seele anhinge, die für die Leiden des Vaterlandes eben so tief wie bei der Darstellung der Schönheit ergriffen war.

Gleichwohl hat die Veröffentlichung seines Briefwechsels[1] und PARLAGRECOS eingehende Forschung eine neue Welt psychischer Anomalien aufgedeckt, die wir keineswegs erwartet hätten.

Eine der wichtigsten darunter ist die völlige Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht, die sich schon in seinen Schöpfungen kundgiebt, indem seine Meisterwerke nur Männer betreffen (Moses, Lorenzo, Guglielmo de Medici u. s. w.). Er scheint niemals nach lebenden Frauen-Modellen gearbeitet zu haben, sondern nur nach Leichen. Seine Bacchantin ist eine Virago mit männlichen Muskeln, mit einem ungeheuren Busen und mit unweiblicher Haltung. Auch unter seinen Liebes-Sonneten, die mehr der Ausfluss der damaligen Mode als der Begeisterung durch die Liebe zu sein scheint, befindet sich keines, welches das Weib priese, das Wort Frau kommt überhaupt nur vierzehnmal darin vor. Dagegen zeigen die Sonnete XII und XVIII in der Sammlung von Barbera eine stark hervortretende Bewunderung für den Mann, und Varchi sagt, sie bezögen sich auf Cavalieri, der sehr schön von Körper und graziös gewesen sei. In:

Maraviglia non è se nudo e solo
Resto prigion di un Cavalier armato

ist offenbar in Petrarcas Manier eine Anspielung auf Cavalieri enthalten.

Es sind auch wirklich zwei Briefe vorhanden — 28. Juli 1523 und 28. Juli 1532 —, in denen er an Cavalieri wie an eine Geliebte schreibt, ihm schmeichelt und schwört, er würde sterben, wenn er ihm sein Herz entzöge. Ein anderer ähnlicher Brief ist an Angelini gerichtet.

In seinen Briefen, sagt PARLAGRECO, begegnet man beständig Widersprüchen zwischen grossartigen und kindischen Gedanken,

---

[1] Firenze 1886.

zwischen Wollen und Ausdruck, zwischen Denken und Handeln; einer ungemeinen Reizbarkeit, höchster Empfindlichkeit, unbeständiger Liebe, grosser Bereitwilligkeit Gutes zu thun, plötzlichen Sympathien, grossen Ausbrüchen von Begeisterung — grosser Furcht, bisweilen unbewusstem Thun, einer wunderbaren Bescheidenheit im Gebiete der Kunst, einer unverständigen Eitelkeit in den Aeusserlichkeiten des Lebens — das sind die verschiedenen seelischen Aeusserungen im Leben Buonarottis, Dinge, die mir den Eindruck machen, als habe der grosse Künstler an einem der Hysterie nahestehenden Zustande gelitten. Täglich entdeckte er eine in früherer Zeit von ihm begangene Sünde und schickte Geld nach Florenz, Messen dafür lesen zu lassen, verschämte arme Familien zu unterstützen; auch arme Mädchen liess er aufsuchen, um sie zu verheirathen und was noch seltsamer ist, um sie Nonnen werden zu lassen. Alles das that er, um das Paradies zu erwerben (Br. 187—214—240—330), um seine Seele zu retten, — er, der gesagt hat, es sei nicht zu verwundern, dass die Fratres eine Kapelle (im Vatikan) ruiniren, da sie die ganze Welt ruinirten.

Zu Zeiten glaubt er ein reines Gewissen zu haben und wünscht dann zu sterben, um nicht in Sünde zurückverfallen zu können, dann wird er aber wieder trostlos und meint, eine Sünde damit begangen zu haben, dass er ein Künstler geworden sei.

Die Vertheidigung von Florenz im J. 1529 ist ein Beweis von Vaterlandsliebe und bewundernswerthem Muthe, denn wenn man bedenkt, dass Michelangelo im Hause der Medici gross geworden ist und in Rom mit den Päpsten Leo X. und Clemens VII. in freundschaftlichen Beziehungen gestanden und von dem Letztern Vieles zu befürchten und zu erhoffen hatte, so konnte es sehr dreist und undankbar erscheinen, die Nach

[1] Conosco di quant' era d'error carca
L'affettuosa fantasia
Che l'arte mi fece idolo e monarca,
Le favole del mondo mi hanno tolto
Il tempo dato a contemplar Iddio.

kommen derselben zu bekämpfen. Wie soll man aber seine Flucht um 1529 rechtfertigen und damit vereinen?

Man weiss, dass er den Entwurf zu einem Thurme für den Herzog Alexander zu machen sich weigerte, um die Tyrannei nicht wieder mächtig werden zu lassen, als aber Herzog Cosimo I. um 1548 das ungerechte Gesetz gegen die verwiesenen Florentiner gab, das nach seinem Verfasser Polverina hiess, da schrieb derselbe (Michelangelo) Erzengel der erhabenen Geister, der Verfasser von zwei der wärmsten patriotischen Epigramme des Cinquecento: „Ich habe mich bis jetzt gehütet, mit den Verwiesenen zu sprechen und zu verhandeln und werde mich auch in Zukunft noch mehr in Acht nehmen.“ Er hielt auch die Annahme der Gastfreundschaft Riccios im Hause der Strozzi, da er krank gewesen sei, für einen Fehler und vergilt so mit niedriger Undankbarkeit eine grossmüthige Handlung. Da ihm das Alles noch nicht genug zu sein scheint, fügt er hinzu, er habe den Gruss der Verwiesenen noch nicht erwidert, wie es die Artigkeit verlange, und schliesst folgendermaassen: Hätte ich gewusst, welcher Art die Verwiesenen sind, so würde ich in keinerlei Weise geantwortet haben.

Er, der in bescheidenster Weise von seinen Kunstwerken spricht, bietet alles Mögliche auf, um den Adel seines Geschlechtes nachzuweisen, nachdem er gefunden zu haben glaubte, dass dasselbe in gerader Linie von den Grafen von Canossa abstamme.

Im Jahre 1546 schrieb er an seinen Neffen Leonardo wörtlich: Man muss ein anständiges Haus in der Mitte der Stadt ankaufen, weil auf das Haus mehr als auf die Besitzungen gesehen wird und weil wir Bürger von vornehmster Abstammung sind.

Michelangelo hing zärtlich an seiner Familie, an seinem Vater, an seinen Brüdern und an seinem Neffen. Er beschenkte sie beständig und verhalf ihnen zu beneidenswerther Wohlhabenheit. Und doch, wie oft zeigt er sich in seinen Briefen an seinen Vater, an seine Brüder und an seinen Neffen übertrieben misstrauisch! Wie oft behandelt er sie ungerecht und verlangt von ihnen unter Vorwürfen, dass sie gemeine Seelen

seien, die sich auf seine Kosten mästen wollten, eine unmögliche Zartheit der Empfindung.

1544 wurde er in Rom schwer krank. Sein Neffe eilt natürlich an sein Krankenlager, Michelangelo wird darüber wüthend und schreibt bitterböse Worte: „Du bist nur gekommen, um mir den Tod zu bringen und um zu sehen, ob ich nichts hinterlasse. Ich habe mein Testament gemacht und zwar so, dass von dem, was ich in Rom besitze, du nichts mehr zu erwarten hast. Uebrigens geh mit Gott und schreibe mir nicht wieder."

Nach drei Monaten war jedoch seine Sprache schon wieder eine andere.

„Ich werde indes nicht verfehlen, daran zu denken, nämlich dich zu unterstützen." Im 97. Brief an Sebastiano di Piombo erzählt er: „Gestern Abend war mir wohl, denn meine melancholische und verrückte Uebellaune verliess mich."[1]

Man könnte einwerfen, dass das Vorkommen so verschiedener Formen von Geisteskrankheit, wie Melancholie, moralisches Irrsein, Verrücktheit, die man vollständig entwickelt oder in Abortivform bei den genialen Menschen beobachtet hat, eine besondere Psychose des Genies, noch mehr aber eine epileptoide eigentlich ausschliesst. — Darauf lässt sich indes antworten: Die neuern Studien über Epilepsie haben das Gebiet der letztern erweitert, sie haben auch nachgewiesen, dass, abgesehen vom impulsiven und hallucinatorischen Irrsein, die Epilepsie sich auf alle Irrseinsformen, vornehmlich auf Grössenwahn und moralisches Irrsein verpflanzt, noch mehr aber auf die vielerlei Wahnzustände, die auf die leichtesten Veranlassungen entstehen, auf die Abortivformen von Geisteskrankheit, die übrigens in fast allen Degenerations-Psychen sehr häufig auftreten. (Vgl. Magnan und Dejerine.)

[1] Aus Guerrazzi *„Lettere inedite"*, Roma 1890, erfahre ich nachträglich, dass er an Epilepsie gelitten hat.

Sechstes Kapitel.

Schlussfolgerungen und Anwendung auf historische und ästhetische Kritik.

Zwischen der Physiologie des Mannes von Geist und der Pathologie des Irren giebt es demnach sehr zahlreiche Berührungspunkte, die sogar eine wirkliche Kontinuität zwischen beiden herstellen. Man kann sich daraus das häufige Vorkommen von geistreichen Irren und von geisteskranken Genies erklären, die zwar ihre eigenthümlichen Eigenschaften besitzen, aber Eigenschaften, die auf der Uebertreibung derjenigen beruhen, welche das Genie verleiht.

Das häufige Vorkommen von mannigfachen Wahnvorstellungen, von Degenerationszeichen, von Mangel an Gemüth, die Abstammung von Alkoholikern, von Schwach- und Blödsinnigen, von Epileptischen und vor allem die besondere Art der Inspiration zeigen, dass das Genie eine Degenerations-Psychose aus der Gruppe der Epilepsie ist. Dieser Schluss wird auch durch das häufige Auftreten einer vorübergehenden Genialität bei den Irren und durch die neue Gruppe von Halbirren (Mattoiden) bestätigt, denen die Krankheit alle Aeusserlichkeiten des Genies ohne dessen inneren Gehalt verleiht.

Die in diesem Buche entwickelten Gedanken können und werden einen Probirstein für Erzeugnisse der Kunst und Litteratur, vielleicht auch für wissenschaftliche Dinge, abgeben, vorausgesetzt, dass man die Grenzen psychologischer Beobachtung nicht überschreitet. In Sachen der Kunst wird die übertriebene Detailmalerei, der Missbrauch mit Symbolen, Inschriften oder sonstigem Beiwerk, die Bevorzugung gewisser Farben, das maasslose Suchen nach neuem ein Merkmal für mattoide Art abgeben. In Sachen der Wissenschaft und in Briefen wird der häufige Gebrauch von Wortspielen, das übertriebene Systematisiren, der Hang, von sich zu reden, durch ein Witzwort die Logik zu ersetzen, die grosse Vorliebe für Verse und Assonanzen in der Prosa, die hochgradige Originalität als krankhaft anzusehen sein. Derselbe Fall ist es mit

der Sucht, in Manier der Bibel, in kurzen Sätzen und besonderen, betonten Ausdrücken zu schreiben und die Sätze zu wiederholen oder sie mit gemalten Symbolen zu begleiten. Ich muss gestehen, dass mich oft Besorgniss für die künftige Generation befällt, wenn ich sehe, wie sehr diese Verschrobenheit unter den die öffentliche Meinung leitenden Organen verbreitet ist, wie oft man die wichtigsten sozialen Fragen mit den Wortspielen von Narren und mit Stichworten aus biblischen Zeiten abthut, als ob unsere kräftigen Lungen dem männlich starken Athem der lateinischen Sprechweise nicht mehr gewachsen wären.

Andererseits mahnt die Aehnlichkeit, welche die Mattoiden mit den geistreichen Menschen bezüglich ihrer krankhaften Erscheinungen, und mit den Gesunden in Beziehung auf praktischen Sinn und Geschicklichkeit haben, zur Vorsicht gegen gewisse Systeme, die, besonders in den abstrakten und unsicheren Wissenschaften, unter den Händen von Leuten hervorsprudeln, die nicht befähigt für solche Dinge sind, oder die ihnen fremd sind. Schwülstige Reden, Assonanzen, paradoxe, bisweilen originelle, aber stets unvollständige und widerspruchsvolle Meinungen vertreten bei ihnen das stille, auf sorgfältiger und ruhiger Erforschung von Thatsachen beruhende Denken. — Derartige Bücher sind fast immer das Werk wirklicher aber unwissentlicher Marktschreier, wie es die Mattoiden sind, und sie sind in der Litteratur weit häufiger, als man es im allgemeinen glaubt.

Aber nicht bloss die gewöhnlichen Menschen, auch die Lenker des Staates sollten auf der Hut sein vor den Ganz- und Halbnarren, nicht etwa weil man die vermeintlichen Reformatoren ernst nehmen könnte, sondern weil die Hindernisse, die man ihren oft nur unschuldigen Grillen und Wahnvorstellungen entgegenstellt, die letzteren verschärfen und in gefährliche Thaten umsetzen, die zu Rebellion und Königsmord führen können.

Erwägen wir ferner, dass ein wirklich Geisteskranker Proben von Genie ablegen kann, worüber die Menge in Staunen und Bewunderung geräth, so giebt uns das einen sicheren

Grund zur Widerlegung derjenigen Juristen und Richter, die aus der Erhaltung der Geistesthätigkeit auf volle Verantwortlichkeit schliessen — und Irrsinn dabei sofort für unmöglich halten.

Wir können uns nunmehr erklären, wieso Irre und Halbirre, sogar mit sehr wenig Geist begabte (Passanante, Lazzaretti, Drabicius, Fourier, Fox), die Menge in Aufregung zu bringen und sogar oft politische Umwälzungen herbeizuführen im stande waren; noch besser aber, wie so hochbegabte und zugleich krankhaft erregte Geister (Mohammed, Luther, Savonarola, Schopenhauer) auf Jahrhunderte lang der Wahrheit Bahn zu brechen vermochten, indem sie alle Hindernisse übersprangen, die jeden kalten Berechner abschrecken mussten. Wir sehen, dass von solchen Menschen fast alle Religionen, sicher aber alle Sekten ausgegangen sind, von denen die alte und die neue Welt in Bewegung gesetzt worden sind.

Das häufige Vorkommen von Genialen unter Irren und von Irren unter Männern von Geist erklärt uns, wieso das Schicksal der Völker so oft in den Händen von Geisteskranken liegt und wieso diese zum Fortschritt des Menschengeschlechts beitragen konnten.

Endlich scheint uns die Natur durch die Aehnlichkeit und das Beisammensein der Erscheinungen von Genie und Geisteskrankheit daran mahnen zu wollen, dass man das höchste Unglück, das Irresein, zu achten habe, andererseits aber auch daran, dass man sich nicht verblenden lasse durch diese Genien, die, anstatt zur Sonne sich zu erheben, als verlorene Sternschnuppen in der Erdrinde, inmitten von Irrwegen und Abgründen, sich verlieren könnten.

Nachträge.

Wunderkinder.

Bei IDELER, Theorie des Wahnsinnes, Bd. I, S. 331 und 546 finden wir über die sogenannten Wunderkinder folgendes:

1. HECQUET, *Le naturalisme des Convulsions dans les maladies de l'épidémie convulsionaire,* Soleure (Paris) 1733 in 12me 3 Bde. theilt über die fanatisirten Kinder während des Aufstandes in den Cevennen mit:

Ein 5jähriges Kind hatte zuerst Konvulsionen, dann verkündigte es das Unglück Babylons und ermahnte zur Busse. Häufig wiederholte es die Worte: Je te dis, je t'assure mon enfant — in französischer Sprache, nicht im landesüblichen Langue d'oc. — Unter 4 inspirirten Kindern von 3—6 Jahren wurde besonders ein 3jähriges so ergriffen, dass es zur Erde fiel, sich Faustschläge versetzte und schrie, es müsse so leiden wegen der Sünden seiner Mutter. — Susanne Jonquet, zwischen 4 bis 5 Jahre alt, sprach während der Konvulsionen nur reines Französisch, Marie Suel, 6 Jahre alt, verkündete beim Nachlass der eine Viertelstunde dauernden Konvulsionen den Untergang Babylons (d. i. der römischen Kirche); desgleichen ein 6jähriger Knabe für das Jahr 1708; — ein 3jähriges Kind hielt rührende ermahnende Ansprachen in reinem Französisch; — desgl. sprach ein 1¼ jähriger Knabe nach den Konvulsionen französisch mit lauter Stimme: „Je te dis mon enfant"; ein 14 Monate altes Kind, das noch nie gesprochen hatte, sprach in der Wiege französisch und forderte zur Busse auf.

Es mag indes wohl viel Uebertreibung mit untergelaufen sein.

2. Ein Lübecker Kind, geboren 1721, gestorben 1725, sprach im 10. Monat, wusste im 12. die wichtigsten Ereignisse aus dem Pentateuch, im 13. die Geschichte des alten, im 14. die des neuen Testamentes. 2½ Jahre alt, besass es geographische Kenntnisse, sprach bald danach Latein, dann Französisch und kannte am Ende des dritten Jahres die Genealogie der vornehmsten Häuser Europas, konnte schreiben, war übrigens oft krank und starb mit christlicher Ergebung 4 Jahre alt.

Kardinal Lugo konnte im 3. Jahre lesen.

Tasso fing vor dem 3. Jahre an Grammatik zu treiben, konnte vor dem 7. Jahre sehr gut Latein und etwas Griechisch.

Der Spanier Hernandez wusste schon vor seinem 7. Jahre sehr gut Griechisch, Latein, Französisch, Italienisch und Spanisch.

Ein junger Mann wiederholte 36000 Namen, die er nur einmal gehört hatte, in derselben Ordnung.

Königin Elisabeth von England schrieb in ihrem 4. Jahre einen merkwürdigen Brief.

Francis Baco bezog in seinem 13. Jahre die Universität und las im 16. über Aristoteles.

Morel von Barcelona (1604) verstand im 12. Jahre Latein, Griechisch, Hebräisch und disputirte in Lyon über logische und metaphysische Gegenstände.

Antoniano, später Kardinal, überreichte als 11jähriger Knabe dem Papst Leo X. einen Blumenstrauss mit einem improvisirten Gedicht.

Alcibiades Beneducci, 14 Jahre alt, Lektor der englischen Litteratur an der schottischen Schule zu Alexandrien in Aegypten, ist wohl gegenwärtig der jüngste Professor der Welt.

(Die Reihe liesse sich noch stark vermehren. Fr.)

Die Lokomotive.

(Zu Seite 207, Zeile 10 gehörend.)

Die Sonne sinkt. Rings auf dem Felde
Beschliesst sein Tagewerk der Landmann.
Müde steigt die Heerde von der Bergtrift,
Und rasch vorüber eilt die Post.
Klar ist der Himmel, kein Lüftchen regt sich;
Der Vögel Gesang erstirbt im Gehölz.
In der Ferne nur qualmt noch die Stadt,
Leiser redet die Natur.

Sie (Lokomotive) wird den Rundgang um die Erde machen,
Selbst unterm Ozean wird einst sie rollen. —
Doch ihre Feueraugen künden,
Noch manches blut'ge Opfer wird sie fordern.

Dem Fortschritt gleich, bricht sie die Hindernisse
Die ihrem Laufe sich entgegenstemmen;
Und so wie er, wird sie, der Menschheit grösstes Wunder,
Erstaunliches vollbringen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Würde ihr Uebereifer nicht gezügelt,
Sie möcht' am Ende in den Tod sich stürzen;
So dass des Erdballs ungemess'ne Räume
Zu klein selbst wären für solch rasend Stürmen.

Der höchsten Berge rauhe Gipfel selber
Vermögen ihr den Zugang nicht zu wehren;
Das schönste Blachfeld muss Tribut ihr zollen,
Das tiefe Thal weist ihre Zeichen auf
Gleich wie der Bach, der rauscht in enger Schlucht.

Das Ungethüm, es hebt die Grenzen auf,
Die die Nationen voneinander trennen.
Nicht Schranken kennt es,
Denn es wölbt derselbe Himmel sich über ihm,
Und es vermehrt die Stundenzahl,
Die uns beschieden ist hienieden zu verleben.
Es bringet Leben in die ärmste Hütte,
Und rückt die grössten Fernen aneinander.

Es knüpfet der Vertheidigung Band,
Wenn unser Heimathland bedroht ist,
Es bringt die Truppen Frankreichs dann
Frisch, wohlgerüstet in des Feindes Land
Und führt, nach manchem blut'gen Tanz,
Als Sieger wieder sie zurück,
Stolz auf den neu erworb'nen Ruhm.[1]
Der Puls ihm dann noch höher schlägt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Dies Ungeheuer, des kleinster Theil
Die Frucht beständ'gen Denkens ist,
Zeigt, dass im menschlichen Geschlecht
Der Fortschritt stets lebendig ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Beherrschung der rohen Gewalten,
Der Hauch von oben ist es, der das Erz belebt.

---

[1] Der Dichter hat 1871 wohl schon vergessen. (Uebers.)

Sach-Register.

Berichtigungen.

S. 8 Z. 19 v. o. lies Erasmus, Salmasius anstatt Erasmus Salmasius.
S. 58 Z. 22 lies Lucilius anstatt Lucius.
S. 66 Z. 3 v. o. lies Mero anstatt Nero.
S. 66 Z. 4 v. u. lies Helius (Eobanus) anstatt Hessius. Starb 1540 in Marburg (Hessen).
S. 68 Z. 30 lies sich anstatt isch.
S. 81 Z. 2 und 4 v. u. lies Stöcke anstatt Röcke.
S. 84 Z. 2 v. o. fehlt die Zahl [1] für die Anmerkung [1].
S. 87 Z. 28 v. o. lies es anstatt er.
S. 89 Z. 3 „ „ mir anstatt wir.
S. 93 Z. 15 „ „ febris anstatt fibris.
S. 94 Z. 5 „ „ sich zu anstatt zu sich.
S. 121 Z. 12 „ „ März anstatt Mai.
S. 131 Z. 12 „ „ Parthogenesis anstatt Pathogenesis.
S. 132 Z. 19 „ „ 1836 anstatt 1876.
S. 134 Z. 20 „ „ was uns erlaubt sie durch andere anstatt erlaubt und — versuchen sie.
S. 156 Z. 10 v. u. lies 3 anstatt 2.
S. 158 Z. 7 „ lies Philosophen anstatt Philosophie.
S. 158 Z. 1 „ „ Simson anstatt Simon.
S. 170 Z. 6 v. o. lies Vicenza anstatt Viacenza.
S. 172 Z. 18 „ „ Tréguier anstatt Tergnier.
S. 175 Z. 9 „ „ Arneth anstatt Arnoth.
S. 215 Z. 10 „ „ sah anstatt sehe.
S. 251 in der Anmerkung lies crucifiement.
S. 287 Z. 26 v. o. lies vorsintfluthlichen.
S. 291 Z. 9 „ „ cerebralis anstatt celebralis.
S. 319 Z. 14 „ „ vort anstatt vrot.
S. 319 Z. 4 v. u. lies wuth „ manie.
S. 328 Z. 14 „ „ jener „ jeder.
S. 330 Z. 22 v. o. lies bösen, vor Geistern.
S. 361 Z. 8 v. u. lies es, vor nannte.
S. 377 Z. 15 „ „ an, vor der.

SCHÄDEL.

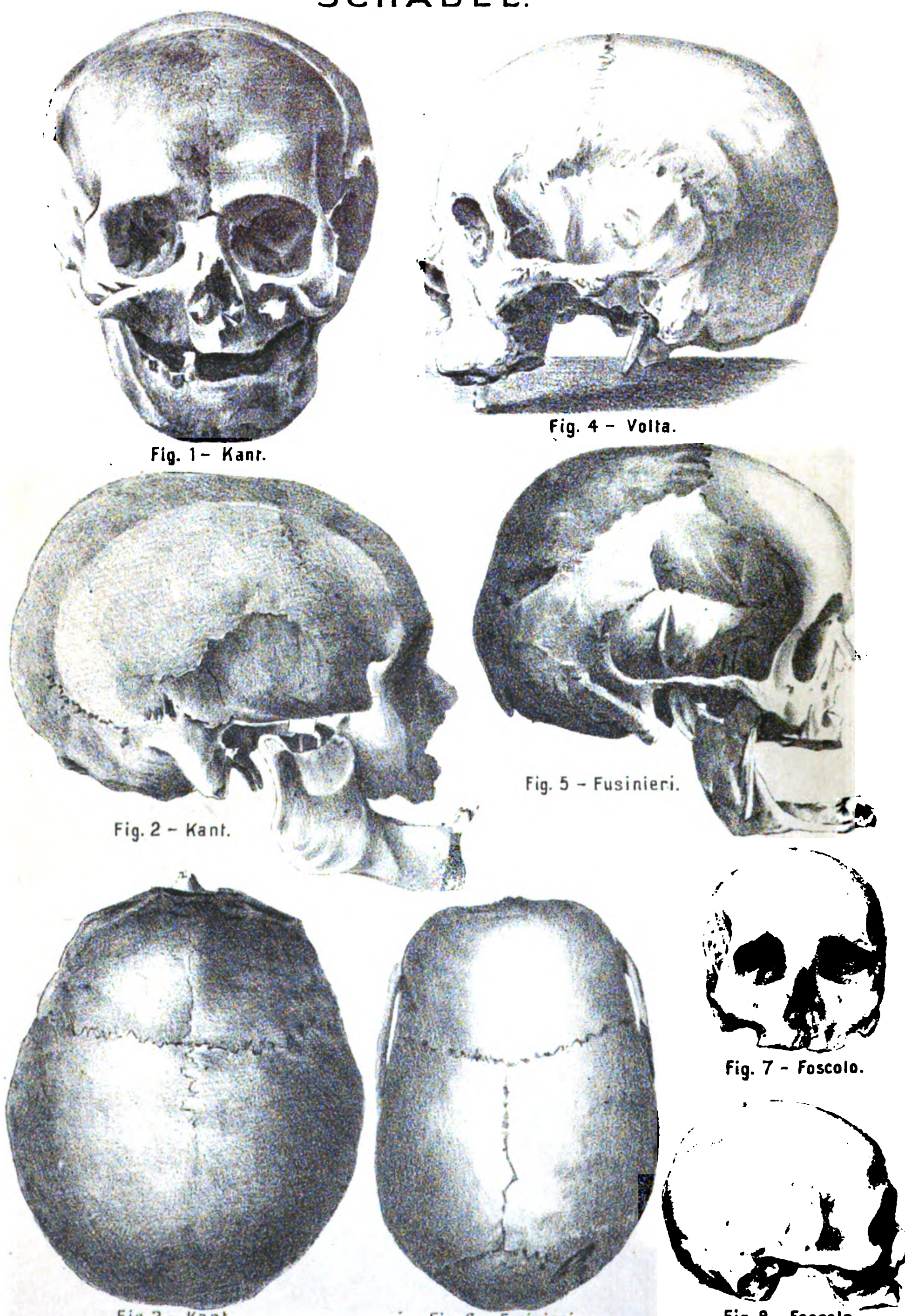


Fig. 1 - Kant. Fig. 4 - Volta. Fig. 2 - Kant. Fig. 5 - Fusinieri. Fig. 7 - Foscolo. Fig. 3 - Kant. Fig. 6 - Fusinieri. Fig. 8 - Foscolo.

Fig. 1·2·3 — (S. *Arch. für Anthropologie* vol. 13. — Braunschweig, 1881).
Fig. 4 — (Lombroso op. cit.) Fig. 5-6 — (Canestrini, op. cit.).
Fig. 7-8 — (Museum de l'Acad de Med. de Turin).

GEHIRNE.

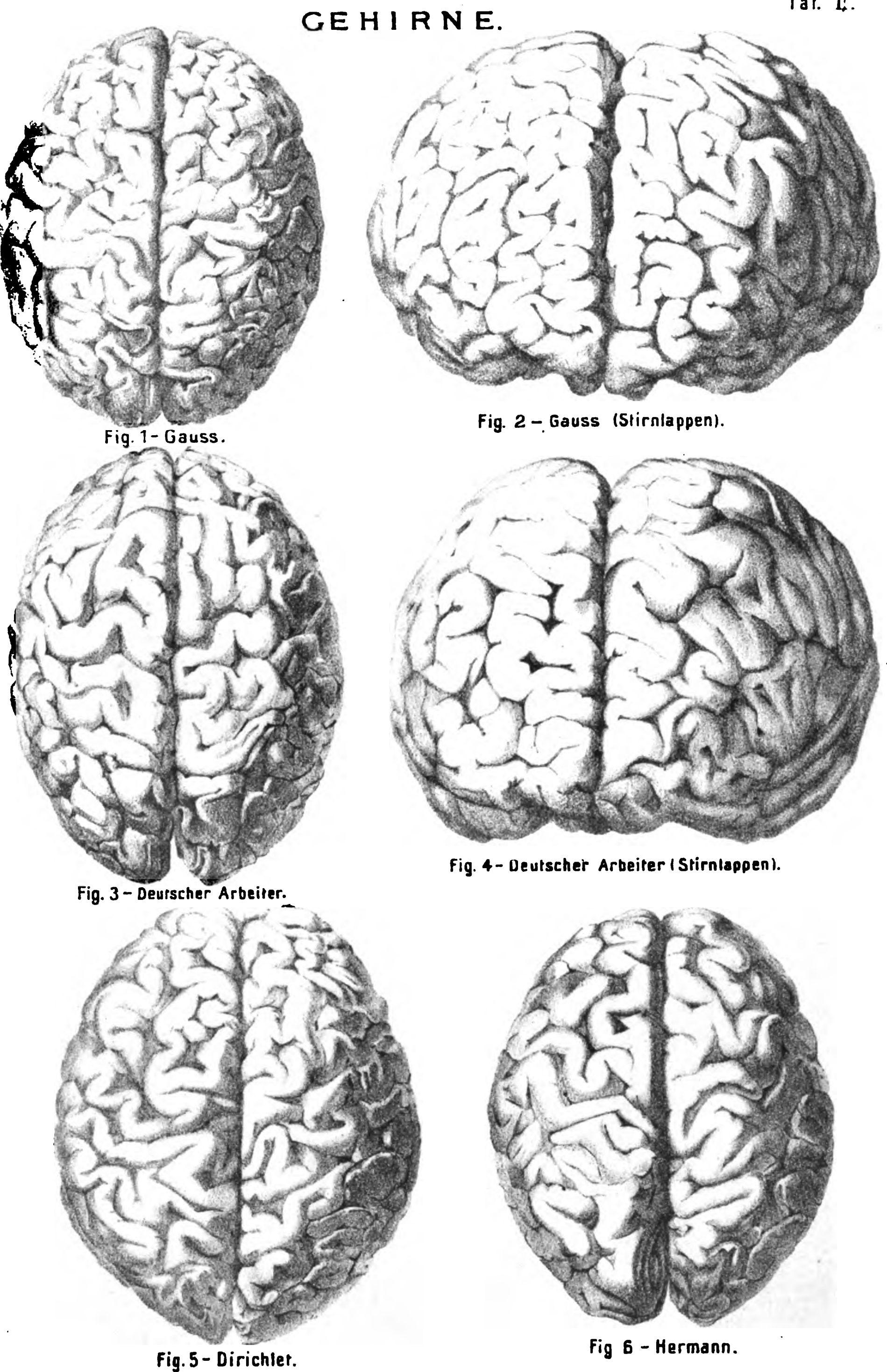


Fig. 1 - Gauss.

Fig. 2 - Gauss (Stirnlappen).

Fig. 3 - Deutscher Arbeiter.

Fig. 4 - Deutscher Arbeiter (Stirnlappen).

Fig. 5 - Dirichlet.

Fig 6 - Hermann.

(S. Wagners *Abhandlungen* — Göttingen, 1860).

